ERNST KABISCH

Deutscher Siegeszug in Polen



Deutscher Siegeszug in Polen

Von Ernst Kabisch

General der Infanterie z. V.

Mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln

Entwurf und Handzeichnung der beigefügten beiden Kartenskizzen von Generalmajor a. D. Flaischlen



Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Einband und Schutzumschlag: Eugen Funk

1.—6. Tausend

Druck: Union Druckerei G.m.b.H. Stuttgart, 1940 / Printed in Germany

Inhalt

Vorspruch

O Deutschland, mein Deutschland, nach Osten aufgeschaut,
Wo gelb die Weichsel flutet, wo tief die Memel blaut!
Wo die weißen Birkenwälder in der braunen Heide stehn,
Da sollen deutsche Fahnen auf ewig wehn.

(Ernst Kabisch, Lida — Weißrußland — Juni 1917)

Brief aus Warschau

Feldpostnummer xxx, Postsammelstelle Königsberg i. Pr.
6. Oktober 1939.

Lieber ...!

Ich bin im Nachschubstab einer ostpreußischen Division Fahrer des Truppenarztes. Mein Wagen wurde einbeordert; so bin ich dazu gekommen, daß ich den Polenkrieg mitmachen konnte, trotzdem ich nicht gedient habe. Abenteuer hat es reichlich gegeben; bei dem raschen Vorrücken sind wir schon manches Mal durch Überfälle durchgebrochener oder versprengter polnischer Truppenteile in Gefahr gewesen. Dadurch haben andere Nachschubstäbe schon schwere Verluste gehabt, und wir sind einmal noch im letzten Augenblick vor 65 Tellerminen bewahrt geblieben. Tellerminen kennst Du natürlich: diese heimtückischen Sprengkörper mit starker Sprengladung, die unter einer breiten Platte, dem „Teller", so liegen, daß sie sich entzünden, sobald auf irgendein Stückchen des Tellers eine Last kommt, und dann gibt's Himmelfahrt. Die Teller selbst sind so mit Erde bedeckt, daß man sie so ohne weiteres nicht bemerkt. Dazu denke Dir nun die Wegeverhältnisse in Polen!

Freilich war es ein Geschenk Gottes, daß wir nicht in eine Regenzeit kamen, nicht den Schlamm, die Sümpfe und Moräste Polens erproben mußten, von denen Napoleon 1806 gesagt hat, er habe in Polen „ein fünftes Element, den Dreck" kennengelernt. Nein, das Wetter war auch für unsern, ja meist durch schönes Herbstwetter ausgezeichneten Osten unerhört schön. Dadurch stellte sich etwas anderes sehr Schlimmes für die Infanterie ein: der ganz außergewöhnliche Staub. Alles war von ihm erfüllt, Luft und — Gemüt! Wenn motorisierte Kolonnen sich begegneten, das war geradezu lebensgefährlich. Der Fahrer, das heißt also bei uns ich, sah kaum den Wagen, der unmittelbar vor ihm war. Dicke Wolken von qualmendem Staub wurden einem von jedem begegnenden Wagen vor das Fenster gejagt. Die armen Kraftradfahrer, die in diesem Dreck ohne Schutz fahren mußten! Sie sahen aus wie die Müller. Ihre Leistungen wurden ja auch besonders anerkannt. Bei all dem Staub mußte man sich noch vor den Bomben- oder Minenlöchern, die in die Wege und Straßen gesprengt waren, in acht nehmen — sogar vor den Minen selber. Ein Hauptmann unserer Division sauste mit seinem Kraftwagen über eine Mine, die genau den Hinterwagen abriß — wie seiner Zeit das

Fallgitter dem Pferd vom Baron Münchhausen das Hinterteil —, und wie dieser unversehrt auf dem Vorderteil seines Pferdes, so saß der Hauptmann mit seinem Begleiter unversehrt über den zwei Rädern des Vorderwagens! Einmal mußten wir stoppen, weil vor uns eben jene erwähnten Minen festgestellt wurden. Polnische Landarbeiter wurden zur Suche nach ihnen herangeholt. Diese Naturmenschen hatten einen für uns ganz erstaunlichen Blick dafür, ob sie auf gewachsenen oder künstlich zurechtgemachten Boden traten, und haben die 65 Minen gefunden, ohne auf eine einzige davon zu treten. Dann wurden die Biester alle auf einmal gesprengt: den fürchterlichen Knall kannst Du Dir denken! So — diese Straße war frei bis zum nächsten Bombentrichter, um den erst ein Umweg geschaffen werden mußte. Die Polen hatten gerne zu beiden Seiten von solchen Trichtern Minen gelegt — auch die ich eben beschrieb, war eine solche Stelle.

Vor Praga lag unser Munitionskommando in der Reichweite der polnischen Geschütze und ist in einer Nacht wie durch ein Wunder nicht getroffen worden. Die Polen ahnten natürlich nicht, daß dort die Munition lag, sie suchten unsere Batterien — aber von denen standen die schweren hinter dem Depot, die Feldhaubitzen davor! Das Depot lag also richtig im Strichfeuer. — In unserem Abschnitt fiel übrigens Generaloberst Freiherr von Fritsch. An demselben Nachmittage, an dem er fiel, kam der Führer bei uns vorbei, begleitet von Generaloberst Keitel, Außenminister von Ribbentrop und Reichsführer SS Himmler. Das war das erste Mal, daß ich diese vier Männer sah!

Am 3. und 4. Oktober war ich in Warschau. Und denke Dir, was ich für Glück hatte: ganz durch Zufall treffe ich in einer Straße den Mann meiner Base Erika. Beide haben mit ihrem kleinen Mädchen die Schrecken der Kämpfe in und um Warschau miterlebt und sind mit heiler Haut davongekommen. Was das heißen will, kann nur der beurteilen, der sich Warschau in den Tagen nach der Übergabe angesehen hat. Fast alle Dächer fort, andere gänzlich durch Maschinengewehrfeuer und Sprengstücke zersiebt, Metalldächer von der Hitze der Brände vollständig in die Höhe gebogen — aufgewölbt. Durch die Tiefangriffe der Flieger sind viele Gebäude mit Maschinengewehreinschüssen besät. Die polnische Artillerie stand in den Straßen der Stadt; so mußte sie eben im ganzen Stadtinnern bekämpft werden — als wenn die Polen absichtlich die Vernichtung ihrer Hauptstadt gewollt hätten. Nun, und daß die polnische Artillerie vom Ostufer der Weichsel damit begonnen hat, die Vorstädte zu beschießen, in die am 7. September unsere Panzertruppen eingedrungen waren, das wirst Du ja wissen. Ausgerechnet Brandgranaten haben sie dazu genommen! Was sie damit ausgeräuchert haben, war natürlich nicht unsere Panzerwaffe — es waren die Einwohner.

Durch diesen unsinnigen Kampf hat Warschau stark gelitten. Man wird ungeheueren Schutt abfahren müssen, und es wird viel Arbeit kosten, bis die Stadt

wieder aufgebaut ist. Es ist ein Anblick des Grauens, wenn man elende Menschen täglich durch die Trümmer wandern, stundenlang nach Brot und Wasser Schlange stehen, Frauen, deren ganze Erscheinung beweist, daß sie einst wohlhabend waren, in wertvollen Pelzen barfuß auf den Feldern sich Kartoffeln suchen sieht. Bei der Landbevölkerung ist die im Schafspelz barfuß daherkommende Frau freilich ein ganz gewöhnlicher Anblick. — Denke, was das heißt, nach Wasser Schlange stehen müssen, weil die Wasserleitung zerstört ist und natürliche Brunnen, wenn überhaupt noch solche irgendwo vorhanden sind, jedenfalls in keiner Weise ausreichen! Das Wasser muß herangefahren und ausgegeben werden. Nun, da wird ja die deutsche Verwaltung bald Ordnung schaffen.

Aber weiter: überall rauchen die Aschenhaufen, ragen die ausgebrannten schwarzen Hausmauern, stinkt es abscheulich nach allem Möglichen. Und immer wieder packt einen der Gedanke: was liegt noch alles unter den Trümmern begraben! Es ist ein apokalyptisches Bild.

Die Beschießung durch unsere Artillerie konnte ich bei Tage aus der Schützenlinie mehrere Male beobachten, einmal auch einen Bombenangriff durch unsere Flieger und an einem Abend auch das Artillerieschießen von einem Fabrikhochhaus. Es war ein großartig-fürchterlicher Anblick der Zerstörung, wie man ihn so leicht nicht wieder erleben wird, denn wo wird man sonst inmitten einer Millionenstadt den Straßenkampf planmäßig aufbauen gegen den Angriff modernster Artillerie! Es ist mir ja manches Mal durch den Kopf gegangen, daß ich beim Vormarsch fast dieselben Orte berührt habe, die mein Vater 1915 beim Vormarsch der Armee Gallwitz und 1914 unter Mackensen mit schweren Feldhaubitzen durchschritten oder um die er gekämpft hat. Was für ein Unterschied zwischen dem, was er uns aus jener Zeit erzählt hat, und dem, was ich jetzt erlebe! Aber nun liest Du vielleicht, was ich mir aus kurzen, hastigen Gesprächen mit Vetter und Base von ihren Erzählungen aus der Zeit von Kriegsbeginn bis zur Übergabe der Stadt aufgezeichnet habe und Dir hier beilege.

Am 30. August gab der Präsident Mościcki (Moschtschitzki) den Befehl, der die allgemeine Mobilmachung bedeutete. Großspurig schrieb die „Gazeta Polska", zu deutsch „Polnische Zeitung", ein großes Warschauer Blatt: „Unsere Nerven sind im Nervenkrieg siegreich geblieben und werden auch die Probe eines wahren Krieges bestehen." Alle möglichen großmäuligen Einzelpersonen, Verbände, Vereinigungen fühlten sich bewogen, ihre Entschlossenheit und ihren patriotischen Eifer öffentlich zu bezeugen. Habt ihr so etwas auch in Deutschland nötig gehabt? Uns kam es immer so vor, als wenn die Kinder im Dunkeln sich durch Lärmen Mut machen wollen. So wurde am 30. schleunigst die polnische wissenschaftliche Akademie zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen, um an alle wis-

senschaftlichen Akademien und die Vereinigungen der Wissenschaftler und der Schriftsteller der ganzen Welt (!) einen Aufruf zu richten. Die jahrhundertelangen Traditionen Polens bewiesen, so prahlten sie, daß der Kulturentwicklung und den Kulturbedürfnissen der deutschen Minderheit niemals in Polen ein Zwang auferlegt worden sei oder auferlegt werde. Die Deutschen aber unterdrückten die religiösen und nationalen Gefühle der polnischen Minderheit durch Gewaltakte; das müsse die ganze Welt verdammen. Nun, der Pole lügt immer!

Dann kam der 1. September. Wir erfuhren, daß die deutschen Truppen die Grenze überschritten hätten. Das überraschte uns. Wir wußten, daß schon seit Wochen die polnischen Truppen im Aufmarsch gegen Ostpreußen, gegen Danzig, in Posen und gegen Ostoberschlesien waren. Wir hatten gehört, daß man sofort Ostpreußen und Danzig besetzen, den deutschen Grenzschutz überrennen und im raschen Siegeszuge „do Berlina" („nach Berlin") marschieren werde. Hatten die Polen sich eingebildet, daß es sich immer noch um „Nervenkrieg" handle? daß Deutschland so lange warten würde, bis England und Frankreich mit ihren Vorbereitungen weit genug gekommen wären, um ihnen das Zeichen zum Losschlagen zu geben? Jedenfalls sah man überall verstörte Gesichter, als es hieß: „In der ganzen Ausdehnung unserer Westgrenze deutscher Einmarsch." Alsbald kam eine Proklamation des Präsidenten Mościcki: „In dieser Nacht hat unser jahrhundertelanger Feind die Angriffsoperationen gegen den polnischen Staat begonnen. In diesem historischen Augenblick wende ich mich an alle Bürger des Landes mit der tiefen Überzeugung, daß die ganze Nation sich um den Oberbefehlshaber der Armee (das war der Marschall Rydz Smigly) scharen wird, um ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre Ehre zu verteidigen und dem Angreifer eine würdige Antwort zu geben, wie das schon mehr als einmal in der Geschichte zwischen Polen und Deutschland vorgekommen ist. Die ganze Nation wird in geschlossenen Reihen zum Kampf und zum vollständigen Siege marschieren!" Du siehst, an großen Worten fehlte es nicht. — Wir haben immer überlegt, wo denn eigentlich die Polen schon öfter siegreich gegen „Deutschland" gekämpft hätten, haben aber nichts weiter gefunden als die Niederlage des Deutschen Ordens 1410 bei Tannenberg — denn in der Schlacht bei Warschau 1656 wurde Polen doch von Schweden und Brandenburgern gründlichst geschlagen! Bei Tannenberg aber kämpfte unter polnischem Banner der vereinigte damalige Osten (Rußland zählte noch gar nicht) von der ungarischen Grenze bis einschließlich Litauen gegen die Ordensritter, die von den deutschen Städten in Preußen im Stich gelassen waren und auch noch Verrat in den eigenen Reihen erleben mußten. Es ist lächerlich, da von einem Kampf zwischen Polen und Deutschland zu sprechen! Oder hat Herr Mościcki etwa an die Gewalttaten der sogenannten „Aufständischen", der Mordbanden des Landesverräters Woiczech Korfanty vom Mai 1921 in Oberschlesien

gedacht? Dann hat er vergessen, daß damals der deutsche Selbstschutz erst durch die Macht der Entente gezwungen wurde, das Abstimmungsgebiet zu räumen, ehe die Aufständischen dort ihre Blutherrschaft einrichten konnten! —

Am 3. September folgte dem Präsidenten Herr Rydz Smigly:

„Soldaten! Deutschland, unser jahrhundertelanger Feind, hat am 1. September die Republik Polen angegriffen. Die Stunde ist gekommen, unsere Soldatenpflicht zu erfüllen. Ihr streitet für die Existenz und die Zukunft Polens. Der Feind muß mit seinem Blut jeden Schritt teuer bezahlen, den er auf polnischem Gebiete macht. Im Vertrauen auf unser Recht und die Gerechtigkeit Gottes muß jeder sich aufs äußerste anstrengen. Wie auch die Dauer des Krieges und die Opfer, die er fordern wird, ausfallen mögen: der Endsieg wird uns und unseren Verbündeten gehören."

Schon am 1. September hatten deutsche Flieger kurze Zeit lediglich beobachtend über Warschau gekreist und waren bald wieder verschwunden. Am 3. September aber wurde es Ernst. Wieder erschienen deutsche Flieger, und es kam zu Luftkämpfen mit polnischen. Wir waren damals alle so neugierig, daß wir von der Straße aus zusehen mußten, ohne an eigene Gefahr dabei zu denken. Allzulange dauerte dieser Kampf nicht: ein polnischer Flieger nach dem andern stürzte ab, auch ein Fesselballon flammte auf. Als nach kurzer Zeit sechs bis sieben polnische Flugzeuge abgestürzt waren, suchten die andern ihr Heil in der Flucht. Die deutschen Flugzeuge kreisten noch eine Weile über Warschau, ohne sich um den Beschuß aus den Flaks viel zu kümmern — anscheinend waren sie zu hoch —, dann verschwanden sie. Bomben haben sie an diesem Tage noch nicht abgeworfen. —

[Französische, schweizerische, belgische, holländische Blätter brachten schon damals Schwindelnachrichten, die von der Warschauer Telegraphenagentur „Pat" verbreitet wurden: „Die deutschen Flieger bombardierten entgegen den Versprechungen des Führers die Zivilbevölkerung, Warschau brenne und so weiter." Der Warschauer Berichterstatter des (englischen) Reuterbüros war noch ehrlich: „Offenbar", schrieb er, „haben die deutschen Flieger dem Befehl Hitlers gehorcht, die Zivilbevölkerung nicht zu bombardieren. Man bedauert hier die Gerüchte im Ausland, wonach Warschau in Flammen stehen soll. Ich habe einen großen Teil der Stadt durcheilt und alles normal gefunden. Irgendwo sollte es brennen, aber ich habe nicht feststellen können, wo." —]*)

Nein, damals ist von Bombenabwurf auf die Zivilbevölkerung keine Rede gewesen. Freilich, später, als durch den Kommandanten, General Czuma, die Stadt selbst zum Kampfplatz gemacht worden war, die polnische Artillerie vom rechten

*) Die eckige Klammer [ ] bedeutet, im Gegensatz zur runden ( ), stets: Einschiebsel des Verfassers.

Weichselufer in die Vorstädte des linken hineinschoß, ihre Batterien sich in den Straßen einbauten, da konnte es keine Rücksicht mehr geben. Lächerlich waren die polnischen Heeresberichte, die wir vom Rundfunk vorgesetzt bekamen, in denen immer wieder von deutschen Fliegern stand, die über Warschau abgeschossen wären. Das Umgekehrte haben wir nun mit eigenen Augen gesehen, da konnte man uns nichts vormachen, und weil wir sahen, wie hier geschwindelt wurde, so hofften wir, daß auch die andern vielen Siegesberichte erlogen seien, mit denen wir von den Polen überschüttet wurden. Besonders schön war der Heeresbericht Nr. 3 vom 3. September 22 Uhr 20. Darin stand über die Flugkämpfe, die wir mit angesehen hatten:

„Sonntag (das war also der 3.) von 8 bis 9 Uhr haben dauernd deutsche Flieger die Hauptstadt überflogen, so hoch, daß sie unsichtbar waren (woher wußte man dann, daß es deutsche waren?). Sie haben die Vorstädte Praga und Okotsche bombardiert, wobei sie versuchten, die Eisenbahnbrücke und die Motorenfabrik zu treffen. Man kennt noch nicht die Schäden und die Zahl der Opfer. Bis jetzt haben wir im ganzen 27 feindliche Flieger abgeschossen."

Schon aber hatte die Flucht aus Warschau begonnen. In den letzten Augusttagen haben noch viele Reichsdeutsche die Möglichkeit benutzt, polnisches Gebiet zu verlassen. Dann setzte der Abstrom der Polen nach Südosten ein, und dieser hat angehalten, solange eine Straße frei war. Mit den Zügen fortzukommen, war bald nicht mehr möglich, weil die Eisenbahn ganz für militärische Zwecke in Anspruch genommen wurde. In jener Zeit sind wir noch einmal nach Praga gegangen und haben uns über die Weichsel hinüber das Bild von Warschau angesehen. Konnten wir uns doch einigermaßen ausmalen, daß manches in diesem Bilde geändert sein würde, wenn der Krieg zu Ende wäre.

Warschau war eine Festung. Freilich waren die Forts nicht mehr sehr modern, aber sie standen doch noch und waren teilweise verstärkt. 1915 hatten die Russen sie und die Stadt nicht verteidigt. Mögen sie das nicht getan haben, um die Stadt zu schonen, mögen sie geräumt haben, weil der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch gefürchtet hat, bei längerem Aushalten würden seine Truppen dort umzingelt werden — jedenfalls kam es zu keinen ernsten Kämpfen in unmittelbarer Nähe der Stadt. Sonst aber ist die Stadt Warschau nicht zum erstenmal Schauplatz von Kämpfen gewesen. Bei dem großen Polenaufstand 1830 haben die Russen es von Praga aus angegriffen, und als Marschall Pilsudski 1926 durch Staatsstreich die parlamentarische Regierung stürzte und alle eigentliche Macht in seiner Hand vereinigte, da ist es zu heftigen Straßenkämpfen in Warschau gekommen. Die Weichselbrücken sind mit Artilleriefeuer für die Truppen des Marschalls freigemacht worden; um die Zitadelle, um das Belvedere-Schloß wurde blutig gekämpft. Man zählte Tausende von Verwundeten und Toten in den Straßen

Warschaus, darunter viele Unbeteiligte, die einfach aus Neugierde auf die Straße gelaufen waren. Aber das alles hatte dem Bild von Warschau nichts geschadet; die Schäden waren doch nur geringfügig gewesen. So hatten wir die schöne Stadt noch vor uns — schön wenigstens, wenn man sie von weitem über den Strom hinüber sah, das einprägsame Bild der Schlösser und Kirchen über den breiten Strom, die Siegmundsäule, die im Jahr 1643 errichtet worden ist, das mächtige Gebäude des Königlichen Schlosses, des schönsten und größten Gebäudes Warschaus. August II., der Starke, jener sächsische Kurfürst, der, um die polnische Königskrone zu gewinnen, mit seinem Hause katholisch wurde und durch die Kraftverschwendung an Polen die Stellung Sachsens in Deutschland untergrub, hat es in der Hauptsache gebaut. Weitgespannt ist der Pilsudski-Platz, wo die früher mächtig beherrschende russische Kathedrale nach dem Weltkrieg abgetragen worden ist, um die Erinnerung an die Zarenherrschaft auszulöschen. Hier ist auch das Sächsische Palais und der Sächsische Garten — lange Zeit eine der schönsten städtischen Gartenanlagen Europas. In ihm fand das Grab des unbekannten polnischen Soldaten seinen Platz. Wunderschön ist das Reiterstandbild des Fürsten Joseph Poniatowski von dem großen dänischen Bildhauer Thorwaldsen.

Aber trotz solcher schönen Baulichkeiten und schönen Anlagen ist Warschau in Wahrheit doch keine schöne Stadt. Was in neuer Zeit gebaut wurde, ist geschmacklos und paßt nicht zum Alten, und jammervoll sind die Elendsviertel, in denen der größte Teil der fast 300 000 Juden Warschaus zusammengepreßt unter Verhältnissen wohnt, wie man sie sich in Deutschland überhaupt nicht vorstellen kann. Mit der armen polnischen Bevölkerung ist es nicht viel anders; sie fristet ihr Leben fast immer in Kellern. Was da an Ungeziefer, an Krankheitskeimen zusammenkommt, ist furchtbar.

6. September. Das war der Tag, an dem die Regierung, der Staatspräsident, der Marschall Rydz Smigly nach Lublin flüchteten. Nach all den erlogenen Berichten über Siege hier und Siege da, über das Zurücktreiben der Deutschen, über ihre schweren Verluste, beleuchtete diese Flucht wie ein greller Blitz die wahre Lage. Es hieß auch, der Marschall Rydz Smigly habe angeboten, den Oberbefehl über das Heer niederzulegen. Nicht lange dauerte es, da stand der Westbahnhof in Flammen: die deutchen Flieger hatten ernsthaft angefangen, Warschau militärisch auszuschalten.

Mit der Eisenbahn fortzukommen war für Zivilisten nur noch selten möglich. Wenn es gelang, war es sehr ungemütlich. Auf der Fahrt nach Lemberg haben Reisende, wie sie schrieben, unterwegs zweiundsiebzigmal aussteigen müssen, um Schutz vor den Bombenangriffen deutscher Flieger zu suchen. So bewegte sich denn Tag und Nacht ein endloser Strom von Automobilen auf der Straße nach Lublin, der einzigen, die noch offen war. Das war freilich auch nicht so einfach:

Betriebsstoff zu bekommen gelang nur einflußreichen Politikern, ausländischen Diplomaten, Journalisten, Mitgliedern der polnischen Regierung und sehr reichen Privatleuten. Mit Kriegsbeginn war das Benzin von der Heeresleitung zum größten Teil mit Beschlag belegt worden. Die Preise für den Rest stiegen zu phantastischer Höhe hinauf. Nach zehn Tagen kostete das Liter bereits 100 Zloty (damals noch etwa 40—50 Reichsmark), am 14. September aber hat einer unserer großen Bankiers, um mit seiner Familie flüchten zu können, für 50 Liter Benzin 50 000 Zloty (20 000—25 000 Reichsmark) bezahlt! Wer kein Benzin hatte, und das waren die meisten, mußte den angeborenen Motor in Bewegung setzen. So ging es auch dem Mann, der augenblicklich als Polens größter Dichter gilt: Julian Tuwim. Eine Nacht durch ist er gelaufen; dann pickte ihn der Korrespondent eines amerikanischen Pressebüros, Wladislaus Bestermann, auf, der in seinem kleinen Wagen mit seiner Familie ihn überholte. Auf dem Platz des Reservereifens wurde Tuwim festgebunden, und Frau Bestermann hielt den Strick, mit dem er angebunden war. Freilich, was auf diese Weise fortgekommen ist, das sind vielleicht 30 000 Menschen gewesen; was ist das gegen die 1 300 000 Einwohner von Warschau! In Kellern und Laufgräben haben wir gehaust, immer mehr gequält von dem Rauch der brennenden Gebäude.

Der Kommandant von Warschau, General Czuma, ist es, der über Warschau diesen Jammer gebracht hat. Das heißt, eigentlich war es Rydz Smigly, denn von diesem hatte er die Weisung bekommen, unter allen Umständen die Stadt als Festung zu halten — und das wurde auch nicht zurückgenommen, als überhaupt keine Hoffnung mehr war. Am Freitag, den 8. September, erließ Czuma folgenden Befehl:

„Der Oberste Befehlshaber hat uns die Verteidigung der Hauptstadt anvertraut. Er fordert, daß der Druck des Feindes sich an der Mauer von Warschau bricht, daß die Verwüstungen der polnischen Gebiete beendet würden. Wir werden die Männer, Frauen und Kinder rächen, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Heute müssen wir unseren Soldaten hilfreich zur Hand gehen und ihnen ihre Aufgabe im weiteren Krieg erleichtern. Wir sind in einer Stellung, die wir nicht verlassen können. Aus dieser kann der Feind nur eine einzige Antwort erwarten: ‚Genug, keinen Schritt weiter vorwärts.' Wir dürfen nur einen einzigen Bericht erstatten: Der Befehl des Oberbefehlshabers ist ausgeführt worden."

Abends nach 10 Uhr wurde dieser Befehl in unserem Rundfunk von Oberstleutnant Lipinski vom Generalstabe des Gouvernements erläutert:

„Was bedeutet der Befehl des Generals? Er bedeutet, daß Warschau bis zum letzten Atemzug verteidigt werden wird und daß, wenn es fällt, der Gegner über die Leiche des letzten Verteidigers hinweggeschritten ist. Deshalb müssen die Einwohner der Hauptstadt in diesem Augenblick ihre ganze Energie zusammenneh-

Die von den Polen zerstörten großen Weichselbrücken bei Dirschau

Durchstoßene Bunker-Front

Im Frühnebel auf dem Vormarsch

Deutsche Batterie in Feuerstellung

men, um unseren Kampftruppen ihre Aufgabe zu erleichtern. Vor allen Dingen heißt es eiserne Ruhe bewahren, Herrschaft über sich selbst, völlige Kaltblütigkeit. Jeder muß da bleiben, wo er sich befand, als die Verteidigung begann. Warschau in diesem Augenblick verlassen, wird als Feigheit angesehen werden. Warschau und seine Einwohner haben heute Gelegenheit, vor der Geschichte ihren Patriotismus zu zeigen. Der polnische Soldat soll um sich nur ruhige Gesichter sehen. Lächeln der Frauen und ihr Segen sollen ihn begleiten, wenn er in den Kampf geht; ein fröhliches Lied soll ertönen. Warschau liegt jetzt in der vordersten Verteidigungslinie und kann stolz darauf sein."

Auch der zum „Kommandanten der Zivilverteidigung" ernannte „Stadtpräsident" (Oberbürgermeister) Stephan Starzynski sprach. Er hat die Bevölkerung aufgefordert, in die Formationen des Luftschutzes, — die kampffähigen nicht mobilisierten Männer, in die Bürgergarden einzutreten. Bürgergarden hätten schon während des polnisch-russischen Krieges von 1920 an der Verteidigung des Landes teilgenommen. Später hat er einmal in einem Aufruf gesagt: „Generationen von Deutschen werden für die Schande derer bezahlen, die Verwüstung unter die Zivilbevölkerung säen. Vor dem ganzen Lande können wir stolz sein auf die Haltung der Menschen, die mit größter Ruhe, größter Disziplin, ohne die geringste Furcht und erfüllt von tiefstem Glauben an ihre Sache, gehorsam den ersten Aufrufen ihre Schuldigkeit tun. Vor Warschau muß sich die barbarische Woge des deutschen Einfalls brechen." Nun, für uns, die wir rund drei Wochen in Kellern und den Schutzgräben zugebracht haben, war der „tiefe Glaube" bald verschwunden!

Du hast hier jetzt schon einiges gesehen, und wenn auch die Häuser fast alle stark beschädigt sind — soviel wirst Du doch wohl bemerkt haben, daß die Gebäude, die militärische Bedeutung haben, über die ganze Stadt verstreut sind: hier Kasernen, da Verpflegungsanstalten, hier kriegswirtschaftliche Industriewerke, da Eisenbahnwerkstätten, hier Stabsgebäude, da Munitions- und Waffenlager, hier Brücken, da Bahnhöfe — es ist wirklich kein Wunder, wenn die Flieger, selbst wenn sie nur die wichtigsten dieser militärischen Anlagen herauszufinden suchten, auch solche Gebäude treffen oder durch den Luftdruck ihrer Bomben beschädigen mußten, die an und für sich nicht militärisch wertvoll waren. Dazu kommt nun noch, daß doch unsere Flaks schossen, sobald Eure Flieger kamen, und diesen nicht erlaubten, sich in Ruhe und Gemütlichkeit herauszusuchen, was militärisch wertvoll und was gleichgültig wäre. Als nun gar General Czuma die ganze Stadt in ein Festungslager verwandeln wollte, da wurde schließlich jedes Haus zu einem militärisch wichtigen Objekt. Denn was so ein Häuserkampf bedeutet, das hat man ja vor 10 oder 15 Jahren in Berlin gesehen, als bei einem Putsch die Spartakisten eine der Nordstraßen Berlins zur Verteidigung eingerichtet hatten. Da

mußte die Polizei sich von Haus zu Haus durchkämpfen, da mußten ihre Pionierformationen die Wände durchbrechen, um die Nester zu nehmen, von denen aus fortwährend die Straße unter Feuer gehalten wurde. Die Berliner Polizei wollte eben nicht die Straße durch schwere Minen in Grund und Boden schießen. Solche Rücksichten konnte es selbstverständlich hier nicht geben. Das begriffen wir Zivileinwohner von Warschau nur zu gut und sahen deshalb mit Schrecken, wie alle Straßen verbarrikadiert, Schützengräben gezogen, Häuser zur flankierenden Bestreichung eingerichtet und an geeignete Stellen Dachschützen gesetzt wurden. Wenn Czuma wenigstens soweit auf uns Bürger Rücksicht genommen hätte, daß er uns in irgendeinem Viertel der Stadt zusammengezogen, das durch Parlamentär oder Rundfunk den Deutschen bekanntgegeben und so die deutschen Artilleriegeschosse und Fliegerbomben von diesem Viertel möglichst ferngehalten hätte. Aber das paßte ja nicht in den Plan, die deutsche Kriegsführung als grausam hinzustellen, sie gegenüber den neutralen Mächten in Verruf zu bringen und in der ganzen Welt alles ebenso aufzuhetzen, wie es hier aufgehetzt wurde. Man durfte ja um Gottes willen nicht zugeben, daß des Führers Befehl, die Zivilbevölkerung zu schonen, auch wirklich deutscherseits befolgt wurde!

Eine weitere Schwierigkeit kam hinzu: massenhaft strömten aus Angst vor den Deutschen in den ersten Kriegstagen Flüchtlinge aus den Westprovinzen nach Warschau hinein. So wurde, trotzdem viele Warschauer gleich zu Beginn des Krieges geflohen sind, die Zahl der Einwohner hier kaum geringer. Dabei saßen wir bald wirklich wie die Ratten im Keller.

Du kannst Dir denken, wie die Nachricht gewirkt hat, als es am 8. plötzlich hieß: „Deutsche Panzerverbände sind in unsere westlichen Vorstädte eingedrungen." So sehr auch überall der Verkehr erschwert war, durch den Rundfunk hörten wir in unseren Kellern doch alles mögliche — auch was wir nicht hören sollten. Irgendwie mußte man sich ja auch Lebensmittel besorgen, und wunderbar schnell verbreiteten sich dabei wahre Meldungen und falsche Gerüchte. So konnten uns auch Bekannte anschaulich erzählen, wie die deutschen Panzer, begleitet von Schützen, damals eingedrungen, wie sie auf die vorbereitete Abwehr aus den Häusern gestoßen seien, dabei starke Verluste gehabt hätten und nicht weiter hätten vordringen können.

[Tatsächlich war eine Panzerdivision der 10. Armee am 8. September aus Richtung Nadaschyn in Warschau eingedrungen. Erst schien alles glatt zu gehen; als aber die Dämmerung hereinbrach, krachte aus Dächern, Fenstern, Hecken plötzlich wildes Feuer auf die deutschen Schützen los. So ging es nicht weiter. Der Angriff mußte bis zum 9. morgens gestoppt werden.

Inzwischen hatte der Feind seine Stellungen weiter verstärkt; unerhört heftig

war sein Widerstand. Wie auf dem heimischen Exerzierplatz gingen die deutschen Schützen vor, aber die Barrikaden, die die Straßen sperrten, die Mauern von Fabriken, die von flankierenden Maschinengewehren besetzt waren, konnten ihre Waffen nicht niederzwingen. Bald schlagen in ihre Reihen auch polnische Artilleriegeschosse, weither indirekt gezielt, ein. Ein Motorwagen der Schützen fliegt in Trümmer. Granatsplitter wühlen sich in Menschenleiber, erfahrene Kameraden machen Notverbände, Krankenträger auf Krafträdern, tief geduckt auf die Lenkstange, führen Verwundete im Beiwagen zurück.

Ein Kampfwagen will helfen. Durch Vorgärten sucht er seinen Weg, um die Straßensperre zu brechen. Da plötzlich ein scharfer Knall — Metall schlug auf Metall — eine Stichflamme bricht aus dem Wagen — er steht — können sich seine Schützen noch retten? Ohne eigene Artillerie geht es nicht weiter; aber wo ist sie? Fernartillerie kann in den Infanteriekampf nicht eingreifen. — Da bricht blitzschnell ein Panzerabwehrgeschütz nach vorn. Die Bedienung arbeitet rasend schnell. Schon sitzt der erste Schuß bei den flankierenden Maschinengewehren. Der zweite, dritte folgt. Es gibt Luft — aber nicht ausreichend.

Plötzlich rollt ein Befehlswagen in die vorderste Linie. Heraus springt der Divisionskommandeur. Befehle tönen — Rauch und Staub verhüllen ihn — aber die Lage ist gemeistert. Der feindliche Widerstand ist so nicht zu brechen. „Die Panzerwagen konnten sich in den Straßen nicht auswirken. Die Panzerschützen schlugen sich mit Handgranaten und Pakgeschützen durch die schwer befestigten und zäh verteidigten Häuser links und rechts der Straße durch bis zum Haupt-(West-)Bahnhof, stürmten hintereinander vier Barrikaden, die durch umgeworfene und mit Pflastersteinen beladene Straßenbahnwagen gebildet waren. Damit war es genug. Andere, stärkere Mittel mußten eingesetzt werden, um die Stadt ohne vermeidbare Verluste zu nehmen, die sich auf ihre alte, im Weltkriege aufgegebene Bestimmung besonnen zu haben schien, eine Festung zu sein. Vorläufig genügte es, sie im Südwesten und Westen abzusperren. Mochte auf dem rechten Weichselufer fliehen, was fliehen konnte.]

Es begann nun die Artillerieabwehr, die General Czuma von östlich der Weichsel her gegen die westlichen Vorstädte richtete. Wir hörten, wie sich die schweren Granaten über unsere Köpfe weg durch die Luft wühlten. Schlugen sie in der Nähe ein, dann war es, wie wenn ein ungeheurer Riesenhammer herabsauste, um im nächsten Augenblick alles zu zerquetschen. Mit der Zeit gewöhnt man sich ja auch daran, aber an den Nerven zehrt es doch gewaltig!

Noch etwas Schlimmes machte sich bald bemerkbar: die Brände durch Granaten und Fliegerbomben. Löschvorbereitungen waren in den Häusern so gut wie gar nicht getroffen, so daß auch unbedeutende Zündungen bald zu großen Brän-

den wurden, die dann nicht mehr zu löschen waren, weil Barrikaden und Gräben in den Straßen der Feuerwehr das Herankommen so gut wie unmöglich machten. Umsonst versuchten wir dann da, wo das Artilleriefeuer nicht mehr einschlug, selbst zu helfen, frei nach Schiller:

Durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer.

Was konnte das nützen, wo die Hauptwaffe gegen das Feuer, die Spritzen, fast immer fehlten und oft nach kurzer Zeit zwar nicht der Sturm heulend geflogen kam, dafür aber nun die Geschosse der polnischen Artillerie heranheulten und alles in die Flucht jagten.

Truppen hatten wir wohl genug in Warschau: es wäre nicht nötig gewesen, die Gewerkschaften noch aufzurufen und Arbeiter in Zivilkleidung als Barrikadenverteidiger einzusetzen. Vielleicht hätte man diesen noch Uniformen gegeben — aber daran fehlte es! Es ist Dir vielleicht bekannt, daß schon vor etwa zehn Jahren beim Finanzministerium schlimmste Unterschleife unserer Militärverwaltung festgestellt wurden. Gegen solche Dinge energisch durchzugreifen, wagte niemand, weil die Missetäter zum regierenden Klüngel gehörten. Die polnische Rüstung war eben voller Lücken! —

Mit all den Lügen, die uns in dieser Zeit der Rundfunk oder die Tageszeitungen brachten, wollen wir Dich jetzt nicht behelligen, aber die Botschaft, die Präsident Mościcki uns am 17. September aus Rumänien zukommen ließ, die will ich Dir wenigstens zum Teil vorlesen. Gerade hatte der Einmarsch der Russen begonnen (der uns aber damals noch sorgfältig verschwiegen wurde), da posaunte er von dem Kampf des mit Frankreich und Großbritannien verbündeten Polen, „für das Recht gegen die Ungerechtigkeit, für Glauben und Zivilisation gegen Barbarei, für das Gute gegen die Herrschaft des Bösen in der Welt". Aus diesem Ringen werde Polen siegreich hervorgehen. „Bürger! Es ist wichtig, diesem Unglück das zu entziehen, was die Republik als Person und Quelle der verfassungsrechtlichen Macht darstellt. Deshalb habe ich mich, das Herz von Trauer erfüllt, entschlossen, den Sitz des Präsidenten der Republik und der hohen Staatsbehörden in eine Hauptstadt zu verlegen, wo Bedingungen bestehen, die die freie Ausübung der polnischen Staatshoheit und die Möglichkeit, über die Interessen der Republik zu wachen, gewährleisten. — Bürger! Ich bin sicher, daß ihr trotz aller Prüfungen, wie bis jetzt, alle Seelenentschlossenheit, alle Würde und allen Stolz bewahren werdet, die euch die Bewunderung der ganzen Welt eingetragen haben. Heute hat jeder von euch die Pflicht, unter den schwierigsten Umständen über die Ehre der Nation zu wachen. Die Vorsehung wird euch Gerechtigkeit verschaffen."

Also unser Herr Staatspräsident hatte sich in Sicherheit gebracht, natürlich nur im Interesse der Republik Polen, und mit ihm waren die Männer geflüchtet, die den Untergang des polnischen Staates verschuldeten: der Wojwode Grazynski, der mit seinen Gemeinheiten die Deutschen in Ostoberschlesien bis aufs Blut gepeinigt hat; der Frechling Chodatzki, der die Danziger geschuriegelt und dort mit seinen Zollwächtern Meuchelmord getrieben hatte; der Marschall Rydz Smigly und die ganze Regierung, nicht zu vergessen den Mordbrenner Korfanty, den die deutsche Regierung schon im Weltkriege hätte erschießen lassen sollen! Nach der Verfassung hatte der Staatspräsident Mościcki die politische Verantwortung, war er der oberste Befehlshaber des Heeres, und dieser setzt sich in einen rumänischen Badeort und hetzt zu einem Widerstand auf, der — was wir damals freilich noch nicht wußten, jetzt aber wissen — völlig sinnlos war, weil bereits das ganze polnische Heer zertrümmert war! — Wie hier die Stimmung in den Tagen war, wo wir seine Botschaft anhören mußten, kannst Du daraus sehen, daß die Leute versuchten, die englische Botschaft in Brand zu stecken, und daß stärkere Polizeikräfte eingreifen mußten, um das zu verhindern.

Kein Wunder! Die Lebensmittel wurden immer knapper, die Zahl der Erkrankungen wuchs beängstigend, jeden Augenblick konnten Seuchen ausbrechen — und wir wußten, daß Warschau bereits von allen Seiten eingeschlossen war; nicht mehr nur auf dem linken Weichselufer, auch rechts der Weichsel, vom unteren Bug her, war der Ring um uns gebildet. Was sollten die Forts — Mokotowski, Schtschensliwitzki, Wolski, Bema und wie sie alle heißen — dagegen helfen? Sie lagen ja schon in den Vorstädten!

Am 17. bekamen wir das erste von den deutschen Flugblättern in die Hände, die das deutsche Oberkommando durch Flieger hatte über der Stadt abwerfen lassen. Erst nachträglich haben wir erfahren, daß vorher schon Einwohner aus Warschau zu eueren Truppen hinübergeflüchtet sind.

[43 Männer und 2 Frauen haben sich als Vertreter der Bevölkerung von Warschau bereits am 13. bei einem deutschen Bataillonskommandeur gemeldet und ließen sich zum nächsten Truppenkommando führen. Sie kämen im Namen von Zehntausenden von Männern, Frauen und Kindern; sie bäten um Befreiung von der Schreckensherrschaft bewaffneter Banden in Warschau, denn die Verhältnisse seien dort unerträglich geworden.]

Auch das haben wir nicht erfahren, daß am 16. September morgens ein deutscher Parlamentär bei einem polnischen Infanterieregiment eingetroffen ist und verlangt hat, zum Kommandanten von Warschau geführt zu werden, dem er die schriftliche Aufforderung des deutschen Oberbefehls überbringen sollte, War-

schau kampflos zu übergeben und dadurch viel unnötiges Blutvergießen zu ersparen. Nichts hat man uns davon gesagt! Auch nicht, daß Czuma sich geweigert hat, den Parlamentär zu empfangen, und dann auch jener Regimentskommandeur es ablehnte, den Brief, den der Parlamentär mit sich hatte, an Czuma weiterzuleiten. Das freilich konnte General Czuma nicht verhindern, daß nun jenes abgeworfene Flugblatt in unsere Hand kam: Der Kommandant habe durch Eröffnung des Freischärlerkrieges ganz Warschau zum Kampfgebiet gemacht. Trotzdem seien auf Befehl des Führers bisher nur militärisch bedeutsame Ziele mit Bomben beworfen worden. Er werde hiermit aufgefordert, Warschau innerhalb 12 Stunden zu übergeben. Wolle er das nicht, so könne die Zivilbevölkerung innerhalb von 12 Stunden auf zwei bestimmten Straßen des rechten Weichselufers die Stadt verlassen. Dies sei eine letzte Warnung.

Du kannst Dir denken, mit welcher Spannung, mit welchen Hoffnungen wir diese Flugblätter gelesen haben! Würde der Kommandant so einsichtsvoll sein, das deutsche Angebot anzunehmen? Warschau ehrenvoll übergeben oder wenigstens uns Nichtkämpfer hinauslassen? Unsere Hoffnung wurde getäuscht! War es nun der Befehl, der ihm zugegangen war, Warschau bis zum letzten zu halten, fühlte er sich als Kommandant einer Festung und machte sich damit den Satz zu eigen, daß dieser mit seinem Kopf dafür einstehen muß, daß sie nicht übergeben wird, solange noch überhaupt ein Widerstand möglich ist? Ist er getäuscht worden durch Schwindelmeldungen, französische und englische Truppen seien auf dem Wege über Rumänien bereits im Anmarsch? Daß englische Flugzeuge in Lublin eingetroffen seien, wurde uns offiziell mitgeteilt! Eigentlich kann man sein Verhalten und die Aufrufe Mościckis ja nur verstehen, wenn man denkt, daß alle an die Versprechungen der Westmächte geglaubt haben. Außerdem wurden ja die schönsten Nachrichten über das Vordringen der Franzosen gegen die deutsche Westfront von unserer polnischen Telegraphenagentur (Pat) herausgebracht! Haben sie geglaubt, daß die Deutschen noch vor Ende des Feldzuges in Polen gezwungen werden könnten, Truppen von ihrem Ostheer nach Westen abzutransportieren?

Lieber ..., hier enden meine Aufzeichnungen von dem, was die Warschauer Verwandten mir erzählten. Zum Schluß nur noch, was der Arzt unseres Stabes über den Heldentod des Generaloberst Fritsch erzählt hat. Fritsch hatte das Artillerieregiment 12, dessen Chef er war, den Feldzug hindurch begleitet, daneben aber auch andere Truppenteile. Am 22. September war er bei einer Kompanie unserer Divisionen, die nach kurzer Artillerievorbereitung um 9 Uhr 5 eine Erkundung auszuführen hatte. Die Kompanie war erst unter dem Artillerieschutz rasch vorgekommen, geriet aber, als sie eine breite, flache Mulde eines Ackers durchschritten hatte, in starkes feindliches MG.-Feuer und blieb liegen. Dort hat

sich der Generaloberst noch mit einem neben ihm liegenden MG.-Schützen unterhalten, dessen verständiges Verhalten ihm besondere Freude machte. Nach einiger Zeit ging die Kompanie kriechend durch die Mulde zurück, erst in volle Deckung, dann zu einem mit Mauern umgebenen Schlachthofe. Hier kam sie wieder in MG.- und Schützenfeuer. Ihr Versuch, in einem tiefen Straßengraben Deckung zu finden, mißlang: der Graben wurde der Länge nach vom Feinde bestrichen. Hier wurde Generaloberst Fritsch von einem Querschläger getroffen, der von der Mauer abgeprallt war. Der ihn begleitende Ordonnanzoffizier bemerkt es — fragt — Fritsch zeigt auf den Oberschenkel — nimmt noch das ständig getragene Einglas aus dem Auge — und sinkt um. Wenige Augenblicke — dann ist er verschieden. Der Querschläger hatte gleichzeitig große Schlagader und Vene zerrissen — unabwendbar mußte die sofortige Verblutung folgen. Noch ein weiterer Schuß traf den Unterschenkel. Der Abtransport auf einer Bahre gelang, aber nur noch die Leiche dieses großen Soldaten erreichte den Verbandplatz.

Ich schließe. Es geht woanders hin, und da möchte ich doch lieber diesen Brief der Feldpost anvertrauen als meinem Gepäck. Es wäre schade, wenn die Aufzeichnungen verlorengingen. Vetter und Base sehen frohen Mutes der Tätigkeit der deutschen Verwaltung entgegen, die nun für das besetzte Gebiet eingerichtet werden wird. General v. Cochenhausen ist auch bereits in Warschau eingetroffen und hat seine Dienststellung als Gouverneur angetreten.

Mit herzlichsten Grüßen ....

Soweit dieser Soldatenbrief. — Generaloberst Freiherr v. Fritsch hat in feierlichem Staatsbegräbnis seine letzte Ruhestätte gefunden auf dem Invalidenfriedhof in Berlin, auf dem neben jungen Helden auch so viele große deutsche Soldaten gebettet sind, von dem im Siebenjährigen Kriege gefallenen General v. Winterfeldt an, den Friedrich der Große nicht nur als Soldat hochgeschätzt, sondern auch als Freund geliebt hat, über Scharnhorst, Schlieffen, die großen Namen des Weltkrieges. Aus den Abschiedsworten des Oberbefehlshabers des deutschen Heeres, des Generaloberst v. Brauchitsch, an seinem Sarge wollen wir einige festhalten:

„Wann immer vom Siegeslauf des deutschen Heeres in Polen gesprochen werden mag, niemals wird man des Generalobersten Freiherrn v. Fritsch vergessen können, dessen gestaltender Geist in diesem Heer, in Führung und Truppe lebte. Alles, was der Generaloberst von anderen forderte, hat er ihnen selbst vorgelebt. Eines aber sei hier an seiner Bahre sichtbar herausgehoben: seine Treue. So wie er sich selber treu blieb in hellen und dunklen Stunden, so bewahrte er auch die Treue — unwandelbar, unerschütterlich wie ein Fels — seinem Führer, seinem Volk und seinem Heer. Wir trauern schwer um den Verlust dieses einzigartigen,

untadeligen Mannes. Und doch sind wir von tiefem Stolz erfüllt, daß er einer der Unsrigen, daß er ein Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, daß er ein deutscher Soldat war. Und wir schätzen uns glücklich, weil wir ihn liebten und verehrten, daß er so — vorwärts und voran stürmend — sein reiches Leben erfüllen durfte, sein Leben, über dem die Worte standen: ‚Furchtlos und treu!‘ — Werner Freiherr von Fritsch, deine Soldaten, deine Kameraden sind angetreten, um dir den letzten Dienst zu erweisen. Unsere Herzen, unser Dank und unsere Treue geleiten dich, heute und immerdar.“ —

Die Halsstarrigkeit und Torheit des Kommandanten von Warschau machte den planvollen Aufmarsch und einen die Stadt vernichtenden Feuerangriff nötig, denn die deutsche Infanterie schwerste Blutopfer bringen zu lassen, um die polnischen Häuser zu schonen, davon konnte natürlich keine Rede sein. Wenigstens die noch in Warschau befindlichen Ausländer aber sollten dem Schrecken dieses Artilleriefeuers, seiner vernichtenden Wirkung entzogen werden. Wiederum stieß man auf widerspenstiges Verhalten der Warschauer Militärbehörden, bis schließlich das deutsche Oberkommando es durchsetzte, daß den in Warschau zurückgebliebenen Diplomaten der neutralen Staaten mit ihrem Personal und den Angehörigen ihrer Nationen auf einem genau festgelegten Weg das Verlassen Warschaus in östlicher Richtung durch die Vorstadt Praga gestattet wurde. Fast zwei Wochen lang hatten sie in steter Sorge vor einem schrecklichen Unglück Warschaus Schicksal über sich ergehen lassen müssen. Als sie endlich die Möglichkeit des Abzuges sahen, bedurfte es noch erheblichen Drängens, um vom Kommandanten die Erlaubnis zu erhalten, davon Gebrauch zu machen, und auch dann mußten sie selbst sehen, wie sie herauskämen. „In Lastkraftwagen ging es bis zur Kampflinie“, erzählte der Herzog von Parcent, der letzte spanische Gesandte in Warschau, am 24. September einem Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ in Königsberg; „dann zu Fuß durch die eigentliche Kampfzone. Mit Frauen und Kindern gingen die fremden Diplomaten und mit ihnen mehr als tausend fremde Staatsangehörige jeden Alters und Geschlechts mit ihrer Habe durch die Feuerlinie der eigentlichen Kampfzone, wo für vier Stunden die Stimme der Geschütze schwieg, — vorüber an Sprengtrichtern und Schützengräben bis hinter die deutsche Linie, wo uns die Wagen der deutschen Wehrmacht in Empfang nahmen. Dann konnten wir in Nasielsk den Zug besteigen, der uns nach Königsberg in unser vorläufiges Quartier brachte.

Während wir Diplomaten noch leichter Mittel und Wege fanden, uns mit dem Nötigsten zu versehen, litt die Bevölkerung seit Tagen größte Not. Auch forderte der Kampf immer mehr Opfer von der Zivilbevölkerung. Ihre Stimmung war seit der Einschließung durch die deutschen Truppen hoffnungslos. — Ich hatte seit dem 6. September keine Verbindung mehr mit meiner Regierung, und ebenso er-

ging es den meisten diplomatischen Missionen. Wir hörten nichts mehr von der Außenwelt."

Der Kommandant von Warschau hatte es sich aber nicht versagen können, beim Abzug der Diplomaten die Mitglieder der sowjetrussischen Botschaft, im ganzen 60 Personen, darunter 22 Frauen und 23 Kinder, festzuhalten. Sie wurden im Keller der stark beschädigten sowjetrussischen Botschaft von Bewaffneten umlagert. Deutscherseits wurde dem polnischen Oberkommando erneut Gelegenheit gegeben, auch sie und wer etwa sonst noch von ausländischen Diplomaten in der Stadt wäre am 25. September zu bestimmter Zeit herauszulassen: die Frist verstrich erfolglos. Erst auf eine nochmalige Funkdepesche des deutschen Oberkommandos vom 25. September 22 Uhr, die diesmal von den Russen mitgehört war und ihnen zu energischen eigenen Vorstellungen bei den Polen die Handhabe bot, verstärkt durch die Erklärung der sowjetrussischen Regierung, das Personal der polnischen Botschaft in Moskau würde solange zurückgehalten werden, bis die Mitglieder der russischen Botschaft in Warschau ausgeliefert worden seien, gab das polnische Oberkommando nach.

Am 26. September 11 Uhr vormittags haben die Russen die Feuerlinie passiert. Spät genug, denn am 25. hatte schon der entscheidende Angriff begonnen. Beim besten Willen, Menschenblut auf beiden Seiten zu schonen, konnte das deutsche Oberkommando nicht länger mit ansehen, daß die Hauptstadt als Widerstandspunkt in polnischem Besitz blieb und damit der Welt vortäuschte, daß Polen noch nicht endgültig besiegt sei. Wurden doch dauernd aus Paris und London aufputschende Berichte über das Heldentum der Verteidiger Warschaus gefunkt, wobei wieder der Schwindel getrieben wurde, Warschau trotz seiner fünfzehn Außenforts als „offene Stadt" zu bezeichnen. Während auf einer freigegebenen Stelle der rechten Seite des Stromes die Russen die deutschen Linien durchschritten, lag sonst überall der ungeheure Artilleriefeuersturm auf den Forts, den zur Verteidigung eingerichteten Stellungen und der polnischen Artillerie, die in den Häuservierteln eingebaut war. Bald wird er zum Orkan. Gegen Abend bricht ein gewaltiges Gewitter los und verstärkt die Schrecken des Artilleriekampfes. Alle Kaliber sind tätig: 21-cm-Mörser und 15-cm-Haubitzen setzen aus näheren Stellungen ihre zerschmetternde Kraft ein, weit aus dem Norden donnern die Langrohrbatterien der schwersten Artillerie, und 30,5-cm-Mörser geben in dieser ungeheuren Sinfonie den Grundbaß, der die Erde zittern macht und die Trommelfelle eindrücken will. „Eine nachtschwarze Wand stand tagsüber, langsam vom Nordwind nach Süden geschoben, über Warschau", schreibt Dr. Rudolf Vogel im „Stuttgarter Neuen Tagblatt". „Die untergehende Sonne ließ das Weiß der Vororthäuser, der Gebäude des Flugplatzes, der Fabriken doppelt grell gegen den dunklen Hintergrund hervorbrechen. In der Nacht aber konnte der von Westen

heranfahrende, nicht abreißende Munitionstroß glauben, die Sonne wäre eben im Osten untergegangen. Glutrot brüteten die Wolken und die dicken Rauchsäulen der Explosionen über Warschau."

Feuergarben sprühen auf den Forts auf. Das sind nicht mehr die Explosionen der schweren Granaten: die Forts brennen. Und nun wissen wir, daß Warschau jetzt mehr und mehr zur Hölle wird, daß alle Schönheit der Stadt ein Ende findet, daß törichter, laienhafter Übermut schrecklich gestraft wird. Bunte Leuchtkugeln steigen auf und erinnern uns an jene Nächte von Verdun und von der Sommeschlacht, die im Strahlenglanz ihrer vielfarbigen Leuchtmunition dem Träumenden ein großes Feuerwerk vortäuschen konnten. Mühselig wird die Munition vorgebracht, denn die zerstörten Straßen konnten nicht so schnell instand gesetzt werden, daß den Mannschaften der Kolonnen schweres Arbeiten, ihre Wagen durchzubringen, erspart geblieben wäre.

Und Munition ist doch so dringend nötig! Man kann sich ja die Vorbereitungen zur Verteidigung der Häuserblocks gar nicht so gründlich vorstellen, wie sie waren: Gruppen von Häusern, die durch Gärten oder große Höfe voneinander getrennt waren, zur Verteidigung zusammengefaßt, die Keller unterirdisch miteinander verbunden, Tore und Türen verrammelt und verbarrikadiert, selbständiger Kampf der einzelnen Stockwerke dadurch vorbereitet, daß die Treppen ungangbar gemacht, dafür Leiterverbindungen durch Löcher in Fußböden und Decken hergestellt sind. Die Wände der Häuser verstärkt durch Matratzen und ähnliches, um durchschlagende Kugeln aufzufangen, Scharten zu frontalem Feuer und zur Bestreichung des Angriffsgeländes vor den Nachbarhäusern eingerichtet, Maschinengewehre zur Bestreichung eingebaut, Schützengräben zwischen den Häusern gezogen. Für Ablösung in den einzelnen Gefechtsstellungen des Hauses und des Blocks war durch Bereitschaften gesorgt, Reserven eingeteilt, um an Stellen, wo es nötig wurde, zum Gegenstoß eingreifen zu können; Ausgucke in den Dächern geschaffen, die Barrikaden, die quer über die Straßen gingen, aus Häuserblocks der Länge nach bestreichbar, nicht nur das Gelände vor ihnen, sondern auch sie selbst für den Fall, daß eine Barrikade genommen sein sollte; reichliche Munition bereitgelegt. Und nun denke man sich Infanterie allein gegen solche Anlagen vorgehen: eine glatte Unmöglichkeit! Unhaltbar aber sind dieselben Anlagen gegenüber dem Feuer der schweren Artillerie und der schweren Bomben der Flieger. Da stürzen die Häuser zusammen wie Kartenhäuser. — Wo es ging, waren solche Anlagen auch unmittelbar mit den Forts verbunden und dadurch dem Ganzen noch erhöhte Widerstandskräfte gegeben. „Der Verteidiger einer solchen Stellung, wie sie in der Vorstadt Mokotow in Anlehnung an das alte Fort ausgebaut war, hatte alle Vorteile auf seiner Seite. Der Angreifer mußte sich ungeschützt heranarbeiten, immer in der Gefahr, von flankierendem Feuer aus einem Haus, aus

dem gut getarnten Unterstand in einem Garten, aus den durch herausgebrochene Ziegel in einem Neubau hergerichteten Schießscharten gefaßt zu werden. So hatten die Polen in der peruanischen Gesandtschaft ein Verteidigungsnest eingerichtet, hatten ein Krankenhaus so stark ausgebaut, daß jedes Stockwerk einzeln genommen werden mußte, und haben schließlich einen Geschützstand angelegt, der der deutschen Truppe viel zu schaffen machte. So war es in der ganzen Stadt. Sie haben keine Rücksicht darauf genommen, ob Kirchen oder Hospitäler in der Nähe waren; mit brutaler Rücksichtslosigkeit haben sie ihre Stellungen angelegt, wo immer es ihnen militärisch nützlich erschien. Eine Armee von 150 000 Mann war in der Stadt versammelt, teils geschlossene Divisionen, teils mitgenommene Verbände verschiedener Divisionen, die für die Verteidigung zusammengefaßt wurden, teils auch neu ausgehobene Truppen" (D.A.Z.).

Es war noch bis zum Kriege 1870/71 eine Art Ehrengesetz, daß eine Festung erst dann kapitulieren durfte, wenn „Bresche" geschossen war: die eigentlichen Verteidigungsanlagen mußten an einer Stelle so zerstört sein, daß der Angreifer hier stürmen konnte. Ein Kommandant, der vorher kapitulierte, galt als Feigling und hatte, wenn nicht seinen Kopf, so mindestens für alle Zeiten seinen Namen verspielt. Auf die Einwohner der Festung durfte er keine Rücksicht nehmen. — Man braucht nur an Paris 1870 zu denken. Der alte Moltke hat erst versucht, Paris durch Hunger zu Fall zu bringen. Viele argwöhnten damals, er wolle mit Rücksicht auf die Stimmung der Engländer nicht auf Paris schießen. Er selbst hat gesagt, schwere Artillerie und hinreichende Munition wären nicht früher heranzuschaffen gewesen, — der Kriegsminister v. Roon hat das bestritten. Jedenfalls mußte schließlich doch Paris beschossen werden, der lange Widerstand aber hat Gambetta ermöglicht, neue Armeen im Norden und Süden „aus der Erde zu stampfen". Sie haben den deutschen Truppen noch erheblich zu tun gemacht, und Bismarck hat schwere Sorgen ausgestanden, dies Hinauszögern des Endes könnte ein verhängnisvolles Eingreifen der großen neutralen Mächte England und Rußland zur Folge haben. An solche Beispiele hat vielleicht der Kommandant von Warschau gedacht, als er die Stadt zu halten versuchte, zumal sein höchster Befehlshaber, der Staatspräsident, „Widerstand bis zum letzten" gefordert hatte. Trotzdem können wir mit Recht sagen, daß dieser Versuch von Unwissenheit diktiert war, daß die Nöte und Opfer der Bevölkerung und die Zerstörung der Stadt nutzlos bleiben mußten und deshalb nicht zu verantworten waren. Die Wirkung der neuzeitlichen schweren Granaten und Luftbomben ist nämlich unvergleichlich viel größer als alles, was man selbst im Weltkrieg hatte; von früheren Kriegen darf man da schon gar nicht reden. Wenn die polnische Kriegsleitung bei ungünstigem Kriegsverlauf Warschau als Festung hartnäckig verteidigen wollte, dann hätte sie es ganz anders befestigen und die Bevölkerung soweit wie irgend möglich schon zu

Beginn des Krieges aus Warschau fortschaffen müssen. Dieser Vorwurf trifft aber nicht den Kommandanten, sondern den Marschall Rydz Smigly und den polnischen Generalstab.

Als der eigentliche deutsche Artillerieangriff begann, war seine Wirkung so groß, daß bereits am 25. September die erste „Bresche" erzielt wurde. Am Abend waren auf der Südwestecke von Warschau ein großer Teil der Vorstadt Mokotow und das Fort Mokotowski erstürmt. Am 26. September fiel im Norden die erste, im Süden die zweite Frontlinie.

Wie das Fort II gestürmt wurde, das wissen wir aus den Berichten über die Verleihung von Ritterkreuzen des Eisernen Kreuzes. Am 25. September erhielt der (aus Glumbitz, Kreis Riesa, gebürtige) Führer der 2. Kompanie des hier angreifenden Regiments den Befehl, gegen das Fort zu erkunden. Er stellte fest, daß die Polen vor dem Fort Schützenlöcher ausgehoben und diese durch Drahthindernisse geschützt hätten. Am 26. früh sollte er das Werk mit seiner und der 10. Kompanie nehmen, deren Führer, ein Wiener, sich am 25. freiwillig dafür gemeldet hatte.

Am 26. September 4 Uhr 30 war das von rund 120 Mann besetzte Fort von Süden, Westen und Osten umstellt. Die 2. Kompanie lag direkt vor dem Drahthindernis und erhielt starkes Feuer auf 30 Meter aus den Schützenlöchern. Die 10. Kompanie war noch in der Dunkelheit westlich des Forts vorgerückt. Ihr Führer sieht, daß die 2. Kompanie in dem starken Abwehrfeuer nur sehr schlecht vorwärts kommt. Sofort zieht er 2 Züge und 1 MG. näher an das Fort heran und greift dann frontal an. Als er drei starke Drahthindernisse durchschritten hat, steht er mit den Seinen vor einem breiten, aus Kasematten flankierten Wassergraben. Hier geht es nicht weiter! Vorsichtig schieben sich die Stürmer nach rechts ins Buschwerk und stoßen auf ein verstecktes Panzerabwehrgeschütz mit Bedienung. Bevor diese zum Schießen kommt, ist sie gefangen. Das Geschütz wird umgedreht, der Feind sofort mit seinem eigenen Geschütz beschossen! Rasch ist das feindliche MG. am Haupteingang erledigt, und weiter geht der Angriff auf das Fort über die Brücke auf der Rückseite des Werkes. Auf Türen und Fenster der Kasematten wird gefeuert und ganz besonders auf einen Raum, aus dem den Angreifern schweres Abwehrfeuer entgegenschlägt.

In der Zwischenzeit haben die beiden angreifenden Züge Verluste gehabt, da die Polen von allen Seiten, aus Häusergruppen, aus Fenstern, Kellern und Dächern auf die Angreifer schießen. Der dritte Zug säubert mit Handgranaten, Granatwerfern und Bajonetten die Häuser einzeln. Unter schwerem Feuer aus den Kasematten erreicht der Kompanieführer schließlich mit einem Zug der SMG.-Gruppe den Wall des Forts. Erst jetzt ergibt sich ein Teil der Polen. Ein Teil, der nicht sofort entwaffnet werden kann, setzt den Kampf fort, bis schließlich auch der

Rest der Besatzung in Stärke von etwa 70 bis 80 Mann die Waffen streckt. Befehlsgemäß erreicht die 10. Kompanie den Ostrand des Forts. Möglich war ihr Erfolg nur, weil unterdessen die 2. Kompanie durch ihren Angriff die Polen in den Schützenlöchern gebunden und sie verhindert hatte, sich gegen die 10. zu wenden. So haben beide Kompanien durch umsichtiges, tapferes Zusammenarbeiten in treuer Kameradschaft und durch vorbildlich selbständiges Handeln der Führer den Erfolg errungen. Beide Kompanieführer erhielten das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

In der Nacht vom 26. zum 27. wurde der Artillerieangriff fortgesetzt. Wenn auch die schwersten Geschütze ihre Munition nicht im Dunkeln ohne Beobachtungsmöglichkeit verschwenden konnten, die Geschosse der leichteren heulten fort und fort über die Stadt und ihre Befestigungsanlagen, um die Nerven der feindlichen Truppen weiter zu zermürben und Ausbesserungen von Schäden zu verhindern. Die deutsche Infanterie aber stellte sich zum Sturm bereit, der nun auf der ganzen Front erfolgen sollte. Um 5 Uhr eröffnet auch die schwere und schwerste Artillerie wieder ihr Feuer. In gewaltigen Rollsalven schlagen ihre Geschosse da ein, wo der Schwerpunkt des großen Sturmes geplant ist. Die Sturmdivisionen haben noch Artillerieverstärkung bekommen, und nun wird herausgefeuert, was die Rohre leisten können. Das zertrommelt weiter die Nerven des Verteidigers, der mit ansehen muß, wie seine Schutzräume in Trümmer zerfallen, und es stärkt die Zuversicht des Angreifers, der sich darauf verlassen kann, daß ein großer Teil der Verteidigungsabwehr außer Gefecht gesetzt sein wird, wenn er stürmt.

„6 Uhr. Schlagartig schweigen die Geschütze, und schon springen die Infanteristen aus den Schützenlöchern, schon gehen die leichten Maschinengewehre als Angriffsspitzen vor. Der Angriff gewinnt Raum. Halblinks wird ein Kloster besetzt, in das sich eine Menge polnischer Soldaten geflüchtet hat, um dem Feuer unserer Artillerie zu entgehen. Sie geben sich gefangen. Schnelles Verhör ergibt, daß sie von ihren Offizieren mit vorgehaltener Pistole und Faustschlägen in Stellung getrieben worden sind. Diese gaben ihnen dann den Befehl, tapfer auszuharren — und zogen sich selbst zurück! Der polnische Oberleutnant der Reserve Rozanski vom Infanterieregiment 58 ‚zeichnete sich hierbei besonders aus'. Die Roheit, mit der er seine Männer ins Feuer trieb, war nicht mehr zu überbieten. Sogar mit dem Spaten hat er sie geschlagen, ist selbst aber dann zurückgegangen.

Immer weiter arbeiten sich die Gruppen unserer Infanterie vor. Die gegenseitige Feuerunterstützung ist musterhaft. Dennoch bleibt hier und da einer liegen. Infanteriegeschütze und Artillerie unterstützen den Angriff zuverlässig und zielsicher. Auch die schweren Maschinengewehre haben ihr Ziel. Der Pole weiß sich in diesem von Gräben durchzogenen, bewachsenen Gelände seiner Haut zu wehren. Er ist außerordentlich zähe, und besonders dort vorn beim ‚Lehranstaltsgebäude'

versteift sich der Widerstand bis zum äußersten. Hier befiehlt Major Rukszan vom Infanterieregiment 60, ein unerschrockener Mann, der keiner Kugel aus dem Wege geht. Verbissen krallt sich unsere Infanterie an den Boden. In kurzen Sprüngen spritzen die Gruppen vor, reißen sogleich wieder die gerade erkaltende Knarre an die Backe und nehmen Druckpunkt.

‚Schnell laden — aber gut zielen!', ruft ein Unteroffizier, und im gleichen Augenblick trifft ihn selbst die Kugel. Trotz der schwirrenden Stahlhornissen, die immer dichter herunterkommen, springt der Mann mit der Rote-Kreuz-Binde heran und verbindet den verwundeten Korporal. Ein Kamerad faßt mit an, und im Augenblick ist der Verwundete in einem Granatloch in Deckung gebracht. Der Angriff geht weiter. Links an der Weichsel stoßen unsere Kämpfer auf ein Boot, das drüben am anderen Ufer anlegt. Ein Haufen Freischärler steigt aus und beginnt sich mit polnischen Uniformen zu bekleiden. Im Augenblick liegen unsere Schützen im Anschlag und stören das Einkleidungsgeschäft empfindlich. Unter großem Geschrei verschwinden die Freischärler im Ufergestrüpp.

Noch immer wirft unsere Artillerie ihr grobes Eisen feindwärts hinüber. Doch auch der Gegner antwortet und fügt uns manche Verluste zu. Gegen 9 Uhr ist das hart umkämpfte Gebäude der Lehranstalt, das unsere Artillerie schwer aufs Korn genommen hatte, in deutscher Hand. Links im Walde spielen sich noch erbitterte Kämpfe ab, und mitten hinein platzt die Nachricht, vom Regimentsgefechtsstand schnell nach vorn gegeben: ‚Warschau hat kapituliert!'

Die Männer können es noch gar nicht fassen. Unbeweglich bleiben sie in ihren Schützenlöchern, den Blick auf Marymont gerichtet, ihr nächstes Angriffsziel. Noch schießt der Pole aus allen Schlupflöchern, noch vor kurzem sind im Walde von Bjelany Kameraden als Tote und Verwundete geblieben. Und doch stimmt die Nachricht" (Stuttgarter Neues Tagblatt). Am 27. September abends konnte das Oberkommando der Wehrmacht bekanntgeben: „Warschau hat bedingungslos kapituliert!" Die förmliche Übergabe der Stadt sollte am 29. September stattfinden. Generaloberst v. Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, beauftragte einen der Armeeführer des Ostheeres, General der Infanterie Blaskowitz (am 2. Oktober wurde er dann Generaloberst), die Übergabeverhandlungen zu führen. — Der Übergabe von Warschau folgte unmittelbar die der Weichsel-Narew-Festung Modlin. —

Noch ist freilich viel zu ordnen. Es genügt ja nicht, etwa nur die gefangenen polnischen Truppen (130 000 Mann) aus Warschau herausmarschieren zu lassen: man mußte sie weiter führen, verpflegen, sie auf die Bahn bringen, sie in die Gefangenenlager oder wenigstens zu den Sammelstellen befördern, wo darüber entschieden werden würde, wer kriegsgefangen bleibe, wer etwa bald in die Heimat entlassen werden solle, um in Polen die Arbeit auf dem Felde, im Hand-

werk, in der Fabrik wieder aufzunehmen. Am 29. September abends konnte der Ausmarsch beginnen.

„Herbstlich kühl liegt die Nacht über dem Land. Dunkelrot glüht der Himmel über der Festung Warschau, und langsam ziehen hellgeränderte Wolken am Mond vorüber. Um flackernde Feuer lagern deutsche Soldaten. Ein Reitertrupp sprengt den Feldweg entlang — gleitende Schatten vor lohenden Bränden. Unwirklich wie ein Traum ist diese Nacht. Die Lichterketten der Fahrzeuge geistern durch das dunkle Land, und seltsam geformte Ruinen zerstörter Dörfer ragen gespenstisch am Wege auf.

Die alte Straße zur Front von Blonje über Oltaschew und Ozarow — wie oft waren wir hier auf dem Marsch! Nun zerreißt kein schmetterndes Krachen der Einschläge mehr die Stille der Nacht. Keine Kugel sirrt tückisch singend zwischen Baum und Strauch. Dennoch ist diese Stunde voll unheimlichen Lebens. Wir kommen über ein Straßenkreuz — nur wenige hundert Meter noch, und grell beleuchten Scheinwerfer heranmarschierende erdbraune Kolonnen: Polens letztes Heer — entwaffnet — gefangen" (Kölnische Zeitung).

Schon am Nachmittage war eine seltsame Schar voranmarschiert. Auch sie uniformiert, aber keine Soldaten — Schüler sind es und Jünglinge aus Thorn, deutscher und polnischer Junge. Auf einer Ferienfahrt in Warschau vom Krieg gepackt, waren sie in Uniform gesteckt, in den Kampf geworfen. Jetzt lassen sie fröhlich ihre Klampfen und Schifferklaviere ertönen. Heimwärts geht es, und der Krieg ist aus. Was aber erwartet die deutschen Jungen dort? Sie ahnen ja nicht, welch furchtbares Schicksal auch in und um Thorn so viele Volksdeutsche getroffen hat. Werden auch ihre Väter, Brüder, Mütter, Schwestern ein Opfer der Mordbanden geworden sein?

„Von ferne blitzen Lichtkegel der Kraftwagen auf. Ein Wagen nähert sich schnell der deutschen Linie. Ein polnischer Hauptmann entsteigt ihm, meldet sich beim Generalstabschef unserer Armee, kündet den Anmarsch einer Division an. Nach straffer Abmeldung fährt er wieder zurück. Langsam nur kommen die Regimenter heran; in Warschau sind die Straßen verstopft; sich kreuzende Kolonnen erschweren den Anmarsch, und die müden Soldaten kommen nur schlecht vorwärts. Die einzeln eintreffenden Kompanien werden gesammelt und dürfen rasten. Durchweg haben diese gefangenen Soldaten nichts mehr zu brechen und zu beißen, nur die Zigarette hängt ihnen noch im Mundwinkel. Überall glühen winzige Punkte durch die Nacht.

Dunkle Wolken schieben sich vor den Mond, um so heller flammen die Feuer auf, die viele Flüchtlinge in den Trümmern der Vororte entfacht haben. Inmitten der Ruinen einer zerschossenen Ziegelei, von der nur noch geborstene Mauern und der hohe Schornstein stehenblieben, lagern Männer, Frauen und Kinder um die

wärmenden Flammen. In den Tiefen der Lehmkuhlen suchen sie vor dem Herbstwind Schutz. Ein Hund winselt um den zerbrochenen Lattenzaun, ein Kind wimmert irgendwo kläglich. —

Endlich kommt die polnische Division heran. Erst Autokolonnen, dann Infanterie. In Viererreihen schreiten sie vorüber. Die Blicke sehen müde ins Leere. Hier und da lächelt einer matt. Der freut sich, daß der Krieg zu Ende ist, aber alle wollen bald nach Hause. Und viele fragen, wie es bei ihnen daheim aussieht, und nennen Orte, die wir alle kennen — Orte, von denen nur noch wenig übrigblieb, weil der Kampf sie umgepflügt hat. — Kraftwagenkolonnen, Pferdewagen und Feldküchen rollen vorbei. Auf ihren Sitzen hocken, zusammengefallen und zerbrochen, erschöpfte Menschen. Und immer noch Infanterie und immer noch Artillerie ohne Geschütze, ohne Wehr und Waffen. Kilometerweit schleppt sich dieser geschlagene Zug die Straße entlang, und Tausende werden noch kommen. Deutsche Panzerwagen sichern den Zug des gefangenen polnischen Heeres" (Kölnische Zeitung).

Vom Abmarsch der gefangenen Polen wenden wir uns zum Vorbeimarsch der an den Kämpfen um die polnische Hauptstadt beteiligten Truppenteile vor dem Führer. Welch ein Gegensatz! Dort die müde und bedrückt dahinwandernden Gefangenen, hier stolz und stark die deutschen Regimenter. Dort die völlige Auflösung, hier die stählerne Einheit. Man sieht den ehernen, sonnenverbrannten, von Wind und Wetter, von Staub und Schlaflosigkeit und endlosen Märschen zu Bronze gehärteten Zügen dieser deutschen Soldaten die schweren Kämpfe an, die sie durchgerungen haben. Man spürt aber auch die Begeisterung, die sie beseelt, vom General bis zum einfachen Schützen. Sie marschieren wie in Friedenszeiten — und doch so ganz anders. Hier begreift auch der Laie den Sinn des Parademarsches der deutschen Infanterie, den im Frieden so recht nur der Kompaniechef fühlte, wenn nach anstrengender Übung vor dem Tor der Kaserne der zum Umfallen müde Musketier sich noch einmal zu höchster Anspannung zusammenriß, um seinem Hauptmann in tadelloser Haltung beim Vorbeimarsch fest ins Auge zu schauen. „Aus dem Rhythmus der Kolonnen klang die stolze Freude, die auf allen Gesichtern zu lesen war. Das ewige deutsche Soldatentum hatte Gestalt gewonnen. Der alte Feldsoldat aus dem Weltkrieg marschierte Schulter an Schulter mit den jungen Männern, die zum erstenmal ihr Leben eingesetzt hatten, und durch sie hindurch leuchteten die Geister der Unzählbaren, die auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges gefallen waren. Dieser Vorbeimarsch war die Erfüllung des Wortes, das einst in trüber Zeit auf das Denkmal der gefallenen Studenten in der Berliner Universität gesetzt worden war: ‚Invictis victi victuri' (Den Unbesiegten die Besiegten, die Sieger der Zukunft)."

Gefangene polnische Terrorbanden an der ostoberschlesischen Grenze

Die Polen zerstörten beim Rückmarsch Städte und Dörfer

Kompanie-Gefechtsstand einer Panzerabwehr-Abteilung

Deutsches Maschinengewehr auf der Halbinsel Hela

Polens Schuld

Vor 700 Jahren schrieb ein Posener Bischof, der Pole Bogufal, in die Chronik von Posen: „Keine anderen Völker der Welt stehen sich so nahe und sind so befreundet wie Polen und Deutsche." Seltsam berührt uns das heute, und doch war es damals ganz natürlich. So etwa 900 n. Chr. ist in der Gegend von Warthe und Weichsel plötzlich ein polnisches Reich aufgetaucht, etwa 500 Jahre v. Chr. aber haben dort lauter deutsche Stämme gewohnt. In Pommern und Preußen saßen die Goten, südlich von ihnen bis Posen und Warschau die Burgunden, und in dem großen Raum von Schlesien bis an die rumänische Grenze nach Süden und fast bis Wilna im Norden saß der mächtige Stamm der Vandalen. Die Vorfahren von Dietrich von Bern und Meister Hildebrand, Gunther und Hagen und der schönen Kriemhild, von Geiserich und Gelimer haben ihre Heimat in diesen Gebieten gehabt! Viel, viel später erst, nachdem jene machtvollen germanischen Stämme in ihrem Drang ins Weite nach Süden und Westen abgewandert waren, kamen in ihre leergewordenen Gründe die aus der Gegend der Pripetsümpfe stammenden Slawen, davon solche, die sich Polaken nannten, in die Gegend des Posener Landes. Dahin sind dann, so berichtet der (wahrscheinlich richtige) Mythos, nordische Wikinger, Normannen, gekommen, haben sich dort zu Herren gemacht, und von ihnen soll das erste Fürstengeschlecht Polens, das Geschlecht der Piasten, abstammen. Diese haben die Polen erst zu einem Volke erzogen, sie aus ihrem bisherigen Dunkel herausgehoben, und, nachdem sie Christen geworden waren, schon ums Jahr 1000 die Grenzen ihrer Herrschaft weit ausgebreitet. Die polnischen Könige haben aber nur dann bei ihrem Streben nach Macht Bedeutendes schaffen können, wenn sie sich den deutschen Kaisern unterstellten und Freundschaft mit ihnen hielten. Da haben dann polnische Fürsten deutsche Fürstentöchter geheiratet und wohl auch umgekehrt. Sobald sie aber versuchten, eigene Wege zu wandeln, ging bald alles wieder verloren, zerfiel ihre Macht.

Indes, die deutschen Kaiser waren es nicht allein, die den Polen in die Höhe halfen. Um das Land zu heben, riefen die polnischen Könige, später auch jene mächtigen Edlen, deutsche Ritter herbei, von denen die Polen erst abendländische Kriegskunst lernten; ebenso riefen sie deutsche Handwerker und Bauern ins Land. Der Pole kannte damals Städte noch kaum: die große Mehrzahl aller polnischen Städte ist von Deutschen gegründet und hat deutsches Recht erhalten, Magdeburger Recht, Kulmer und Lübecker Recht. Noch heute kann man aus der polnischen Sprache sehen, wieviel Handwerkliches die Polen von den Deutschen erst gelernt haben, denn eine große Anzahl Handwerksnamen sind deutsch und nicht polnisch. Auch Bodenkultur haben erst die deutschen Bauern ins Land gebracht,

und die deutschen Siedlungen gingen weit nach Osten, bis nach Kiew. Im 13. Jahrhundert wurden die Ritter vom Deutschen Orden, auch „Marienbrüder" und von den Polen „Kreuzritter" genannt, von einem polnischen Unterfürsten herbeigerufen. Die Polen konnten nämlich mit den Preußen, die an der unteren Weichsel, dem unteren Pregel und dem unteren Njemen (Memel) saßen, nicht fertig werden. Weil es ihnen bei solchen Versuchen verschiedentlich recht schlecht ging, wandten sie sich nun an den „Deutschen Orden" um Hilfe. Dessen Ritter haben dann das ganze Gebiet, das vor dem Weltkriege West- und Ostpreußen hieß, bei den Polen Pomerellen heißt, und darüber hinaus noch weite Gebiete nach Osten erobert, und die polnischen Könige haben es ihnen als freies Besitztum überlassen. Sie waren froh, daß sie nun vor den Preußen Ruhe hatten.

Das Verhältnis zwischen Polen und Deutschland hat sich noch nicht einmal da nennenswert verschlechtert, als es zwischen den Polen und dem Deutschen Orden zum Kriege kam. Ende des 14. Jahrhunderts wurde die letzte Piastentochter gezwungen, den Herrscher Litauens, Jagiello, zu heiraten, damit Litauen zu Polen käme. Jagiello wurde nun Herrscher von Polen und Litauen, und dieser vereinigten Macht erlag der Orden bei Tannenberg. Jagiellos zweiter Nachfolger schloß dann ein Bündnis mit den deutschen Städten im Ordenslande, die in damalig echt deutscher Zwietracht mit dem Orden verzankt waren und sich einbildeten, unter polnischer Herrschaft würden sie es besser haben; so wurde Kasimir IV. Mitte des 15. Jahrhunderts Lehnsherr über das Ordensland.

Vom deutschen Reich hatte sich Polen seit lange völlig abgelöst. Trotzdem sind in dieser Zeit immer noch Gelehrte und Künstler ins polnische Land hineingeholt worden. Freilich sind die meisten, die dann dort blieben, mit der Zeit zu Polen geworden, aber deutsches Blut hat alles Wertvolle dort geschaffen. Nur in Ausnahmefällen haben Italiener und Franzosen mitgewirkt. Handel und Handwerk, Malerei, Musik und Baukunst — von all dem waren die Deutschen die Lehrmeister. Sie haben auch die unter dem Orden von Holländern begonnene Umwandlung der sumpfigen Weichselniederung in fruchtbare Äcker und Wiesen durchgeführt und zuletzt aus dem Handwerk die Industrie entwickelt. Die polnischen Könige und die polnischen großen Herren wußten ganz genau, was sie an den Deutschen hatten. Denen ist es auch sicherlich in jener Zeit dort nicht schlecht gegangen, sonst würden nicht immer neue dem Ruf und den polnischen Werbungen gefolgt sein.

Die Hauptschuld daran, daß allmählich zwischen den Deutschen im polnischen Land und den Polen sich eine tiefe Kluft auftat, trugen die Jesuiten. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte die Reformation in Polen sehr viel Boden gefunden; ungefähr die Hälfte des Landes hielt sich zu der neuen Lehre. Der fanatisch-katholische polnische König Sigismund III. aber, zugleich auch König von

Schweden und verheiratet mit einer Habsburgerin, zog die Jesuiten ins Land und begann mit Waffengewalt die Reformierten zum katholischen Glauben zurückzuführen. Diese Kämpfe führten zum wirtschaftlichen Niedergang. Die Königsmacht schwand — die Städte verarmten — der Bauer wurde zum Leibeigenen gemacht — Adel und Jesuiten gewannen allmählich alle Macht — das Land zerriß in Parteien. So ist es schließlich in der Zeit von 1772 bis 1795 zu Polens Aufteilung zwischen Rußland, Österreich und Preußen gekommen. Diese Teilung war ein Werk der Zarin Katharina II., das haben polnische Fachmänner, zum Beispiel die Gelehrten Mochnatzki und Konoptschinski, längst festgestellt. — Friedrich der Große konnte unmöglich dulden, daß Rußland sich zwischen Ostpreußen und Pommern schob, er mußte zugreifen und das alte deutsche Land wieder nehmen; Kaiser Joseph II. schloß sich für Galizien an, und nachher ist es dann weiter gegangen. Den Polen aber ging es in den preußisch gewordenen Gebieten viel besser als vorher. Friedrich der Große hat sich nicht darum gekümmert, von welchem Volkstum die Siedler waren, die er in dem verödeten, verkommenen Gebiet, das ihm zugefallen war, ansetzte, wenn sie nur fleißig arbeiteten und den Boden in die Höhe brachten. Das Land wurde gepflegt und verbessert, und das kam dem polnischen Bauern zugut; er wurde wohlhabender, die Gesundheitsverhältnisse wurden besser, ihm starben nicht mehr soviel Kinder, und außerdem drängten aus Russisch-Polen dauernd Menschen ins preußische Gebiet hinein. So wuchs die Zahl der Polen stärker als die der Deutschen, und der eifrigen polnischen Geistlichkeit gelang es sogar, deutsche Bauern aus der Bromberger Gegend völlig zu verpolen. Woher aber dann der Haß?

Die Jesuiten Polens wußten, daß sie die Deutschen nie zu so blinden Hörigen der päpstlichen Kirche würden machen können, wie die geistig viel, viel tiefer stehenden polnischen Massen. So haben sie in die Köpfe des unwissenden polnischen Volkes die Vorstellung hineingetrieben, daß polnisch, katholisch und christlich dasselbe, der Deutsche aber, gleichviel ob er sich katholisch oder evangelisch nenne, immer nur ein Halbchrist sei. Dazu kam dann im polnischen Volke noch der Neid auf die größere Tüchtigkeit des Deutschen! Soviel arbeiten, so gewissenhaft, sorgsam und ordentlich sein wie die Deutschen, das wollten sie nicht. Sie wollten aber auch nicht, daß diese nun besser in die Höhe kämen als sie. So setzte sich bei ihnen die Vorstellung fest, es sei doch am besten, diese Ketzer aus dem Lande zu treiben.

Freilich haben ihre Wortführer immer behauptet, die Polen würden in Preußen vergewaltigt. Dem kann ich einen Vorgang entgegenstellen, den ich im Jahr 1900 als Generalstabsoffizier in Westpreußen in meiner Tätigkeit bei der Landesvermessung erlebt habe. Ich wohnte einige Wochen in einem Wirtshause des Dorfes Groß-Schliewitz, 25 Kilometer nordwärts Tuchel. Der Gastwirt war ein katholischer

Deutscher. Nicht lange vorher war Wahl zum preußischen Abgeordnetenhause gewesen, und der Wirt erzählte mir, wie es ihm dabei ergangen sei. „Wir hatten ja öffentliche Wahl. Den Polen wollte ich nicht wählen; den Deutschen zu wählen wagte ich nicht. Ich legte mich also zu Bett und sagte, ich sei krank. So drückte ich mich um die Wahl. Aber eine von meinen polnischen Mägden brachte im Dorf herum, ich sei gar nicht krank gewesen, habe mich nur verstellt. Was geschah? Mein Gasthaus wurde boykottiert — niemand kam mehr zu mir — ich stand vor dem Bankrott. Mir blieb nichts weiter übrig, als zum polnischen Pfarrer zu gehen und ihn um Vermittlung zu bitten, denn er war ja auch mein Pfarrer. Ich mußte 300 Mark in die Kasse der polnischen Kirche zahlen, dann war ich wieder zu Gnaden angenommen." So stand es mit der „Unterdrückung" der Polen unter preußischer Herrschaft!

Aber nun kommen die Polen und ihre Freunde und sagen: „Ja, die Ansiedlungskommission! Bismarck hat Hunderte von Millionen Goldmark dafür in Preußen eingesetzt, die Polen aus ihrer Heimat herauszutreiben, nicht sie nur herauszukaufen, sondern sogar gewaltsam ihnen ihren Besitz abzunehmen, sie zu enteignen! Welche Grausamkeit! Das hat das Verhältnis zwischen Polen und Deutschen vergiftet, und was dann in den letzten zwanzig Jahren die Polen getan haben, als sie die Herren wurden, war nur Vergeltung und Wiedergutmachung."

Auch hier wird mit Verdrehungen, Übertreibungen und Lügen gearbeitet. Weil es den Polen hier so gut ging, sie zu planmäßiger Verpolung des Landes von ihren Geistlichen und andern politischen Hetzern auch wirtschaftlich fest zusammengehalten wurden, weil sie mehr Kinder erzeugten als die Deutschen, nahmen sie in diesen preußischen Provinzen stärker zu als jene, sowohl nach Volkszahl wie nach Grundbesitz, gerade auch durch die straffe Feindseligkeit, mit der sie allem Deutschen gegenübertraten. Es gab keinerlei freundschaftlichen, nicht einmal kühl-geselligen Verkehr mehr zwischen Polen und Deutschen. Wenn Offiziere auf einem polnischen Gut einquartiert wurden, dann verschwanden fast immer die Besitzer, auf alle Fälle aber die Frauen und Töchter. Polnische Arbeiter gingen im Sommer und Herbst nach Deutschland hinein, arbeiteten dort zur Getreide- und Rübenernte, brachten ihre Ersparnisse nach Hause und zahlten sie in polnische Banken ein. Ebenso machten es die polnischen Bergarbeiter, die in großer Anzahl ins Ruhrgebiet gingen. Von dem, was diese Arbeiter sich auf deutschem Boden erworben haben, haben sie dann nachher mit Hilfe der polnischen Banken deutsche Bauerngüter gekauft. Mit jedem Jahr kam der Deutsche mehr ins Hintertreffen. Da erklärte Bismarck: „Halt, so geht das nicht weiter! Auch der Deutsche muß gestützt werden. Wir brauchen deutsche Bauern im Osten. Das wäre ja noch schöner, wenn Preußen kalt und gleichgültig zusehen wollte, wie von dem, was deutsche Hand in Kultur gebracht hat, der Pole den Gewinn nimmt und damit

den Deutschen vertreibt! Sind die Deutschen zu uneinig, sich selbst zu helfen, so muß der Staat helfen!" So schuf er 1886 die Ansiedlungskommission. Die hat aber jahrelang in Westpreußen und Posen nicht anders angekauft als freihändig: im ganzen vor dem Kriege rund 330 000 Hektar von Deutschen, 110 000 Hektar von Polen, also zusammen 440 000 Hektar. Auch die polnischen Besitzer verkauften gerne an sie, denn hohe Preise wurden gezahlt. Bald aber begannen die staatsfeindlichen Polen diejenigen polnischen Landbesitzer zu befeinden, die ihren Grund und Boden an die Ansiedlungskommission verkauften, und sie beherrschten die Massen! Die Polen wagten nicht mehr zu verkaufen. Deshalb wurde ein Gesetz gegeben, das ermöglichte, in besonderen Fällen auch Grund und Boden für die Ansiedlungskommission zu enteignen — natürlich gegen volle Entschädigung. Heute ist dem Deutschen so etwas ganz selbstverständlich, wenn der Nutzen der Gesamtheit des Volkes es erfordert; damals haben die Polen und ihre Freunde in der ganzen Welt, ja selbst viele Deutsche einen furchtbaren Lärm darüber geschlagen: das sei Raub! Was ist aber in Wirklichkeit geschehen? Es sind im ganzen 4 (vier!) Güter enteignet worden, zusammen 1600 Hektar, und diese 1600 Hektar sind noch über den Preis bezahlt worden! 112 000 Hektar hat die Ansiedlungskommission freihändig von Polen gekauft, 1600 hat sie enteignet: gerade ein Siebzigstel! Dabei war von 1886 bis zum Jahr 1912 der Landbesitz der Polen nicht etwa zurückgegangen — er hatte gegenüber dem deutschen bei den Käufen und Verkäufen mit einem Gewinn von 99 000 Hektar abgeschnitten. Zum erstenmal im Jahr 1913 ist es vorgekommen, daß die Deutschen einen kleinen Gewinn (von 4000 Hektar) hatten. Die Ansiedlungskommission durfte nämlich zuerst nur von Polen kaufen, und da verkauften die verschuldeten polnischen Besitzer ihre Güter für hohe Preise und kauften dafür andere billig von verschuldeten Deutschen wieder! Der Pole blieb, der Deutsche mußte abziehen.

Wie aber hat es nach dem Weltkriege die polnische Regierung gemacht, als sie den westpreußischen Korridor, Posen und Ostoberschlesien gewonnen hatte? In den ersten zehn Jahren hat sie den deutschen Besitzern auf dem Lande über die Hälfte ihres Besitzes, in den Städten drei Viertel zwangsweise fortgenommen, hat sie aber dafür nur ganz unzureichend oder gar nicht entschädigt! Das hat sie bis in den Sommer 1939 hinein fortgesetzt. Raubzug auf Raubzug wurde unter den fadenscheinigsten Vorwänden gegen die deutschen Grundbesitzer unternommen. Sie wurden aus Besitz vertrieben, der oft Hunderte von Jahren ihrem Geschlecht eignete. — Freilich, den Schaden hat das polnische Land selbst davon gehabt, denn je mehr der Pole an die Stelle des Deutschen trat, um so schlechter wurde die Bewirtschaftung, um so geringer wurden die Erträge.

Im Jahre 1916, also mitten im Weltkriege, haben die Zentralmächte aus freien Stücken den Polen ein unabhängiges Reich geschenkt. Eigentlich ohne jeden

Grund, denn die Polen hatten nichts dafür getan! Sie haben während des ganzen Krieges auf beiden Achseln getragen, wollten den Ausgang abwarten und dann mit dem Sieger gehen. — Aber gab es nicht eine polnische Legion, die Pilsudski, der spätere Marschall, bei Kriegsausbruch in Galizien gründete? Ja — das hat er getan. Er hoffte, damit in ganz Polen große Begeisterung für den Kampf um die Freiheit zu entflammen und namentlich aus dem russischen Polen großen Zufluß zu bekommen. Aber er hat sich bitter getäuscht. Echte Freiwillige hat er nur einige wenige bekommen, fast nur solche, die bereits in Österreich dienstpflichtig waren und in österreichische Regimenter eingestellt wurden, wenn sie nicht zu ihm kamen. Das ist ein billiges Freiwilligentum gewesen! Als dann das Kriegsende kam, als die eiserne Front der Zentralmächte dem Hunger, dem vom inneren Reichsfeinde geführten Dolchstoß in den Rücken, der lügnerischen Propaganda der Engländer, Franzosen und Amerikaner und dem Trug des Präsidenten Wilson, Lloyd Georges und Clemenceaus erlag, da entpuppte sich der weiße Adler Polens als ein ganz gemeiner Geier. Deutschland dünkte ihm ein Leichnam, auf alle Fälle aber als wehrlos an einen Felsen gekettet, — wie im griechischen Mythos Prometheus. Das war eine herrliche Gelegenheit, aus dem Reichskörper soviel Fleisch herauszureißen, wie er nur verschlingen konnte. Nicht nur das Posener und Gnesener Land wurde geraubt, nein, auch Gebiet, das nie polnisches Volksgut gewesen war, wie das Land der unteren Weichsel und Ostoberschlesien. Geraubt, sage ich, denn vor dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 war ausdrücklich Abstimmung der Bevölkerung versprochen, dann aber wurde dies Versprechen schmählich gebrochen. Das meiste wurde ohne jede Abstimmung Polen zugeteilt, und wo, wie in Westpreußen und Oberschlesien, abgestimmt wurde, da war das Ergebnis eindeutig für Deutschland. Aber nun wurden diese Ergebnisse wieder vielfach durch Terror und Betrug verfälscht oder durch Gewalt verändert. In Oberschlesien bildete dazu der frühere preußische Abgeordnete Wojczech Korfanty bezahlte Mordbanden, die sich „Aufständische" — nämlich gegen die deutsche Regierung — nannten. Es gehörte ja zur Regierungskunst der Westmächte, um Deutschland für immer in Fesseln zu halten, eine unausfüllbare Kluft zwischen Deutschen und Polen zu schaffen, und darauf sind die polnischen Massen hereingefallen. Die wenigen Verständigen unter ihnen mußten vor dem Lärm derer schweigen, die bei der neuen Ordnung ihren Weizen blühen sahen.

So lastete auf dem neugeschaffenen polnischen Reich der Fluch, durch Leichenraub reich geworden zu sein. Das war die heimliche Angst, von der es gequält wurde — und diese Angst trieb es, wie stets die Furcht, zum falschesten Gegenmittel: zu dem Versuch, die Deutschen im Lande zu vernichten. Dem eigenen Volk die Fortschritte der Deutschen in Wirtschaft und Kultur zu bringen, ist man unfähig; also sucht man die Deutschen auf den Standpunkt der polnischen Bevölke-

rung herabzudrücken, die zumeist von Kultur noch keine Ahnung hat. Wohl hatte Polen beim Friedensschluß sich verpflichtet, den vielen Fremdstämmigen, die ihm geschenkt worden waren, den Deutschen, Ukrainern, Weißrussen, Tschechen, Slowaken, Litauern die Möglichkeit zu geben, ihre völkische Kultur frei zu entwickeln. Sie haben das Gegenteil getan! Mit unerhörter Brutalität und Grausamkeit haben sie alle niedergeknüppelt, ob es Deutsche, ob Weißrussen oder Ukrainer waren. Wer die polnische Geschichte der zwanzig Jahre von 1919 bis 1939 liest, in denen es eine Republik Polen gab, der erstarrt vor Entsetzen, wenn er die Martern und Quälereien liest, denen die unglücklichen Minderheiten ausgesetzt waren, die unter polnische Herrschaft geraten waren.

Von diesen Schindereien (sie waren vor dem Kriege gegen Weißrussen und Ukrainer noch scheußlicher als gegen die Deutschen) nur zwei Fälle aus Ostoberschlesien. Im November 1930 gab es Wahlen zum polnischen Abgeordnetenhaus, dem Sejm. Der Wojwode Grazynski, der die Peitsche über Oberschlesien schwang, wollte mit Gewalt die Deutschen zwingen, ihre Stimmen für die vom Marschall Pilsudski bevorzugte polnische Partei abzugeben. Vor allem wurden dazu die „Aufständischen" wieder herangeholt. Dann erschienen öffentliche Bekanntmachungen, wie zum Beispiel vom Vorsitzenden des Wahlbezirks III in Kattowitz: „In jedem Wahllokal haben die ‚Aufständischen' zu beobachten, welche Zettel die Wähler in den Händen haben und was für einen Zettel sie in den Umschlag stecken. Jeder Wähler, dessen Stimmzettel von den ‚Aufständischen' nicht kontrolliert werden kann, wird als Gegner der Regierungspartei angesehen und dann außerhalb des Wahllokals entsprechend behandelt!" Aber es kam noch viel schlimmer. — Da ist der sechzig Jahre alte Bauer Joseph Greitzke aus dem Dorf Oberwiloza. Warnungen und Drohungen zum Trotz war er immer auf dem Posten, seine Landsleute zum treuen Festhalten am Deutschtum zu ermahnen. Eines Abends kurz vor dem Wahltage sitzt er allein in seinem Häuschen. Da fährt ein Auto vor. In seine Stube dringt der Ortsvorsteher mit mehreren Aufständischen. Sie schreien auf ihn los: „Gib das Geld und die Waffen her, die du von Deutschland bekommen und versteckt hast!" „Ich hab' kein Geld und hab' keine Waffen." Schon hat er einen Hieb mit dem Knüttel über den Kopf, daß er auf den Boden stürzt, wird in den Wagen geschleppt und fort! Der Ortsvorsteher steigt bei der Polizeistation aus, Greitzke wird einige Kilometer weiter bis an den Waldrand gefahren. „Raus, lauf vor's Auto, du Hund!" Greitzke sieht die gehobenen Pistolen, weiß: sobald er einen Schritt laufen würde, würde er niedergeschossen werden. Er bleibt stehen. Wieder bekommt er einen Schlag über den Kopf mit dem Knüttel, einen Faustschlag ins Gesicht. „Totschießen ist zu schade für dich. Überfahren!" Er wird gebunden, 10—20 Meter vor dem Auto quer über die Straße geworfen, der Wagen springt an ... Am nächsten Morgen finden ihn die

Dorfbewohner im Wald, ohne Stiefel und Strümpfe, die nackten Füße zerschlagen, bis er besinnungslos geworden ist. Unmittelbar vor seinem Körper war der Wagen zum Halten gebracht worden. Der Ortsvorsteher, die Polizei „wissen von nichts" — aber für die Wahl ist er ausgeschaltet; er liegt im Krankenhaus.

Dazu das andere Beispiel. Das Dorf Hohenbirken, nicht weit vom deutschen Städtchen Ratibor, also ganz nahe der Grenze, wird am 19. November abends von „Aufständischen" überfallen. Die Menschen werden aus den Betten gerissen, mit Gummiknüppeln und Eisenstangen verprügelt, ihre Einrichtungen zerschlagen. Ein Teil flüchtet fast nackt in die Wälder — viele bleiben schwerverletzt liegen. 58 Jahre ist der Buchhalter August Neugebauer alt, lebt als Witwer mit seiner fünfzehnjährigen Tochter. Vor ihren Augen wird solange mit Knüppeln auf ihn eingedroschen, bis er mit zerbrochenen Gliedern besinnungslos auf der Erde liegt. Das arme Kind versucht in seiner Angst über die Grenze nach Ratibor zu laufen, um einen Arzt zu holen. Die Bluthunde rennen ihr nach, holen sie zurück, verprügeln sie auch (nach F. W. v. Oertzen, „Das ist Polen"). — Das war polnische Kultur — das waren die Lieblinge der Demokratien!

Natürlich hat die deutsche Regierung (wohlverstanden: 1930!) damals den Völkerbund zum Schutz für die deutsche Minderheit angerufen. Was tat dieser? Der Rat empfahl der polnischen Regierung, dafür zu sorgen, daß die Verbindung zwischen Herrn Grazynski und den „Aufständischen" (deren Ehrenvorsitzender er war!) aufhöre. Und die polnische Regierung? Im nächsten Jahr hielt der Staatspräsident Mościcki in Kattowitz eine Rede, in der er die „nationalen Verdienste des Aufständischenverbandes" ausdrücklich lobte. Das alles geschah, als Deutschland eine „demokratische" Regierung hatte!

Dann kam der großherzige Versuch des Führers, durch ein Abkommen mit Marschall Pilsudski ein friedliches Zusammenleben von Polen und Deutschen in dem polnischen Lande zu ermöglichen. „Es gibt in Europa Deutsche, es gibt in Europa Polen. Die beiden werden sich daran gewöhnen müssen, nebeneinander und miteinander zu leben und auszukommen." So hatte er am 24. Oktober 1933 im Sportpalast gesagt. Am 26. Januar 1934 war dann ein deutsch-polnischer Nichtangriffspakt auf zehn Jahre abgeschlossen.

„Sie müssen sich daran gewöhnen, zusammenzuleben" — das war der Sinn dieses Paktes. Wir Deutschen haben das Möglichste getan, um ihn nach Wort und Geist zu erfüllen. Zahlreiche künstlerische Veranstaltungen polnischer Sänger und Sängerinnen, Schauspieler, Orchester, Chöre, Ballette gab es in den nächsten drei Jahren in Deutschland. In der deutschen Literatur wurden die Polen gefeiert, in Vorträgen ihre guten und schönen Seiten hervorgehoben. Kalt und ablehnend blieben die Polen. Selten erlaubten sie deutschen Künstlern in Polen aufzutreten;

nur wenige deutsche Konzerte haben stattfinden dürfen. Die polnische Literatur überschlug sich nach wie vor in Erzählungen von Greuelgeschichten über die Deutschen. In den Büchereien der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache waren unter anderem verboten: das Nibelungenlied, die Edda, Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg"! Der Raub deutschen Grundbesitzes wurde fortgesetzt, ja noch erweitert. In jedem Jahre wurde eine Anzahl Schulen mit deutscher Unterrichtssprache geschlossen, nachdem den Eltern verboten worden war, weiter ihre Kinder dorthin zu schicken. Wenn nur Pilsudski länger gelebt hätte und nicht schon 1936 gestorben wäre! Nach seinem Tode aber regierte die polnische „Liga für Großmacht", die sich Ende der zwanziger Jahre gebildet hatte. Ihre Tätigkeit bestand darin, mit blutrünstigen Aufsätzen in ihrem Vereinsblatt, dem „mocarstwowiec" (sprich Motzarstwowjetz), zu haßerfülltem Kampf mit den Deutschen zu hetzen. So stand zum Beispiel in einem Aufsatz der Nr. 3 vom Jahre 1929: „Im Kriege mit den Deutschen wird es keine Gefangenen geben und keinen Raum für menschliche Gefühle. Da werden wir die Welt staunen machen durch die ungewöhnlichen, das menschliche Maß übersteigenden blutigen Opfer, mit denen wir die Schmach der Kränkungen abwaschen, die wir von den Deutschen erfahren haben. Wir müssen in die polnische Armee den Geist eines unversöhnlichen, bis zur Grausamkeit gesteigerten Kampfes tragen." — Das ist der Geist, der nachher zu den entsetzlichen Greueln geführt hat, die als untilgbare Flecken das polnische, aber auch das englische Wappen besudeln; denn die englische Presse ist der eigentliche Urheber für alle diese Scheußlichkeiten, weil sie seit mehr als hundert Jahren sich darin gefällt, alles zu beschützen, was gegen Deutschland geschieht.

Mit immer größerem Bedenken hatte der Führer die Entwicklung mit angesehen, die die polnische Regierung nach Marschall Pilsudskis Tod einschlug. Die Erfüllung seiner Hoffnungen auf den Sieg der Vernunft und des Friedensgeistes bei den Polen wurde immer zweifelhafter. Nicht ein einziges Zeichen deutete darauf hin, daß den Deutschen das ihnen im Friedensvertrage zugesicherte Recht auf ihre Kultur und das gleiche politische Recht mit den Polen im Staate wirklich gewährt werden sollten. Statt dessen tönte über die Grenze immer lauteres Säbelgerassel, sogar in Reden hoher Offiziere in den Weichsellanden, dem „Korridor", der Polens Weg zur See sichern sollte, zugleich aber Deutschland den Landweg nach Ostpreußen versperrte, — immer herrischer die Forderung, Danzig müsse polnisch werden. Die großen Vorrechte im Freistaat Danzig genügten dem polnischen Machthunger nicht mehr! Der aus dem kleinen Fischerdorf Gdingen in der Danziger Bucht mit ausländischen Geldern und von ausländischen Ingenieuren entwickelte Kriegshafen Gdynia wurde zugleich zum großen Handelshafen ausgestaltet: er sollte Danzig als Strafe für sein treues Deutschtum im Wettbewerb zugrunde richten. Bald tönte nicht minder laut der Ruf nach der „Heimkehr"

Ostpreußens! Wo die Fesseln des Versailler Diktates am unerträglichsten drückten, da wurde noch planmäßig wundgescheuert. Daß von englischen Staatsmännern gleich nach Versailles und immer wieder ausgesprochen worden war, die Verhältnisse mit Danzig und dem Korridor seien für Deutschland auf die Dauer untragbar und müßten zu einem Kriege führen, störte die Polen nicht im geringsten. Dabei wußten sie aus den öffentlichen Reden des Führers, daß er fest entschlossen war, Deutschland aus solchen Fesseln zu befreien, und von dem Paktabschluß 1934 ab hatte er sie nie darüber im Zweifel gelassen, daß eine echte Freundschaft zwischen Deutschland und Polen nicht möglich sei, wenn nicht Deutschland wieder eine eigene Landverbindung mit Ostpreußen erhalte, Danzig wieder deutsch werde.

Nach Heimkehr der Ostmark und der Sudetendeutschen ins Reich, also nach viereinhalbjähriger Dauer des Paktes, wurde es Zeit, daß jene zeigten, ob sie gewillt seien, von unverbindlichen Redensarten zum Handeln überzugehen. Im Oktober 1938 lud unser Außenminister v. Ribbentrop den polnischen Botschafter in Berlin, Lipski, nach Berchtesgaden ein und machte ein klares Angebot: „Stimmen Sie der Rückkehr des Freistaats Danzig ins Deutsche Reich zu und geben Sie uns eine deutsche Verbindung mit Ostpreußen. Eine Eisenbahn und eine Autostraße sollen uns dafür genügen! Dafür sollen Sie dann auch einen eigenen polnischen Zugang zu Danzig bekommen, im Danziger Hafen einen Freihafen mit Ihren eigenen Lagerhäusern, sollen Ihre Waren wie bisher in Danzig absetzen können. So bescheiden ist, was wir anstreben, so gerecht, was wir bieten für ein Friedens- und Freundschaftsverhältnis zwischen unseren Völkern. Aber der Führer bietet Ihnen noch mehr. Er will sogar unseren Nichtangriffspakt bis zum Jahr 1954, ja selbst bis 1959 verlängern und mit Ihnen gegenseitig unseren Länderbesitz garantieren. Damit hätten Sie, von 1934 ab gerechnet, Schutz gegen jeden Angriff und 25 Jahre Zeit, Ihr Reich in Ruhe auszubauen!" Es war ein Angebot von unerhörter Großzügigkeit. Nicht einmal die Systemregierung hatte sich an einem Vertrage beteiligen wollen, der Polen Garantie für seine Grenzen brächte. — Genau dasselbe hat der Führer am 5. Januar 1939 dem polnischen Außenminister Beck in Berchtesgaden gesagt, und Ribbentrop hat es ihm wiederholt. Dann fuhr Ribbentrop Ende Januar nach Warschau, um auch dort seine Vorschläge noch einmal klar auseinanderzusetzen. Aber die Polen dachten gar nicht daran, darauf einzugehen — im Gegenteil. Nur um so härter wurden ihre Maßnahmen gegen die Deutschen. Schulen, Kirchen, Gemeinschaftsgebäude wurden diesen in steigendem Umfange fortgenommen, auf jede willkürliche Denunziation hin wurden sie ins Gefängnis gesteckt, deutsche Zeugen nie gehört. Auf die Vorschläge des Führers und Ribbentrops gab es nur Ausflüchte: man habe noch zuviel innerpolitische Schwierigkeiten für solche Regelungen. — Nach dem Zerfall der Tschechoslowakei bekamen die Polen durch den Schiedsrichterspruch Deutschlands und Italiens das bis dahin

den Tschechen gehörende Gebiet um Olsa: sofort sahen sich die Deutschen in Oderberg mit derselben tödlichen Feindschaft behandelt wie die in Oberschlesien, Posen, dem Korridor.

So konnte es nicht weitergehen. Am 21. März warnte Ribbentrop den polnischen Botschafter: es müsse endlich ein vernünftiges Verhältnis zwischen Polen und Deutschland zustande kommen. Er wiederholte das Angebot und lud Beck zu endgültiger gemeinsamer Beratung für ein großes Vertragswerk nach Berlin ein. Die Antwort, die Lipski am 26. März aus Warschau brachte, enthüllte das wahre Gesicht Polens. Bisher hatte es dort gelautet: „Jaja, laßt uns nur noch etwas Zeit." Jetzt auf einmal hieß es: „Was? Danzig ans Reich zurück? Das bedeutet den Krieg mit Polen." „Wie kommt ihr plötzlich zu solcher Schroffheit?" fragt Ribbentrop. „Wir wollten doch nur den Weg bahnen für ein dauernd freundschaftliches Verhältnis mit euch." Lipski schweigt. — Der Einladung nach Berlin weicht Beck aus — er fährt nach London und schließt einen Garantiepakt mit England ab. —

Schon während jener letzten Aussprache mußte Ribbentrop den Polen sagen: „Ihr zieht ja Truppen an der Grenze zusammen! Nehmt euch in acht. Wenn das so weitergeht, wird es schlimme Folgen haben." Die Antwort waren wüste Ausschreitungen in Bromberg gegen die dortigen Deutschen, und in einer Rede des polnischen Verkehrsministers am 16. April die Drohung: „Vielleicht sind wir am Vorabend eines Krieges. Wehe dem, der den kleinsten Teil polnischen Eigentums fordert! Die Polen vertrauen auf ihr eigenes Schwert, und dies verteidigt nicht nur unsere Grenzen, sondern die heiligsten Werte der Menschheit!"

„Die heiligsten Werte der Menschheit!" Das war England! So tönt es immer, wenn England einen Raubzug vorhat: so klang es vor dem Burenkrieg — so klang es nach Ägypten, als Alexandrien bombardiert wurde — so klang es 1914 — und so wird es klingen, solange noch England Gelegenheit hat, Weltherrschaftspläne mit einem heuchlerischen Christentum zu decken. Dieselbe Sprache Englands, nur noch offener, klang aus dem polnischen Regierungsblatt, dem „Kurjer Czerwony" (Roter Kurier): „Der Augenblick ist höchst ungeeignet für Deutschland, Polen irgendwelche Vorschläge zu machen; es droht durch seine Ausdehnung das Gleichgewicht in Mittel- und Osteuropa umzuwerfen." „Gleichgewicht Europas" — wieder aus dem englischen Phrasenschatz geborgt. Und dabei so lächerlich! Die Stadt Danzig mit 265 000 Einwohnern, eine Chaussee und eine Eisenbahn nach Ostpreußen, das sollte das Gleichgewicht in Mittel- und Osteuropa umwerfen? Wer nicht ganz dumm ist, der mußte einsehen, daß hier mit Gewalt ein Kriegsgrund gesucht wurde. Englands Staatsmänner hatten früher den Korridor, den Danziger Freistaat, den Raub Ostoberschlesiens als unerträglich für Deutschland und als sichere Ursachen künftiger Kriege bezeichnet. Endlich hatte sich in Adolf

Hitler der Mann gefunden, der diese Unerträglichkeiten auf friedlichem Wege beseitigen und damit der dauernden Kriegsgefahr ein Ende machen wollte. Was tut England? „Wie", ruft es den Polen zu, „ihr fürchtet, daß man euch vergewaltigen will? Keine Sorge, wir werden euch schützen. Sagt nur, daß eure Unabhängigkeit bedroht ist, so steht die ganze Macht des britischen Weltreiches (und natürlich auch Frankreichs) an eurer Seite!"

So hetzte es Polen zum Krieg, das seit langem auf die Gelegenheit lauerte, sich Danzigs und dazu noch mindestens Ostpreußens zu bemächtigen, und Polen, trotzend auf solche Verbündete, nahm begeistert die Parole auf. Es steigerte den Terror gegen die Deutschen auf unerträgliche Höhe und gab seinen Zeitungen die Freiheit, ununterbrochen Drohungen an die Adresse Deutschlands zu richten, Ostpreußen, dazu Pommern, schließlich das Land bis zur Oder zu fordern. Die „Großmachtsliga" hatte ganz Polen in einen Taumel des Größenwahns versetzt! Zudem war für jeden Einsichtigen ganz klar: Danzig und die Eisenbahn nach Ostpreußen waren England ganz gleichgültig, aber es wollte Deutschlands Wiederaufstieg unter Adolf Hitler mit Gewalt verhindern und dabei Polen als Vorspann zur Entfesselung des Krieges benutzen. Nur eins fehlte für die Intriganten an der Themse noch: auch Sowjetrußland sollte zu Frankreich und Polen vor den britischen Siegeswagen gespannt werden, damit das Dreigespann für Englands Geißel vollzählig sei.

Da kam am 23. August eine ungeheure Überraschung: Deutschland und Rußland gaben bekannt, daß sie einen Nichtangriffs- und Beratungspakt miteinander geschlossen hätten und daß eine freundschaftliche Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen folgen werde. Die Welt hielt den Atem an; die politische Lage war mit einem Male völlig verändert. Für Polen stieg eine tödliche Gefahr auf; jeder Freund mußte es warnen. Aber hier zeigte sich der Egoismus und böse Wille Englands. Sein Botschafter überreichte in Berlin eine Note: „Der Pakt zwischen Deutschland und Rußland ändere Englands Stellung in keiner Weise; es sei bereit, zu einer Besprechung zwischen Deutschland und Polen mitzuhelfen, wenn es aber zu einem Konflikt käme, würde es unbedingt auf Polens Seite stehen." Das hieß natürlich Polens Kriegswillen erneut befestigen. Die Antwort des Führers war klar und kurz: Die Frage des Korridors und Danzigs muß gelöst werden; die Verfolgungen der Deutschen in Polen, Bedrängungen Danzigs, Provokationen des Reiches müssen aufhören; weiter will Deutschland nichts, nichts von England und nichts von Frankreich, es wird sich aber verteidigen, wenn es angegriffen wird.

Es hat keinen Zweck, sich mit Einzelheiten abzugeben; bleiben wir beim Kern! *England wollte nicht friedliche Lösung, sondern Krieg.* Immer neue Beweise sind dafür durch Veröffentlichungen unseres Außenministeriums beigebracht worden. Polen helfen zu müssen, war ein Vorwand, um damit das

eigene und das französische Volk mitzuschleppen. Listig war die Falle gestellt. In Polen war alles bereit, den Bandenkrieg über die Grenzen des Reiches und des Freistaats Danzig zu tragen und zugleich die deutsche Minderheit auszurotten. Adolf Hitler würde das Wüten von Mordbanden gegen die deutschen Volksgenossen, würde immer wiederholte unverschämte Grenzverletzungen nicht tatenlos mit ansehen dürfen, er würde Deutschland zu den Waffen rufen müssen. Dann würden die britischen Diplomaten und die auf diese Fährte gehetzten englischen und französischen Pressekorrespondenten, Nachrichtenbüros und Zeitungen mit der ihnen mindestens zu 75 Prozent hörigen Presse der übrigen Welt sofort einen Verleumdungschor anstimmen. Dieser Verleumdungschor würde Deutschland des eroberungssüchtigen Friedensbruches beschuldigen, würde die Schmerzensschreie der gefolterten Opfer der polnischen Mordbanden durch lärmendes Ableugnen übertönen und aus dem mit ihrem Blut befleckten Polen das vom Wolf angefallene Lamm machen. Sollte aber wider Erwarten der Führer vor dem Kampf mit dem britischen Weltreich und Frankreich zurückweichen, dann würde man ihn zum „coward“, zum Feigling, stempeln; dann würde er „das Gesicht verloren haben“, wie der Chinese sagt. Damit aber auch ja die Polen bei der Stange blieben, wurde ihnen eingeredet, es handle sich nur um einen „Nervenkrieg“, Deutschland bluffe nur, habe bei einem Krieg mit England, Frankreich, Polen von niemand Hilfe zu erwarten und werde deshalb den Krieg nicht wagen.

Zu gleicher Zeit tat die englische Regierung wieder so, als wolle sie Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen zustande bringen. Die deutsche Regierung antwortete mit ernsthaft gemeinten Vorschlägen, die polnische aber wußte genau, daß Englands Versöhnungshaltung nur Schein sei, nur dazu dienen sollte, Deutschland ins Netz zu locken und zugleich den Augenblick zum Losschlagen so wählen zu können, wie er für England am günstigsten sei. Durch die Art seines Vorgehens hat das britische Kabinett die von ihm selbst vorgeschlagenen unmittelbaren Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen hinterrücks zum Scheitern gebracht und Polen so „zum Frieden“ beraten, daß Krieg daraus werden mußte. Nicht traf, was Deutschland gefordert hatte, am 30. August ein polnischer Bevollmächtigter zu Verhandlungen in Berlin ein, dafür befahl der polnische Staatspräsident an eben diesem 30. August 16 Uhr 30 die allgemeine Mobilmachung und beteiligte sich in der Nacht vom 31. August zum 1. September nun auch aktives polnisches Militär an den Grenzüberschreitungen: Das war Kriegszustand! Hierauf gab es nur eine Antwort: der Führer legte die Verteidigung des Reiches in die Hand der Wehrmacht — am 1. September eröffnete diese den Abwehrkampf. Um 5 Uhr 45 überschritten die deutschen Truppen die deutsch-polnischen Grenzen in ihrer ganzen Ausdehnung. —

Noch einmal wollte eine Möglichkeit zur Vermeidung des Krieges auftauchen:

Mussolini hatte am 31. August ohne Wissen der deutschen Regierung der britischen und französischen Regierung eine Konferenz für die fünf Mächte zum 5. September vorgeschlagen. Frankreich stimmte zu! Deutschland wurde am 2. September unterrichtet und stimmte ebenfalls zu. Der polnische Ministerpräsident Rydz Smigly sah am 2. September schon den völligen Zusammenbruch kommen und hätte nur zu gerne sich an den Verhandlungstisch gesetzt: England verbot es! Chamberlain und Lord Halifax erklärten am Nachmittag des 2. September, ersterer im Unterhaus, der andere im Oberhaus, „es sei der britischen Regierung nicht möglich, an einer Konferenz teilzunehmen, zu einer Zeit, da Polen einem Einmarsch ausgesetzt sei, polnische Städte mit Bomben belegt würden und über Danzig eine einseitige Lösung mit Gewalt durchgeführt sei". Am 3. September 9 Uhr vormittags übergab der britische Botschafter in Berlin die schriftliche Forderung: Deutschland zieht innerhalb von zwei Stunden seine Truppen aus Polen zurück, sonst hat es von 11 Uhr ab Kriegszustand mit England. Etwas später folgte Frankreich mit der gleichen Forderung.

Damit war die Friedensvermittlung des Duce torpediert. Daß die Annahme der britischen Forderung für die deutsche Armee und Politik eine nicht wiedergutzumachende Schande bedeutet hätte, wußte niemand besser als die Engländer. Mit Hohn, Spott, Verachtung würden sie diese „cowardice", diese Feigheit Deutschlands, angeprangert und mit Fußtritt auf Fußtritt quittiert haben! —

Der Sturm bricht los!

1. Aufmärsche und Kriegspläne

Nun hat Polen seinen Krieg. 1936 schon, jedenfalls nach dem Tode des Marschalls Pilsudski, hatte die polnische Regierung bei den Westmächten angeklopft: „Deutschland rüstet auf, hat Truppen in seine westlichen Grenzgebiete gelegt — wäre es jetzt nicht Zeit, das mit Gewalt zu verhindern?" Eine von beiden Westmächten hat nein gesagt. Kaum die Engländer: sie haben schon 1933 Frankreich in einen Krieg gegen Deutschland hineinziehen wollen. Vielleicht aber haben diesmal auch beide verneint, da England nach der Absage Frankreichs drei Jahre vorher nicht zum zweitenmal sich einen Korb holen wollte, und vor allem, weil die englisch-italienische Spannung um Abessinien noch auf voller Höhe, in Spanien die nationale Revolution ausgebrochen war. Um so eifriger hat Polen weiter zum Kriege gerüstet. Dazu schuf es sich eine für seine Volkszahl bei soviel Fremdstämmigen überstarke Friedensarmee: 10 Armeekorps mit 30 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision, 12 selbständige Kavalleriebrigaden, 13 Pionierbrigaden, 1 Grenzschutzkorps von 27 000 Mann, zahlreiche Artillerie, eine militarisierte

Staatspolizei von rund 30 000 Mann — kurz ein Friedensheer von fast 350 000 Mann, zu denen bei der Mobilmachung noch an ausgebildeten Reservisten und älteren Mannschaften des Beurlaubtenstandes mehr als 3½ Millionen hinzukamen! Ein starkes Heer, und ein Heer, das nun fast zwanzig Jahre gedrillt, mit modernen Waffen ausgerüstet war und sich auf seine selbständige Kriegsindustrie verließ. Das Offizierkorps war kriegslustig. Militärische Jugenderziehung, Schützenvereine, Legionäre, Sokols (politisch geführte Turner) und Aufständischenvereine unterstützten die militärische Ausbildung. Die Mobilmachung war sorgfältig vorbereitet. Die Landesbefestigung war reich entwickelt, freilich nur teilweise modern. Es gab darin vier selbständige Gruppen: die Zentralgruppe der Bober-Narew-Weichsel-Befestigungen, zu denen zum Beispiel Osowjetz, Lomscha, Anlagen bei Mlawa, Roschan, Pultusk, Modlin, Warschau, Demblin gehörten; die Westgruppe der Weichsel-Brahe-Netze-Warthe-Anlagen mit Graudenz, Kulm, Thorn, Posen; die Befestigungen gegen Osten (Wilna, Brest-Litowsk, Lutzk und so weiter) und endlich die galizische Gruppe (Krakau, Pschemyschl, Lemberg). An der Küste war der Hafen von Gdingen einschließlich der Halbinsel Hela zur Seefestung ausgebaut, und entgegen den Versailles-Bestimmungen waren auch auf der Westerplatte bei Danzig Befestigungen angelegt. Seit dem Frühjahr 1939 wurden die Truppen allmählich auf Kriegsstand gebracht und nach der deutschen Grenze versammelt. Das letzte, die Überleitung vieler Rechte von den Zivilbehörden auf das Militär und die Unterstellung der Zivilbevölkerung unter die Kriegsgesetze, war durch den Mobilmachungsbefehl vom 30. August noch hinzugekommen. — Eins freilich war unzulänglich: die höhere Führung! Die „Obersten", die politisch und militärisch seit 1926 regierten, waren zum großen Teil gar nicht soldatisch geschult; sie verdankten ihren Rang ihren Parteiverdiensten.

Die Polen wollten weit nach Deutschland hineinstoßen, in erster Linie freilich Ostpreußen und Danzig nehmen, dann aber mindestens bis zur Oder deutsches Gebiet an sich reißen. Auf einer Karte, die in Polen vorgefunden wurde, war die Ausdehnung des alten Polens bis nach Lübeck (!) angegeben; dazu die Inschrift: „In Polen lebt die Seele Boleslaws des Tapferen. Polen, wir sind hier nicht von gestern — unser Land reicht noch weit nach Westen. Das kleinste Staubkorn mütterlicher Erde wird zu Polen zurückkehren."

Dem polnischen Soldaten war erzählt worden, daß er dem deutschen in allem überlegen sei. Erzählt war ihm worden, daß die meisten Tanks der Deutschen aus Pappe seien, ihre Flieger schlecht, der deutsche Soldat feige. Deutschland habe seine Siege 1866, 1870/71 und im Weltkriege nur dadurch erfochten, daß es die Soldaten seiner polnischen Provinzen immer an die gefährlichsten Plätze gestellt hätte. Jetzt würde man sehen, daß der deutsche Soldat verweichlicht sei und ausreißen würde, sobald der Pole ihn angriffe.

Haben das die polnischen Führer geglaubt? Die „Obersten" wohl nicht; dann waren sie so töricht, zu glauben, man könne Siege dadurch erschwindeln, daß man den Gegner schlecht mache. Vor allem aber dachten sie: „Mit Hilfe von England und Frankreich kann es uns nicht fehlen. Mindestens die Hälfte seines Heeres muß Deutschland ja im Westen lassen — und was dann übrig ist, damit werden wir schon fertig werden!" Ihr Plan war leicht zu erraten. Zuviel hatten ihre Offiziere und Politiker — ganz zu schweigen von den Zeitungen — geschwatzt von der Eroberung Danzigs und Ostpreußens (sie nannten es „Befreiung"). Hatte doch selbst der Kommandierende General des VIII. Korps (Thorn) vor einigen Jahren von dem Marsch der Thorner Regimenter durch die Straßen von Danzig gesprochen! Und Danzig wie Ostpreußen zu erobern, das schien leicht zu sein, denn beide waren von polnischem Land umschnürt. Man brauchte doch nur einzurücken, dann hatte man sie. So versammelte sich denn eine starke Armee im Korridor, um von Südwesten nach Ostpreußen hineinzustoßen, Danzig nebenbei in die Tasche zu stecken und diese Operationen gegen Pommern zu decken. Eine weitere starke Armee marschierte nördlich Warschau auf, um Ostpreußen von Süden, rechts von ihr eine schwächere Gruppe, um es von Südosten aus Richtung Bialystok anzugreifen. Sollten wider Erwarten die Deutschen früher aus Ostpreußen vorstoßen, als die Polen hinein, dann würde jene Armee nördlich Warschau den Vorstoß auffangen, die Bialystoker Gruppe die rechte Flanke schützen. Aber das war das Unwahrscheinlichere; man würde schon mit allem in Ostpreußen rasch fertig werden und dann triumphierend die polnische Fahne in Königsberg aufpflanzen. Danzig würde überhaupt nur ein Spaziergang sein.

In Schlesien wollte man nicht gleich einrücken. Hier wollte man Kräfte sparen, damit im nördlichen Teil Polens eine überlegene Macht bereit sei. Deshalb wurde die Hauptarmee im Posenschen zusammengezogen. Der polnische Generalstab meinte, sie stehe da am besten, weil sie sich je nach Bedarf nach Norden oder nach Süden wenden könne. — Um das polnische Industriegebiet von Ostoberschlesien bis Lemberg zu schützen und deutsche Truppen, die etwa aus Schlesien in nördlicher Richtung vorgehen sollten, von Osten anzufallen, war eine vierte, schwächere Armee (die polnische „Südarmee") im Raume Krakau—Lemberg aufmarschiert. So also sah die polnische Kräfteverteilung aus; so meinte der polnische Generalstab allen Aufgaben gewachsen zu sein. — Der Fachmann kann merken, daß hier französische Lehrmeister unterrichtet hatten. —

Die Polen verließen sich dabei vor allen Dingen auf eins: trotz Panzertruppen und Fliegerwaffe würden sie einen deutschen Angriff immer abweisen können, sobald sie sich auf die Verteidigung von verschanzten Stellungen beschränkten. Mit Panzerabwehrkanonen (Paks) würden sie die deutschen Kampfwagen zusammenschießen. Die deutschen Flieger würden gegen die Erdabwehr der Flugabwehr-

kanonen (Flaks) und die Luftabwehr der Jagdgeschwader nicht aufkommen können, und die deutsche Artillerie würde lange schießen müssen, bis die Infanterie die vorbereiteten Stellungen stürmen könnte. Deshalb hatten sie ja an der Grenze, an der Brahe, am Narew, an der Warthe schon im Frieden zahlreiche Befestigungen ausgeführt und reichlich mit Bunkern besetzt, alle wichtigen Brücken über Flüsse und Ströme zur Sprengung eingerichtet. Sollten also deutsche Truppen in polnisches Gebiet eindringen, so würden sie bald zum Stehen kommen, und zu gleicher Zeit würde die französisch-englische Hilfe sich im Westen bemerkbar machen. — Vor allem rechnete die polnische Heeresleitung, durch englische Versprechungen verführt, auf frühzeitiges Erscheinen starker englischer Fliegerkräfte, die über die Ostsee herankommen würden, während die deutsche Flugwaffe sicher mindestens zur Hälfte im Westen gebraucht werden würde. Der Marschall Rydz Smigly, dem Mościcki den militärischen Oberbefehl übertragen hatte, starrte gebannt nach England in blindem Vertrauen auf die Verheißungen der britischen Staatsmänner.

Der deutsche Generalstab konnte aus vielen Anzeichen ungefähr voraussehen, wie das polnische Heer wohl aufmarschieren würde. Seine Gesamtkriegsstärke hatte er schon im Frieden ziemlich gut berechnen können. Er konnte sich zudem sagen, daß der Pole anzugreifen willens sei. Wo und wie aber der Hauptangriff kommen würde, das blieb unsicher. Die deutsch-polnische Grenze hatte eine Ausdehnung von rund 2100 Kilometer. Aussichtslos wäre der Versuch gewesen, Deutschland dadurch zu sichern, daß man etwa überall Verteidigungstruppen hinstellte und nun abwartete. Man wußte ja, daß auch im Westen die Gefahr drohte; da würde Stillstehen und Abwarten bedeutet haben, daß man dem Gegner alle Trümpfe überließe. Nicht im Abwarten und Stillehalten lag die Stärke der deutschen Wehrmacht, sondern in der vollen Ausnutzung der glänzenden Schule, die sie durchgemacht hatte, in der vollen Ausnutzung alles dessen, was geschehen war, um das Landheer so beweglich und so geeignet wie möglich zum Durchbrechen feindlicher Stellungen und Fronten zu machen, die Luftwaffe mit besten Maschinen und bestausgebildeten Flugzeugbesatzungen zu versehen, allen Gliedern der Wehrmacht aber den Geist bedingungsloser Einsatzbereitschaft, kühnster Angriffslust einzuflößen. Nicht umsonst hatte der Führer seit 1933 das Evangelium des Motors gepredigt, hatte er alles darangesetzt, Volk und Wirtschaft in größtem Umfange mit motorisierten Fahrzeugen auszustatten, hatte er die Mittel des Reiches zur Beschaffung der denkbar besten Rüstung so herangezogen, wie das nur bei der nationalsozialistischen Wirtschaftsform möglich war. Die Heranbildung der militärischen Führergehilfen aber, aus denen Generalstab und Generale sich ergänzen sollten, hatte schon Generaloberst v. Seeckt in die Hände von besonders geeigneten Generalen gelegt, von denen er wußte, daß sie aus ihren Schülern nach den Lehren unserer großen strategischen Lehrmeister Clausewitz,

Moltke, Schlieffen nicht nur Wisser, sondern Könner machen würden, und daran hatten seine Nachfolger festgehalten.

Noch etwas überaus Wichtiges war geschehen: der Führer hatte den Westwall bauen lassen. Dieser bot Gewähr, daß verhältnismäßig geringe deutsche Kräfte hier in völliger Sicherheit den schwersten Angriffen auch viel stärkerer Feinde würden standhalten können, ohne von den im Osten kämpfenden Armeen Hilfe anfordern zu müssen.

Die dritte Waffe der Wehrmacht aber, die Marine, hatte vielleicht die größten Überraschungen für den Feind und für das eigene Volk vorbereitet. Was Unterseeboote und Flugzeuge im Bekämpfen der feindlichen Kriegsmarine würden leisten können, das konnte nur der Ernstfall zeigen. — Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht freilich wußte, daß die polnische Flotte in den ersten Tagen des Krieges verschwunden und die englische völlig unfähig sein würde, sich in der Ostsee zu betätigen. —

Daraus, wie die polnischen Armeen aufmarschierten, konnte man entnehmen, daß sie „auf der inneren Linie" operieren wollten, wie man das nennt. Die Hauptmacht konnte nach Norden oder nach Süden, vielleicht auch erst hier und dann da zuschlagen. Das schien für jeden möglichen Fall zweckmäßig zu sein. — Das deutsche Oberkommando sah die Lage anders an. In weiser Voraussicht hatte es starke deutsche Kräfte rechtzeitig in Ostpreußen versammelt, so daß sie nicht einfach überrannt werden konnten. Auch Danzig hatte sich mit ᛋᛋ-Selbstschutz zu zäher Verteidigung eingerichtet. Wurden nun die ostpreußischen Truppen durch eine pommersche Armee und eine starke Luftflotte zu einer nördlichen „Heeresgruppe" ergänzt und eine zweite starke Heeresgruppe in Schlesien bereitgestellt, in der die Armee oder ein Armeeteil der verbündeten Slowakei weit nach Osten eine Flügelstaffel bildete, dann konnte aus jenem polnischen „Bereitsein nach allen Seiten" ein „Umklammertsein von allen Seiten" werden. Ein Malstrom konnte entstehen, der die ganze polnische Wehrmacht in seinen Strudel hineinreißen und verschlingen würde.

Das Oberkommando hat die Heeresgruppe Süd (Generaloberst v. Rundstedt) stärker gemacht als die Heeresgruppe Nord (Generaloberst v. Bock). Drei Armeen wurden ihr zugeteilt: rechts 14. Armee (Generaloberst List), in der Mitte 10. Armee (General der Artillerie v. Reichenau), links 8. Armee (General der Infanterie Blaskowitz). Richtungsarmee war die Armee v. Reichenau. Sie sollte aus dem Raum um Kreuzburg, das heißt also etwa aus der Mitte zwischen Breslau und Tschenstochau, in nordöstlicher Richtung auf die Weichsel, also etwa auf Warschau oder Radom, vorstoßen. Generaloberst v. List sollte ihre rechte Flanke schützen. Dazu sollte er aus Oberschlesien und am Nordrand der Westbeskiden entlang vorstoßen, das heißt also etwa von Kosel, Troppau in der Richtung auf Krakau—Tar-

now. Hier konnte hilfreich die slowakische Armee eingreifen, die durch deutsche Truppen verstärkt war. Sie konnte über Neumarkt und Schucha über die Westbeskiden nach Norden vordringen und den deutschen Korps der Armee List den Einmarsch erleichtern. — Die 14. Armee hatte also von vornherein auf dem rechten Ufer der Weichsel starke Kräfte. Das bereitete für später ein Vordringen weit nach Osten vor. Auch konnte sie so, wenn nötig, der 10. Armee wichtige Hilfe geben, die Weichsel zu überschreiten.

Damit aber die 10. Armee ungestört rasch auf Warschau vormarschieren könnte, mußte sie auch dagegen gesichert sein, daß etwa von Norden her ihre linke Flanke angegriffen würde. Diese zu schützen war die Aufgabe der 8. Armee. Sie kam aus der Gegend von Breslau, war also um ein beträchtliches Stück gegen Reichenaus Armee „zurückgestaffelt", wie man das militärisch nennt, und bildete einen guten Flankenschutz gegenüber jedem Versuch, aus dem Posenschen in die Armee v. Reichenau hineinzustoßen. Wollten die Polen von Posen her Reichenaus linke Flanke anpacken, dann konnte Blaskowitz wiederum ihnen in die Flanke fallen.

Die Aufgabe der Heeresgruppe v. Bock war verwickelter. Sie konnte ihre Armeen nicht so innerlich verbunden antreten lassen, denn es lag nun einmal zwischen Pommern und Danzig—Ostpreußen der polnische „Korridor". In Pommern marschierte die 4. Armee (General der Artillerie v. Kluge) auf, in Ostpreußen die 3. Armee (General der Artillerie v. Küchler). Im Korridor waren starke polnische Truppen zu erwarten; denen mußte möglichst von vornherein der Rückzug verlegt werden. Wie sollte man das machen? Die 4. und 3. Armee durften nicht von West nach Ost und Ost nach West aufeinander zumarschieren, um sich so südlich Danzig zu vereinigen, denn damit hätten sie nur die polnischen Grenzschutztruppen aus dem Nordzipfel des Korridors herausgedrückt und hätten sie dann in geschlossener Front vor sich gehabt. Viel kühner, aber auch viel wirksamer war die deutsche Lösung. Zu Kluge sollte eine ostpreußische Gruppe am Danziger Gebiet vorbei auf Graudenz heranrücken, dorthin sollte auch der linke Flügel seiner pommerschen Truppen dringen, und so sollten beide Teile am linken Flügel der 4. Armee sich finden. Die Hauptkräfte des Westteils der Armee Kluge sollten gleichzeitig nach Südosten auf Bromberg—Schwetz operieren und in Gegend Schwetz—Kulm über die Weichsel gehen, dadurch der polnischen Korridorarmee im Raume nördlich Konitz—Graudenz den Rückzug nach Süden verlegen, dann beiderseits der Weichsel stromaufwärts die Verbindung mit Blaskowitz und Küchler herstellen und dabei die Posener Armee im Rücken bedrohen. — Währenddessen hatte General v. Küchler nicht von Osten nach Westen, sondern von Norden nach Süden zu marschieren! Er hatte nicht um Verbindung mit Kluge zu sorgen, sondern die befestigte Narew-Front zu durchbrechen, über Narew und Bug östlich der Weichsel Verbindung mit Reichenau zu suchen und Warschau nach Osten abzuriegeln.

Wir sehen: da wird etwas ganz ungeheuer Kühnes gemacht! Eine ganze Weile haben im Norden die starke Korridorarmee der Polen, ihre sehr starke Posener Armee und vielleicht sogar noch Teile der Armee nördlich von Warschau eigentlich nichts weiter vor sich als die Armee Kluge. Es wäre an und für sich schon denkbar, daß der Marschall Rydz Smigly alles, was er hier westlich und nordwestlich von Warschau hat, gegen diese eine Armee zusammenfaßt und den General v. Kluge entscheidend zu schlagen sucht. Aber! Ja, ein großes Aber müssen wir da hinsetzen. Wenn der Befehlshaber des polnischen Landheeres so operiert, dann mag er vielleicht die Armee v. Kluge zum Stehen bringen, mag sie vielleicht sogar wieder nach Pommern zurückdrücken. Wie aber steht es dann sonst um sein Heer? Dann steht in dessen Ostflanke die 3. Armee, von Süden und Südwesten kommen die 10. und 8. Armee heran, und Generaloberst List beseitigt die Deckungsgruppe bei Krakau und beraubt die polnischen Armeen aller ihrer Nachschubgrundlagen. Befindet sich doch in dem Dreieck Weichsel—San—slowakische Grenze, im ehemalig deutschen Ostoberschlesien, im Bezirk zwischen Krakau und Tschenstochau und südwestlich Lemberg die ganze Rüstungsindustrie Polens. Dann müssen die „siegreichen" polnischen Armeen im Nordwesten einen Verzweiflungskampf führen, abgeschnitten von all dem so unbedingt notwendigen Ersatz an Lebensmitteln, Munition, Betriebsstoff, Material und Menschen. Sie müssen zugrunde gehen, wie das Glied eines Körpers am kalten Brande zugrunde geht, dem man die Blutzufuhr abschneidet.

Wer aus einer Stellung in der Mitte heraus die einzelnen Teile des Feindes in der Trennung überfallen und einen nach dem andern schlagen will, der muß sicher sein, rasch gute Nachrichten zu bekommen, muß selbst schnelle Entschlüsse fassen und sie ebenso schnell an die Unterführer bringen können, muß über sehr wendige Truppen und über Generale verfügen, die selbständig im Rahmen des Ganzen zu führen verstehen. Wird Rydz Smigly damit rechnen können? Wird er es selbst vermögen? Dann müßte er vor allen Dingen die deutsche Luftwaffe schlagen; wird von ihr die polnische geschlagen, dann ist es aus mit solchen Hoffnungen! Starke deutsche Luftkräfte aber — viel stärkere als der Pole ahnt — werden über seine rund 1600 kriegsbereiten Flugzeuge herfallen, geleitet bei der Heeresgruppe Nord vom Kommandeur der Luftflotte 1 in Ostpreußen, bei der Heeresgruppe Süd vom Kommandeur der Luftflotte 4 in Schlesien. Kommandeure der Luftflotten sind die Generale der Flieger Kesselring und Löhr.

Nein, es ist nicht anzunehmen, daß Rydz Smigly mit seinen „Obersten" zu einer Operation fähig sein wird, die so hohes Können der Führung und der Truppe erfordert. Viel eher ist zu hoffen, daß er sich plötzlich einer Lage gegenübersieht, die er nicht mehr zu meistern vermag. Freilich wird das davon abhängen, wie die beiderseitigen Armeen, die Korps, die Luft- und die Panzerwaffe ihre Aufgaben

erfüllen, wie der Soldat kämpft, wie die Führer führen, denn der schönste Plan nützt nichts, wenn die Truppe nicht den Sieg auf dem Schlachtfelde erringt! Kein Führer aber und kein Soldat des deutschen Heeres zweifelt daran, daß sie alle, Führer und Soldaten, den Polen weit überlegen sind.

2. Polen eröffnet den Krieg

Am 31. August 20 Uhr wird plötzlich der Sender der deutschen Stadt Gleiwitz in Oberschlesien von Mitgliedern der „Aufständischenvereine" (wir erinnern uns, daß der oberschlesische Wojwode Grazynski ihr Ehrenvorsitzender ist) gestürmt. Sie sind genau über die Anlage unterrichtet und wissen, daß um diese Zeit nur eine kleine Wache dort ist, zumal der Sender an diesem Abend kein eigenes Programm durchspricht, sondern nur die Sendungen aus Breslau weitergibt. Im Nu ist die Wache niedergeschlagen. Stahlruten und Totschläger strecken das kleine anwesende Sendepersonal zu Boden — der Sender Breslau wird ausgeschaltet — es meldet sich „der polnische Sender Gleiwitz" und spricht „im Namen des polnischen Freiwilligenkorps oberschlesischer Aufständischer": Gleiwitz sei in polnischer Hand; Breslau, Danzig werden als polnische Städte aufgezählt; Deutschland wird geschmäht. Der „Kommandant des polnischen Freiwilligenkorps" nennt sich als den, der den Aufruf erläßt.

Lange währte das Vergnügen nicht: die Gleiwitzer Rundfunkhörer alarmieren die Polizei, diese ist im Umsehen zur Stelle, umstellt das Gebäude, dringt in den Senderaum ein, schaltet ab. Die Aufständischen eröffnen das Feuer, sind aber rasch überwältigt und gefangengenommen, nachdem ein Aufständischer erschossen worden ist. Dies Narrenspiel habe ich zufällig selbst als Hörer in einem Ort des Fichtelgebirges miterlebt; wir waren sprachlos, als plötzlich an unserem Empfänger die Breslauer Sendung schwieg und statt dessen ertönte: „Hier die polnischen Sender aus Gleiwitz und Breslau" mit den darauf folgenden Angriffen auf Deutschland. Man dachte an Geheimsender; die Unverschämtheit des wirklichen Vorganges konnten wir nicht ahnen.

Aber es gab noch viel mehr Abenteuer in dieser Nacht. In der Nähe von Kreuzburg wurde der deutsche Grenzort Pitschau angegriffen, in Rotlinden, in der Nähe von Ratibor, das neue deutsche Zollamt gestürmt. In Rotlinden waren polnische Soldaten beteiligt — erst nach anderthalbstündigem Kampf konnte das Zollhaus wieder von der deutschen Grenzpolizei besetzt werden: acht polnische Aufständische und sechs polnische Soldaten wurden dabei gefangengenommen. Bei Pitschen, im „Schlüsselwald" (auf deutschem Gebiet etwa 12 Kilometer von der Grenze entfernt) wurden fünfzehn Polen, darunter ebenfalls Angehörige des polnischen Militärs, gefangengenommen. In diesem Gefecht hatten die Polen drei Tote (zwei Auf-

ständische, ein Soldat) verloren; die deutsche Grenzpolizei hatte einen Toten und mehrere Verwundete.

Auch die ostpreußische Eisenbahnhaltestelle Alteiche, Kreis Rosenberg, in der Nähe von Deutsch-Eylau, die von einer deutschen Feldwache besetzt war, wurde von polnischen Banden und polnischen Soldaten angegriffen. Die deutsche Feldwache schlug den Angriff durch Maschinengewehrfeuer ab, wobei ein deutscher Gefreiter fiel und ein Schütze verwundet wurde. Nach längerem lebhaftem Feuergefecht zogen sich die Polen zurück und nahmen ihre Toten und Verwundeten mit.

Noch andere Rechtsbrüche gegen Deutschland sind nicht sofort bekannt geworden; an ihnen hatte sich sogar die polnische Regierung beteiligt: die deutschen Konsulate in Lemberg und Teschen wurden gewaltsam geschlossen, die Konsuln nach Warschau gebracht. Das war eine unerhörte Verletzung der allen Kulturvölkern heiligen diplomatischen Unverletzlichkeit. Auch der berüchtigte Herr Grazynski hat den 31. August benutzt, um noch einmal seiner Lust am Quälen freien Lauf zu lassen. Zur Anlage von Schanzarbeiten und Luftschutzgräben in den Ortschaften Ostoberschlesiens wurden in erster Linie die volksdeutschen Familien herangezogen. Die waffenfähigen Männer waren bereits zum Heer einberufen, aus der Heimat fort: Banden der „Aufständischen" dringen in ihre Wohnungen ein, treiben Greise, Krüppel, Kranke, Mütter, Kinder unter Stockhieben und Kolbenschlägen hinaus zum Schanzen, lassen sie unter weiteren Mißhandlungen ohne Essenspause vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten. Manch zwölfjähriges Kind, manche Mutter liegt schließlich schwerverletzt am Boden. Sämtliche politischen Gefangenen, fast ausschließlich Volksdeutsche, läßt Grazynski nach Ostpolen abtransportieren. Das wäre schließlich verständlich; aber wie wird es gemacht! Mit schweren Hand- und Fußfesseln, wie schwerste Verbrecher, werden sie aneinandergekettet!

Eine ganz gemeine tückische Beschädigung wurde an den Betriebseinrichtungen einer deutschen Grube in der Gegend von Mährisch-Ostrau, dem Hubertusschacht, ausgeführt. Das dortige Grubennetz hing mit einem polnischen Grubenfeld unterirdisch zusammen; so befand sich der Luftschacht des Hubertusschachtes auf polnischem Gebiet. Plötzlich merken die Grubenarbeiter, daß die Luft schlechter und schlechter wird. Sie schlagen Lärm, und eine rasche Untersuchung ergibt, daß die Polen die Luftzufuhr abgestellt haben. Nur rasche Gegenmaßnahmen können verhindern, daß die Arbeiter im Hubertusschacht ersticken!

Aber der nun freigegebene polnische Blutdurst tobte sich schon seit Tagen nicht nur an der Grenze aus. Wir wissen schon, daß es seit alten Zeiten deutsche Siedlungsdörfer mitten in Polen gibt, bewohnt von Nachkommen jener Siedler, die einst von den polnischen Regierungen ins Land gerufen wurden, um Ackerbau und Handwerk zu fördern. Solch eine Siedlung ist das Dorf Pabjanice südlich Lodsch.

Dort lebt der Landwirt Matjelsk — trotz des verpolten Namens deutschstämmig und deutsch geblieben. Er ist seit dem 27. August zur Truppe einbeordert; im Hause sind nur noch seine Frau, sein fünfzehnjähriger Sohn Georg, seine achtjährige Tochter Marie und der etwa achtundsechzig Jahre alte Vater der Frau Matjelsk, Anton Solutzki — eine Verpolung aus Schultze. Am 30. August früh dringen „Aufständische" mit Gebrüll und Gejohle in das Haus ein. Schutz suchend versteckt sich die Familie in einem Stallgebäude. Dort wird sie von der Bande entdeckt; die Stalltür wird durch Vorschieben eines Ackerwagens verrammelt, und nun wird der armselige Stall — eine Lehmkate mit Strohdach — mit Handgranaten beworfen. Schmerzensschreie aus dem Stall werden mit Gebrüll, Gelächter, Flüchen beantwortet. Endlich ist alles still — die Bande zieht ab. Frau Matjelsk, ihre achtjährige Tochter und der alte Solutzki liegen tot am Boden; nur der fünfzehnjährige Sohn ist mit leichten Verletzungen davongekommen.

So raste die Schreckensherrschaft schon am 30. August. Flüchtlinge brachten den Jammer über die Grenze. Jedes andere Land als Deutschland würde darauf mit wüstem Bandenkrieg geantwortet haben. Was England getan haben würde, wenn nur ein Zehntel aller in jenen Augusttagen an Deutschen verübten Schandtaten gegen Engländer begangen wäre, das sagen uns die durch Fliegerbomben zerstörten Dörfer arabischer Bevölkerung, indischer Grenzstämme. Nur in Deutschland war es möglich, daß das Volk mit zusammengebissenen Zähnen, aber in schärfster Disziplin, die Augen auf den Führer geheftet, dessen Entschließung abwartete! Und für diesen gab es nun allerdings kein längeres Warten mehr. Es ging nicht an, den Polen zu überlassen, unter spöttischen Bemerkungen ihrer Presse und der englischen und französischen Blätter „über angeblichen Terror" die deutschstämmige Bevölkerung zu martern, das Deutsche Reich anzugreifen.

Als am 1. September die Sonne eine halbe Stunde über dem Horizont stand, da war der polnische Großmachtstraum ausgeträumt. Wie Spreu zerstoben die polnischen Terrorbanden, überall gemordete deutsche Männer, Weiber, Kinder, brennende Wohnstätten, Grauen und Entsetzen hinter sich lassend, als die deutschen Kampfwagen, die deutsche Infanterie von Pommern und Ostpreußen bis Oberschlesien und aus der Slowakei die Grenze überschritten, während gleichzeitig aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien die deutschen Luftgeschwader starteten, um ihr urweltliches Dröhnen über die ganze Ausdehnung des polnischen Landes zu tragen, mit Adlerblick zu überprüfen und durch Lichtbild festzulegen, was bisher nur Vermutung, Schlußfolgerung, Gerücht gewesen war — die Niederkämpfung militärischer Ziele, vor allem der polnischen Luftwaffe, mit schärfstem Nachdruck zu beginnen.

Um 10 Uhr und 7 Minuten betrat der Führer, wieder Soldat geworden, in feldgrauer Uniform den von den Männern des deutschen Reichstages gefüllten

Sitzungssaal. Mit flammenden Worten begründete er seinen Entschluß. Vergeblich habe er versucht, den unerträglichen Zustand im Verhältnis zu Polen friedlich zu ändern; die friedliche Lösung sei immer wieder verweigert worden. So habe er denn dazu schreiten müssen, von sich aus die Revision vorzunehmen, die unbedingt nötig sei. Kein Gesetz habe er dabei verletzt, denn das Diktat von Versailles sei für uns Deutsche kein Gesetz! Zustände mitansehen wie die, unter denen die Volksdeutschen im polnischen Gebiet nun schon seit lange litten, das könne auf die Dauer keine Großmacht von Ehre. Um auch die letzte Möglichkeit einer friedlichen Lösung nicht unversucht zu lassen, habe er noch in vorletzter Stunde England zugesagt, mit einem Bevollmächtigten der polnischen Regierung zu verhandeln. Als Antwort habe letztere die Generalmobilmachung befohlen und neue schwere Greueltaten und Grenzverletzungen den vorangegangenen folgen lassen — in der vergangenen Nacht vierzehn, darunter drei ganz schwere! „Ich habe mich daher nun entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu reden, die Polen seit Monaten uns gegenüber anwendet. Wenn nun Staatsmänner im Westen erklären, daß dies ihre Interessen berühre, so kann ich eine solche Erklärung nur bedauern, sie kann mich aber nicht eine Sekunde in der Erfüllung meiner Pflicht wankend machen ... Mein ganzes Leben gehört von jetzt ab erst recht meinem Volke. Ich will jetzt nichts anderes sein, als der erste Soldat des Deutschen Reiches. Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war; ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg, oder ich werde dieses Ende nicht erleben. Als Nationalsozialist und als deutscher Soldat gehe ich in diesen Kampf mit einem starken Herzen hinein. Mein ganzes Leben war nichts anderes als ein einziger Kampf für mein Volk, für seine Wiederauferstehung, für Deutschland. Und über diesem Kampf stand nur ein Bekenntnis: der Glaube an dieses Volk. Ein Wort habe ich nie kennengelernt: es heißt Kapitulation."

Dann bestimmte der Führer seinen ersten und zweiten Nachfolger für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte: Hermann Göring und Rudolf Heß. Sollte auch Heß etwas zustoßen, so habe der Senat aus seiner Mitte „dann den Würdigsten, das heißt den Tapfersten" zu wählen.

Zwei Tage später erneuerte der Führer den Orden des Eisernen Kreuzes für besondere Tapferkeit vor dem Feinde und für hervorragende Verdienste in der Truppenführung; ebenso stiftete er ein Verwundetenabzeichen. —

„Seit 5 Uhr 45 wird wieder geschossen!"

Selten ist ein knapper Satz von so gewaltiger Bedeutung gewesen wie dieser. Als am Abend des 1. September die Sonne versank, da hatten die deutschen Truppen überall den polnischen Grenzschutz durchbrochen, hatten sie wichtige Ziele erreicht. Furchtbar war das Erwachen für die polnische Luftwaffe gewesen. Von Norden, von Westen und von Süden waren erst die deutschen Aufklärer, dann die

Bombengeschwader, gesichert durch die Jagdstaffeln, über das polnische Land dahingestürmt. Die Bombengeschwader hielten sich streng an den Befehl des Führers, nur militärisch wichtige Ziele anzugreifen. Aber deren waren genug! An der Weichsel und westlich gab es polnische Flugplätze, polnische Kampfanlagen, Eisenbahnen, Magazine, bei Terespol und Graudenz, bei Plotzk und Warschau, bei Posen und Lodsch, bei Tomaschow und Radom, bei Kattowitz, Krakau und Ruda. Ja, auch östlich der Weichsel und weit nach Süden wurde bereits die harte Faust der deutschen Flugwaffe gespürt: bis nach Lemberg und Brest Litowsk. Nicht überall krachten ihre Bomben: wir sahen, daß zum Beispiel Warschau nur einen Begrüßungsbesuch bekam, um den Herren der Regierung und zugleich der Bevölkerung klarzumachen, daß es für sie jetzt nirgends mehr Sicherheit gäbe. Aber schon begannen die polnischen Flugplätze zu brennen, die polnischen Flieger abzustürzen, Eisenbahnbrücken sich in Trümmerhaufen zu verwandeln, Munitionsdepots in die Luft zu krachen. Stolz konnte das Oberkommando der Wehrmacht schon am 1. September abends bekanntgeben: „Die deutsche Luftwaffe hat sich heute die Luftherrschaft über den polnischen Raum erkämpft, obwohl starke Kräfte in Mittel- und Westdeutschland zurückgehalten wurden." Dann ergänzte es am 2. früh: „Beim Einsatz der Luftwaffe wurden auf den angegriffenen und zerstörten polnischen Flugplätzen zahlreiche feindliche Flugzeuge vernichtet." 900—1000 militärische Flugzeuge hatte das polnische Heer, mehr als 100 die Marine, und dazu gab es noch 500 Übungs- und Reserveflugzeuge. Wo waren nun diese 1600 Maschinen mit einem Personal von rund 19 000 Mann? So sicher hatte sich der Marschall Rydz Smigly gefühlt, daß seine Luftwaffe die deutsche vom polnischen Gebiet fernhalten werde! Hin war diese Hoffnung. Wo die deutschen Geschwader erschienen mit ihren keilförmig dahinfliegenden Staffeln, war jeder Widerstand vergeblich. Und wenn die deutschen Flieger wieder den heimischen Häfen zustrebten, von denen sie ihren Absprung zu immer neuen Angriffen nahmen, dann sahen sie vom Paß des Jablunkagebirges, von den Westbeskiden bis hinauf zur pommerschen Grenze westlich des Korridors und zur ostpreußischen Südgrenze vordringende Panzer und motorisierte Infanterie, weit schon hinaus über die Linien, in denen noch die polnischen Truppen sich zu halten versuchten.

Bald ist Berent (zwischen der pommerschen Grenze und Dirschau) erreicht, ist weiter nach Süden Konitz durchschritten, — ja, ein deutscher Spähtrupp hat von Berent kommend schon die Südgrenze von Danzig erreicht, ist in die Stadt selbst hineingekommen, jubelnd dort begrüßt. Schon am 1. September hatte in Danzig Gauleiter Forster ein Staatsgrundgesetz der Freien Stadt Danzig in Kraft gesetzt, das Danzig mit seinem Gebiet und Volk zum Bestandteil des Deutschen Reiches erklärte, und der Führer hatte sofort das entsprechende Reichsgesetz erlassen. Der SS-Selbstschutz Danzigs, der durch Gauleiter Forster aufgebaut war, hatte alles

getan, um die Stadt gegen einen Handstreich der Polen zu schützen. Bald wird der Schutz Danzigs in der Hand der Gruppe Eberhardt liegen, die auch Dirschau besetzt. — Dieser bedeutende Eisenbahnknotenpunkt an der Weichsel ist wichtig für die Sicherung von Danzig. Zwei mächtige Brücken für Eisenbahn und für Fahrzeuge überqueren hier die Weichsel — sie sind von den Polen gesprengt. Schade um das schöne Bauwerk! Die Sprengung kann nicht hindern, daß ostpreußische Truppenteile, Infanterie, Artillerie und Pioniere Dirschau besetzen, indem sie die Weichsel auf Floßsäcken überqueren. Mitgeholfen haben auch hier die deutschen Luftstreitkräfte, insbesondere die Sturzkampfflieger, die Stukas, mit ihren Bomben: sie haben Kasernen und Maschinengewehrnester vernichtet, denn wo sie eingesetzt werden, da liegen die Einschläge prachtvoll im Ziel.

Schlimmes drohte der Stadt Preußisch-Stargard. Hier waren aus dem Zuchthause die Gefangenen ausgebrochen, — nach dem, was in anderen polnischen Städten vorgekommen ist, sicherlich auf höheren Befehl von den Wärtern selbst freigelassen. Sofort begann diese Verbrecherbande in der Stadt zu rauben und zu plündern. In Danzig, in Dirschau schrillen die Telephone um Hilfe. Es dauert nicht lange, so brausen von Dirschau her deutsche Panzerspähtrupps heran, im Umsehen ist die Ordnung wiederhergestellt. Wo Heckenschützen und ähnliches Räubergesindel sich bemerkbar macht, das nicht zur bewaffneten Macht gehört, sondern auf eigene Faust Krieg führen will, da wird auf das allerschärfste durchgegriffen. Ohne viel Zaudern heißt es da: „An die Wand!"

Überall machte den Anfang der deutschen Erdtruppen die Panzerwaffe, ihre Kraftradschützen an der Spitze. Kilometer auf Kilometer wurde von ihnen in militärischen Schutz genommen. Die Freudentränen der jubelnden, jauchzenden deutschen Bevölkerung dankten ihnen die gefahrvolle Arbeit. Es war ja durchaus keine Spazierfahrt für sie — o nein. „Tucheler Heide" heißt der riesige Waldkomplex zwischen Graudenz und der Eisenbahn Konitz—Stargard. Man rechnet wohl auch noch den Waldzipfel hinzu, der die Brahe auf beiden Seiten begleitet, bis nach Bromberg sich herunterzieht und Krone an der Brahe als Mittelpunkt hat. Ihre weit ausgedehnten Wälder und Lichtungen boten dem Verteidiger viele Möglichkeiten und brachten schwere Aufgaben. So fanden sich bei Krone stark verdrahtete, mit Bunkern verstärkte Stellungen. Das gab für das Korps des hier führenden Generals der Infanterie einen harten Angriff, der freilich von vollem Erfolg gekrönt war. Daß diese Siege aus der polnischen Abwehr dann häufig rasch kopflose Flucht machten, das war das Verdienst der Kampfwagen und der Luftwaffe.

Da hat eine zurückgewichene polnische Pionierabteilung sich im Wald an einer einsamen Schneise wieder gesetzt. Hier will sie erneut Widerstand leisten. Schon aber brausen Kampfwagen eines Panzerkorps heran, — und wenige

Minuten später sind nur noch lebloses Gerät und zusammengeschossene Pferde — ein Trümmerfeld, zwischen dem die Leichen der polnischen Pioniere liegen, die nicht mehr haben flüchten können — das Überbleibsel dieser eben noch kampfwilligen feindlichen Truppe. So schnell flohen die Überlebenden, daß selbst wichtige Papiere dabei in die Hände der Panzertruppen fielen. Manches Mal freilich sind die Panzer auch das Opfer ihrer Schnelligkeit, ihres rücksichtslosen Vorwärtsdranges geworden. Das wiederholt sich überall im Leben: nur großes Wagen bringt großen Gewinn — und der Pole war zwar schlecht geführt, aber ein Soldat, der sich hartnäckig wehrte. —

Ganz schlimm geht es den Feindkolonnen, die sich der deutschen Verfolgung im Rückzug zu entziehen suchen und nun von den Schlachtfliegern gefaßt werden. Da kommen sie herangebraust, die deutschen Luftgeschwader! Unter sich eine fast geschlossene Wolkendecke, über sich strahlend blauen Himmel, so nähern sie sich dem Gelände, wo sie den weichenden Feind vermuten. So dicht ist die Wolkendecke nicht, daß der Führer nicht hier und da ein Loch fände, das ihm die Erdbeobachtung ermöglicht. Jetzt hat er entdeckt, was er suchte. Da, 20 Kilometer südöstlich Graudenz, die Straße von Rheden nach Briesen ist bedeckt mit langen Kolonnen von Militärfahrzeugen! Offenbar haben sie das Herannahen der Staffel in den Wolken über sich bemerkt: schleunigst suchen sie ihre Fahrzeuge unter den Bäumen der Straße zu verstecken, selbst Deckung in den Straßengräben zu nehmen. Zu spät! Schon stürzen die Flugzeuge mit rasender Geschwindigkeit herab, schon haben die Beobachter auf die Bombenabwurfvorrichtung gedrückt, schon fällt eine Bombe nach der andern in den Kolonnenwurm hinein. Schnurgerade ist die Straße — schnurgerade der Flug der Staffel. Aus dem Rauch der Explosionen spritzen Materialtrümmer, ein Fahrzeug platzt wie eine Seifenblase auseinander, und gleichzeitig arbeiten die Maschinengewehre, kämmen die Gräben durch. Im Umsehen ist die Kolonne vernichtet! „Nichts haben die polnischen Soldaten so gefürchtet und verwünscht", schrieb mir ein deutscher Krieger, „wie die Fliegerbomben. Das sei eine ganz gemeine Kriegführung, schimpfen die Kriegsgefangenen. — Es ist doch drollig: immer wiederholt es sich, daß das Neue, Unerwartete und deshalb die Nerven am meisten Zerrüttende ‚gemein' genannt wird. So war es schon mit den ersten Pulverwaffen, war es mit der ‚Dicken Berta' und dem Gas im Weltkriege, war und ist es mit den U-Booten und den Schlachtfliegern. Freilich, schön muß es nicht sein, wenn man die unheimlichen Vögel da herunterkommen sieht, wo man sich so schön in Sicherheit glaubte, und wenn dann die Bomben splitternd krachen, die MG.-Garben dahinfegen. Und nun erst die großen Bomben, die wie Minen wirken! Ich sah den zerstörten polnischen Panzerzug bei Lochow. Er selbst war gar nicht getroffen; er war einfach durch den gewaltigen Luftdruck der Explosion zweier Bomben umgeworfen wor-

den: vorne und hinten je einige Güterwagen zur Tarnung, dann ein Panzerwagen mit Schnellfeuergeschütz in der Panzerkuppel und mit MG.-Bewaffnung, in der Mitte die Maschine und der Funkwagen des Führers. Zwei Trichter lagen auf einer Seite des Gleises, der eine unmittelbar daranstoßend, der andere etwas weiter ab; beide waren etwa 5 Meter tief und hatten oben einen Durchmesser von rund 20 Meter! Die nach unten gekommenen Räder der umgeflogenen Wagen waren 1—1,5 Meter tief in den Sand gewühlt, der Funkwagen war völlig ausgebrannt. Die Schienen des Gleises waren fast unbeschädigt; nur am vordersten Wagen war die eine Schiene etwa 30 Zentimeter hochgebogen."

Polen hat seinen Krieg!

3. Die Grenzschlachten

Schöne deutsche Länder sind es, in denen nun der Krieg anhebt. Grundverschieden für die Heeresgruppe Süd und die Heeresgruppe Nord. Der äußerste rechte Flügel, da, wo Generaloberst List angreift, streift durch Ausläufer der Karpaten, die den Namen „Jablunkagebirge" führen, durch die Westbeskiden und durch das dichtbevölkerte oberschlesische Industriegebiet, wo Zeche sich an Zeche reiht, wo Nacht für Nacht, Sommer und Winter, der leuchtende rote Schein am Himmel steht, das lodernde Zeichen der Gruben, des Kohlenlandes, der Städte Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz, Königshütte und wie sie alle heißen. Zumeist verschwunden ist diese Industrieballung da, wo die Armee Reichenau aus der Gegend von Kreuzburg, ganz da, wo die Korps des Generals Blaskowitz aus der Gegend von Breslau nach Nordosten antreten. Hier ist Mittelschlesien, herrscht blühende Landwirtschaft. Hell ist im Sommer das Land von den gelben Roggen- und Weizenfeldern, und wenn auch Waldstücke eingesprengt sind, so malen den fruchtbaren Erdboden doch weit mehr Rüben in dunkelgrünen Farben und satte hellgrüne Wiesen. Die Straßen sind Obstalleen, die Dörfer Obstgärten, und unter den Obstbäumen der Gärten strotzt das Gemüse. Hier in der Nähe von Kreuzburg liegt, seit Jahrhunderten mit Mauern und Wehrtürmen ausgestattet, das Städtchen Pitschen, in dessen Nähe in der Nacht vor dem 1. September eine freche Bande „Aufständischer", zusammen sogar mit polnischen Soldaten, Angriffe auf deutsche Zollbeamte gewagt hat, und das jetzt seit langer Zeit einmal wieder in seiner Nähe den klirrenden und dröhnenden Schritt des Kriegsgottes spürt. Reich sind die Dörfer, die sich um schloßartige Herrensitze zusammenschließen. Auf ihren breiten Straßen rollen die Erntefuhren, und das Brausen der Dreschmaschinen wetteifert mit dem Brausen der Flugzeuge. Erst an der Grenze nach Osten verschwindet dies Bild werteschaffenden deutschen Bauernfleißes, schließen sich die mehr und mehr verwahrlosenden Felder Polens an, während da, wo die frühere preußische Provinz Posen die Grenze bildet, das Land noch von fast anderthalb

Jahrhunderten Kultur preußischer Herrschaft, deutscher Güter, deutscher Bauernsiedlungen zehrt.

Ernster, stiller, unberührter ist der Norden, wo das geraubte deutsche Westpreußen, das Pomerellen der Polen, zurückerobert werden muß. Viel Wald herrscht dort, bald Mischwald, bald — wie namentlich in der Tucheler Heide — endloser Föhrenforst. Weit ärmer ist Westpreußen als Schlesien, deshalb aber doch immer noch nicht arm, nein, ein fruchtbares, nahrungspendendes Land. Auf den Weiden sehen wir stattliche Viehherden, in den Gehöften pralle Schweine, und in reichen Beständen schreien, schnattern, gackern, gluckern die zahlreichen Gänse, Enten, Hühner, Puten.

Wenn jetzt die Kriegsfackel diese Länder berührt, wird sie ihre Flamme verheerend in das Industriegebiet Oberschlesiens, in die reichen Bauerndörfer und Herrschaften Mittelschlesiens, in das ernste Preußen tragen — oder wird die deutsche Kriegskunst, die Macht des deutschen Schwertes im Sturm den Spuk der zwanzigjährigen polnischen Fremdherrschaft austilgen, den Krieg siegreich in Feindesland tragen?

Vor uns liegt die Karte der wichtigsten Kampfhandlungen der ersten fünf Tage des September. Was lesen wir bei der Heeresgruppe des Generaloberst v. Rundstedt? Um Nikolai wird gefochten am 1. und 2. September; am 1., 2., 3. wird gekämpft um den wichtigen Tunnelpaß des Jablunkagebirges, an der slowakischen Grenze, dann im Nordteil der Westbeskiden bei Jablonka, bei Rawa, bei Jordanow. Alles das sind Namen in den Gebieten, die bis zum Morgen des 1. September zu Polen gehörten und von denen der letzte, Jordanow, im alten österreichischen Galizien steht, also schon damals polnischem Gebiet. Und wenn dann unser Auge weiter schweift über das Kartenbild, die Namen sucht, die wir dorthin übertragen und mit dem Kalendertage des September versehen haben, dann sehen wir auch die ganze Front der Armeen Reichenau, Blaskowitz, Kluge und Küchler auf polnischem Boden. Hier sind Truppen bereits am 1. September über Lublinitz vorgedrungen — dort haben sie von Rosenberg aus am 1. und 2. den Abschnitt der Lißwarthe erkämpft und noch am 2. den Ort Klobutzko nordwestlich Tschenstochau erreicht. Da sehen wir die Namen Wjelun, das Flüßchen Prosna, die Städtchen Wjeruschow, Schildberg, Krotoschin, Bojanowo und Lissa mit den Zahlen 1. oder 2. September geschrieben. — Wie es bei Kluge aussieht, hat uns der vorige Abschnitt gezeigt, und am Südrand Ostpreußens steht auch die 3. Armee mit allen Spitzen von Soldau bis Johannisburg südlich der Grenze auf polnischem Boden. Nur in der Mitte, an der Grenze westlich Posen, steht sich deutscher und polnischer Grenzschutz gegenüber, aber auch hier hat kein feindlicher Soldat deutschen Boden betreten, während umgekehrt nirgends der polnische Grenzschutz den deutschen Einmarsch hat aufhalten können. Ja, fast trauen wir unseren

Augen nicht: am 4. wird bereits Jendschejow durchkämpft, 80 Kilometer nordnordöstlich von Krakau, am 5. Petrikau 115 Kilometer nordöstlich Kreuzburg genommen; am 5. beginnt auch der Kampf um die höchste Erhebung im Weichselbogen, die 600 Meter hohe „Lysa Gora", den „Kahlen Berg" bei Kjelce. Das ist die Panzerwaffe!

Dabei denken wir des Berichtes des Oberkommandos der Wehrmacht vom 5. September: „Die 7. polnische Division wurde südostwärts Tschenstochau aufgerieben, der Divisionsstab gefangen." Gonsiorowski ist der Name dieses ersten gefangenen polnischen Generals, dem noch viele gefolgt sind, und die 7. Division hatte ihre Standorte da, wo sie das Geschick ereilte. „General Gonsiorowski", so berichten die „Breslauer Neuesten Nachrichten" vom 23. September, „hatte sich in den ersten Tagen des Krieges mit seiner Division hartnäckig geschlagen, als ihm das Kriegsglück abhold wurde. Ein Unteroffizier und ein Feldwebel einer deutschen Einheit erwarben sich durch ihr entschlossenes Auftreten das Verdienst, den General mit seinem Stab zu fangen.

Die Kompanie eines Infanterieregiments, dem beide angehörten, führte eine große Säuberungsaktion in einem Waldstück durch. Unter fortgesetzten Plänkeleien fielen den Infanteristen zuerst ein Batteriestab und zahlreiche polnische Soldaten in die Hände. Dann sahen sich die Schützen plötzlich mehreren polnischen Offizieren gegenüber. Ein Unteroffizier forderte die Polen auf, sich sofort zu ergeben, worauf einer von ihnen antwortete: ‚Nicht schießen! Wir ergeben uns!'

Nun sahen die Soldaten erst, daß sie einen General mit seinem Stab vor sich hatten. Die Gefangenen gaben ihre Waffen und ihre Karten ab. Dann wurden sie nach rückwärts geführt, wobei die Begleitmannschaft immer noch Versuche der Polen, ihren Divisionsstab zu befreien, abwehren mußte. Der deutsche Feldwebel sicherte den Gefangenentransport.

Der General, der vollendetes Hochdeutsch sprach, ließ in der Unterhaltung durchblicken, daß er die deutsche Wehrmacht und ihre Führung restlos anerkenne. Worte höchsten Lobes aber sprach er über die vorbildliche Haltung der wenigen deutschen Soldaten aus, die das Unglück hatten, in polnische Gefangenschaft zu geraten. Noch am Tage vorher hatte er selbst drei deutsche Gefangene vernommen, von denen einer schwer und seine beiden Kameraden leichter verwundet waren. Sie gaben nur Namen und Dienstgrad an und erklärten auf weiteres Befragen schlicht und stolz: ‚Wir sind Nationalsozialisten, das muß Ihnen genügen.' Sonst war nichts aus ihnen herauszubringen.

Der erste Kampf vielleicht von besonderer strategischer Wichtigkeit war die Eroberung des Jablunkapasses am 1. September. Dort gibt es eine zweigleisige Eisenbahn. Eine wichtige Eisenbahnstrecke ist das, die direkte Verbindung von Wien nach Krakau und Warschau. Aus der Slowakei von dem Städtchen Tschadza

führt sie nach Teschen, im Weltkriege lange das Hauptquartier des österreich-ungarischen Heeres. Da, etwa in der Mitte, liegt der Paßsattel des Jablunkagebirges mit dem mehr als 400 Meter langen Doppeltunnel. Um 5 Uhr 45 beginnen die deutschen Maschinengewehre von slowakischem Boden aus das Feuer gegen das polnische Zollhäuschen. Infanteriegeschütze und Granatwerfer schließen sich an — rasch weicht der Gegner durch die Wälder auf den Tunneleingang zurück. Schon früh hörte man aus der Richtung auf den Tunnel schwere Explosionen, und als die deutschen Gebirgstruppen diesen erreichen, da findet man ihn gesprengt, wie so manche andere schwierig zu passierende Stelle dieser Bergstraße. Hosty heißt das Dorf auf der Paßhöhe: mit Jubel werden dort die deutschen Sieger von den slowakischen Einwohnern begrüßt. Froh sind diese, daß die tyrannische Polenherrschaft, die ihnen der Oktober 1938 gebracht hatte, vorüber ist. Mit Hakenkreuzwimpeln stehen sie auf der Straße, slowakische Mädchen bringen Herbstblumen. — Die Straße in Hosty ist geborsten von einer Sprengung — im Tunnel sind die Quadern der Tunnelmauern herausgebrochen — der Tunneleingang ist völlig verschüttet — auf 50 Meter sind die Gleise von den Polen aufgerissen — gewaltige eisenarmierte Baumstämme sperren die Straße. Aber strahlend zieht die Truppe weiter, froh des ersten errungenen Sieges, dessen Verluste diesmal allein die Polen tragen. Waffen und Munition wurden erbeutet, und die ersten polnischen Gefangenen kommen zurück.

Jubel und Begeisterung herrscht nicht minder in den befreiten Gemeinden an der Nordgrenze der Slowakei. Vor fieberhafter Erregung können sich die Slowaken nicht zurückhalten — sie folgen den Truppen und müssen ihnen Dank sagen, müssen ihre Brüder umarmen, die ein Jahr unter polnischer Knute harte Zeiten der Unterdrückung durchgemacht haben und denen nun wieder die Freiheit winkt. Alle Gebiete, die der Slowakei verlorengegangen sind, sind ihr schon am 2. September durch ihre Freundschaft und Schicksalsverbundenheit mit dem Deutschen Reich zurückgegeben! So sehen sich denn die deutschen Truppen mit Blumen und anderen Liebesgaben überhäuft und fühlen selbst sich glücklich in dem Dank dieses Volkes. Glücklich aber auch alle Angehörigen der deutschen Wehrmacht, die in Beuthen, Pleß, Kattowitz, Königshütte und wie die deutschen Grenz- und die aus polnischer Herrschaft befreiten deutschen Orte Oberschlesiens heißen, den Jubel der befreiten Deutschen erleben können! Tausende von Männern und Frauen aus den ostoberschlesischen Gebieten hatten sich während der letzten Terrortage über die Grenze nach Beuthen geflüchtet. Nun hören sie auf Straßen und Plätzen die Siegesmeldungen, die die Lautsprecher verbreiten, jubeln ihr Siegheil auf den Führer, singen begeistert die deutschen Hymnen. —

Noch einen besonderen Blick müssen wir der Stadt Tarnowitz gönnen, nordwestlich von Beuthen, nur wenige Kilometer in das polnische Gebiet hineingeschoben.

Dort hatten im Jahr 1921 neunzig Prozent der Bevölkerung für Deutschland gestimmt. Trotzdem wurde die Stadt durch die brutalen Machtsprüche der Entente Polen zugesprochen! So waren die abziehenden polnischen Truppen nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, mit welchen Gefühlen die Einwohnerschaft dem Kommen der Deutschen entgegensähe. Dafür hatten sie sich schadlos gehalten an deren Besitz. Daß sie den Bahnhof sprengten und einige Kilometer entfernt auf der nach Osten führenden Hauptstraße eine große Straßenbrücke, mag man als militärische Maßnahme gelten lassen. Daß sie aber auch fast alle deutschen Geschäfte zertrümmert und ausgeplündert, aus ihnen weggeschleppt hatten, was sich irgend wegschleppen ließ, das war nicht nur Raubluft, das war Wut und Haß. Jetzt aber ist der Schaden an Hab und Gut vergessen. Schleunigst trifft der Landrat aus Beuthen ein, läßt unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung die Reichskriegsflagge hissen, trifft die ersten Maßnahmen, um die Ernährung der Bevölkerung zu sichern und die vielen Tausende von Erwerbslosen in den Arbeitsbetrieb zurückzuführen. Das war am 2. September; der 3., der Sonntag, ist ganz dem Fest und der Freude gewidmet.

Ununterbrochen kehren auch aus östlicher Richtung Flüchtlinge mit ihrem Hab und Gut in Städte und Dörfer zurück, nicht Deutsche, sondern Polen, die aus Angst vor den deutschen Truppen mit ihrem beweglichen Besitz geflüchtet waren! Allmählich haben sie läuten hören, daß die Deutschen nicht solche Unmenschen sind, wie sie ihnen geschildert wurden, und so kommen sie denn auf ihren kleinen Fahrzeugen mit den kleinen Pferdchen davor angerollt. Es ist dasselbe Bild, das wir im Jahre 1915 sahen, als die Polen in den östlichen polnischen Gebieten nach einigen Fluchttagen der vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch befohlenen Räumung des Landes sich entzogen: sie suchten ihre Wohnstätten wieder auf, über die die Kriegsfackel dahingetragen war. Man glaubt's nicht, was alles auf so einem Wägelchen verpackt ist: Hausgerät und Kinder, Greise und Greisinnen, die nicht mehr marschieren können, Kisten, Decken, Federvieh in Käfigen und grunzende Schweine. Was sie zu Hause vorfinden werden, ist freilich oft trübe genug. Sinnlos haben die Polen vielfach das Vieh abgeknallt, wenn es nicht weggejagt worden war. Die deutsche Verwaltung hat Soldaten heranziehen müssen, um es wieder einzufangen, zu warten, namentlich ihm Wasser zu geben. Unmittelbar im Kampfabschnitt, während noch die Kugeln pfiffen, haben deutsche Soldaten Vieh getränkt und verängstigte Hunde gefüttert. Wer aber noch des Sommers 1915 gedenkt, der preist sich glücklich, daß ein Bild diesmal fehlt: die an der Straße sterbenden und gestorbenen Opfer der Cholera!

Glücklich auch, wer als Deutschstämmiger noch vor den letzten Tagen des August über die Grenze geflüchtet war, angstvoll an zurückgebliebene Lieben gedacht hatte und nun sie lebend wiederfindet! „Ich habe meine Eltern wieder —

Schwere Artillerie in Feuerstellung

Schwerer Granatwerfer wird geladen

Flugzeug und Tank arbeiten zusammen

Empfangsbereit an der Brahe: „Die Staubwolken dahinten verraten den Feind!“

ich habe sie wieder!" ruft laut ein deutscher Soldat. „Ich bin dicht bei der Grenze zu Hause, bin vor ein paar Tagen über die Grenze gegangen, ins deutsche Heer eingetreten, denn polnischer Soldat werden? Niemals! Aber wie groß war nun meine Sorge um die Eltern! Es hieß, alle Bewohner des Dorfes seien von den polnischen Banden verschleppt worden, und das Grundstück meiner Eltern sei von den Polen völlig niedergebrannt. Da durfte ich heute morgen mit den ersten Truppen vor und habe freilich den Hof völlig niedergebrannt, die Eltern aber im letzten Rest unseres Hofes, der noch stand, dem Keller, in Todesangst, doch unversehrt und gesund wiedergefunden. Ich habe sie wieder! Ich habe sie wieder!" (Stuttgarter Neues Tagblatt). —

Wie wird es aber nun mit den Nachschubmassen werden, wenn die Polen, wie am Jablunkapaß, überall die Eisenbahnen zerstören und mit ihnen die großen und kleinen Brücken, die Straßen- und Eisenbahnverkehr über die Flüsse führen? Freilich, das wäre schlimm — wenn wir nicht die Pioniere hätten und für diese Aufgaben besonders die Eisenbahnpioniere! Das Versailler Diktat hatte uns — wie die Flieger, die schwere Artillerie, die Kampfwagen — auch die alte Eisenbahntruppe verboten, die so Gewaltiges im Weltkriege geleistet hatte. Als aber Adolf Hitler die neue Wehrmacht wieder schuf, da war noch ein hervorragender Stamm alter Eisenbahnoffiziere vorhanden, und dieser hat dann in unerhört kurzer Zeit eine prachtvolle Truppe geschaffen, ausgerüstet mit allen technischen Hilfsmitteln der neuen Zeit. So konnte unser Heer in den Eisenbahnpionieren eine junge Waffe mit ins Feld nehmen, die aufs beste vorbereitet war, auch wo es noch so schwierig aussah, Eisenbahnanlagen, große Eisenbahnüberführungen, Brücken und Bahnhöfe wiederherzustellen. Ohne sie wäre es gar nicht möglich gewesen, mit so unglaublicher Schnelligkeit den Angriff vorwärts zu führen, wie es dann geschehen ist. Da gingen ganz vorneweg die motorisierten Eisenbahnpionierkompanien; „Husaren der Schiene" hat man sie genannt. Die gingen schon mit der kämpfenden Infanterie vor und erkundeten als Spitzen mit erstaunlicher Schnelligkeit die Streckenabschnitte ihres Bezirkes; was gibt's hier zu tun, was da? Es ist sogar vorgekommen, daß diese Spitzentrupps noch über die Infanterie hinausstießen und dann mit der Waffe und dem Erkundungsgerät in der Hand Kampf und Erkundung miteinander verbinden mußten. — War die Erkundung beendet, dann kamen die Kraftradfahrer dran, die mit zu diesen Spitzentrupps gehörten. Über die weiten polnischen Flächen, bei Nacht, durch die Wälder, mußten sie die Meldungen über den Streckenbefund an die höheren Befehlsstellen zurückbringen. Gleichzeitig begannen schon die Trupps vorne Brücken wiederherzustellen und Gleise zu legen, oft noch im feindlichen Feuer; bisweilen mußten sie sich sogar ihre Baustellen erst erkämpfen. So haben die Eisenbahnpioniere, verteilt in größere und kleinere Trupps, Tag und Nacht ohne Unterbrechung mit

Aufbietung der letzten Kraft gearbeitet und gekämpft. Quartiere gab es oft genug nicht — Verpflegung kam nicht heran — hart waren die Entbehrungen, die ertragen werden mußten. Auch wo der Feind gewichen war, mußte häufig noch die Waffe gebraucht werden gegen plötzliche Überfälle von polnischen Heckenschützen und Banditen. — An Stellen, die nicht so gefährdet waren, wurden dann die Eisenbahnkolonnen der Reichsbahn eingesetzt. Sie waren in Wohn- und Bauzügen untergebracht und hatten es erheblich bequemer. —

Eisenbahnpionierkompanien — die Spitzentrupps der Eisenbahn. Welches aber sind nun die Spitzen der gesamten Wehrmacht? Sie, deren Auge weit vorausschaut, und die dann den Heerführern das Bild zeichnen, nach dem die Befehle für die Operationen der Erd- und Luftwaffe gegeben werden? Es sind die Fernaufklärer der Luftwaffe. Was diese leisten könnten, haben wir Nichtflieger vor Beginn des Krieges nicht geahnt. Im Polenkriege haben wir es zuerst erfahren! Hunderte von Kilometern müssen sie ihr Flugzeug über den Feind vorantreiben. Wichtige militärische Anlagen, Verkehrsknotenpunkte, Truppenaufmärsche, starken Bahnverkehr, Bereitstellungen zum Kampf, Seitwärtsverschiebungen und Rückzüge, Versuche, sich der Verfolgung zu entziehen oder auch Lücken, wo dergleichen nicht zu entdecken ist, — alles das muß der Fernaufklärer, in der von Wetterlage und feindlicher Gegenwirkung bestimmten Höhe fliegend, soweit irgend möglich, mit seinem Bildgerät festhalten. Dreiköpfig ist die Besatzung. Einsam fliegt sie durch den weiten Raum, jeden Augenblick feindlicher Angriffe gewärtig. Bald versuchen die feindlichen Flaks, bald die feindlichen Jäger sie abzuschießen, und ein helfender deutscher Kamerad ist nirgends in der Nähe. Dazu kommt die Kälte, das stundenlange Verweilen in gewaltigen Höhen; nicht nur mit dem Feind, auch mit dem eigenen Körper hat der Fernaufklärer zu ringen! — Schon beim Einsatz muß der Staffelkapitän die taktische und die Wetterlage berücksichtigen. Nun wartet er in sorgender Spannung auf die Rückkehr seiner Aufklärer, von denen er oft stundenlang keine Nachricht bekommt. Kommt aber dann die Maschine heran, wie ein Pfeil in der Luft liegend, jagt sie mit voller Geschwindigkeit über den Platz und schießt vor der Halle wieder senkrecht nach oben, so ist das ihr Wahrzeichen, daß sie den Auftrag erfüllt hat, und dann ist die Freude groß. —

Aber nicht bloß in der Luft sieht, schützt und kämpft die Fliegerwaffe — zu ihr gehört auch die Schutzabwehr auf der Erde, gehören die Männer mit den roten Spiegeln und den vorzüglichen Geschützen und Maschinengewehren. Was der Verteidiger im eigenen Lande vorbereitet hat, das muß der Angreifer ihm an der Grenze entgegenstellen und dann mit hineintragen ins feindliche Land. Wie sollten Flieger und Monteure auf den Flugplätzen ihre Maschinen warten und überprüfen können, wenn sie jeden Augenblick dem Angriff feindlicher Jagd- und Bombengeschwader ausgesetzt wären? Aber nahe um einen großen Fliegerhorst

herum, auch auf ihm, da stehen zahlreiche Batterien kleiner 2-cm-Kanonen, sorgfältig getarnt; selbst wer dicht bei ihnen steht, wird sie oft nicht sehen können. Weiter ab aber sind die schweren Kaliber, kilometerweit vom Platz entfernt, auf freiem Gelände. Geschütze, Kommandogeräte, Entfernungsmesser, Hilfsgeräte, die Mengen stets bereiter Munition sind dem Blick von oben entzogen, auch wo die Munition griffbereit unmittelbar an den Geschützen und nicht in tiefen Gräben vor feindlichen Bomben geschützt liegt. Die Technik aber feiert höchste Triumphe, wenn bei diesen Flaks ein Apparat auf anfliegende feindliche Flugzeuge gerichtet wird und dann, von Auge und Hand gelenkt ihrem Flug folgend, mit tastendem Zeiger Höhen und Entfernungen auf den Meter genau angibt und sie den Geschützen übermittelt.

Wir wollen aber unsere vorn kämpfenden Truppen nicht länger im Stich lassen, wollen uns den beiden Armeen zuwenden, die nördlich vom Industriegebiet Oberschlesiens Warschau zustreben: der des Generals v. Reichenau, und der des Generals Blaskowitz. Da hat der rechte Flügel Reichenaus schon am 3. September die Stadt Tschenstochau am Oberlauf der Warthe erreicht, während die im Aufmarsch zurückgestaffelte Armee Blaskowitz eben erst die Grenze überschritten hat und als ihre Frontlinie die Orte Krotoschin, Bojanowo und Lissa nennen kann. Etwa in der Mitte der 14. Armee war am 2. September um den Ort Wjelun gekämpft worden, und da hatten die Fahrzeuge einer Schwadron in der Nähe von Wjelun beim Ort Kraschkowitze ein aufregendes Versteckspiel gegen feindliche Artillerie gespielt. 15—20 Kilometer nordöstlich von Wjelun hatten die Polen einen Brückenkopf westlich der Warthe bei dem Orte Ruda; ihn galt es zu nehmen. „Auf verhältnismäßig guter Straße ging es in einem Höllentempo bergab in den Ort Kraschkowitze hinein. Als der erste Zug auf der andern Seite des langgestreckten Dorfes herausbrach, erhielt er vom gegenüberliegenden Waldrand schweres Maschinengewehr- und Granatwerferfeuer. Also 'runter von den Fahrzeugen, Fahrzeuge bis an den Ortsrand zurück und Spähtrupp vorgeschickt, wo eigentlich der Feind sitzt. Die Schwadron war, hinter dem Spitzenzug kommend, jetzt voll in den Ort eingefahren. Darauf schienen die polnischen Beobachter gewartet zu haben, von denen man bisher nichts gesehen hatte. Ganz genau setzte der Pole seine Artillerie auf die Straßenkreuzung im Ort ein, die wir unbedingt durchfahren mußten. Deutlich waren ihre Abschüsse zu hören. Es dauerte aber gar nicht lange, da hatten unsere Fahrer heraus, wie man ihnen ein Schnippchen schlagen konnte. Sie stellten sich hinter der Kirche des Ortes bereit, ließen den Motor auf Touren laufen und warteten die nächsten Einschläge der Granaten ab. In diesem Augenblick gaben sie Vollgas und sausten über die Kreuzung hinweg. Noch während sie diese durchfuhren, waren die neuen Abschüsse der polnischen Artillerie zu hören. Aber die Granaten kamen zu spät an! Die Artillerie muß ziem-

lich entfernt gestanden haben; sonst würden Abschußknall und Einschlag bei der großen Granatgeschwindigkeit fast zu gleicher Zeit die Straßenkreuzung erreicht haben. So aber gelang es, schwere Granatwerfer, einen Zug schwerer MG., eine Panzerabwehrkanone und Munition an den Ostausgang des Ortes zu bringen, und dort zunächst den gewonnenen Boden zu sichern. Die Fahrzeuge der Schwadron wurden wie im tiefsten Frieden im Ort untergestellt, und es wurde für Fahrer und Kraftradmelder ein richtiger Sport, diese unter Artilleriefeuer liegende Straßenkreuzung zu durchfahren. Hat der Pole versteckte Beobachtungsstellen, die den Witz merken? Er setzt jetzt schwere Brocken gegen den Nordteil des Dorfes ein und hat ihn bald in Brand geschossen. Schon haben aber auch die Fahrer die Gefahr erkannt und die Fahrzeuge im West- und Südteil des langen Dorfes in Sicherheit gebracht.

Immer heftiger wird das Feuer auf die Straßenkreuzung. Die Beobachtungsstelle der Polen arbeitet ausgezeichnet. In diesem Augenblick wird durch den Nachrichtentrupp der Schwadron eine polnische Kabelleitung aufgefunden, durchschnitten und — aha! — sofort hört das genaue Schießen der polnischen Artillerie auf; sie muß also ihre Beobachter irgendwo ganz in unserer Nähe hinter unserer Front gehabt haben. Jetzt wird der Pole unfreundlich. Nach einigen Minuten kommen ganz schwere Brocken, anscheinend mit Brandsatzzündung. Drei Viertel des gesamten Dorfes gingen sofort in Flammen auf; die Fahrzeuge mußten schleunigst den Ort verlassen. Bald aber stiegen ungeheure Rauchwolken auf — und dieser Rauch war der beste Schutz für unsere Fahrzeuge. Der Pole konnte sie nicht mehr sehen und beschoß deshalb mit allen Kalibern einfach den Ort selbst. Kaltschnäuzig, als wäre es eine lang eingedrillte Übungsstunde für eine Besichtigung, folgten die Fahrer jedem durch Zeichen gegebenen Befehl. $6\frac{1}{2}$ Stunden hat der Pole versucht, mit allen Kalibern uns etwas am Zeug zu flicken, — nicht ein Fahrzeug wurde getroffen. Die Schwadron selbst konnte in Ruhe ihren Aufgaben nachgehen, um die Fahrzeuge brauchte sie sich nicht zu kümmern. — So oft wurden im Frieden die Gefahren für eine motorisierte Abteilung als sehr stark gefürchtet, wenn feindliche Artillerie die Abteilung beschießen würde. Wir haben in Kraschkowitze gesehen, daß man sie nicht zu fürchten braucht" (Racowski. — Kölnische Zeitung).

Im ganzen Bereich der Heeresgruppe Süd sind die feindlichen Grenztruppen zurückgeworfen. Weit voraus brausen die Panzer der Panzerdivisionen und die motorisierten Aufklärungsabteilungen. In Eile folgt ihnen die Infanterie der zu Fuß marschierenden Divisionen — die Truppe für das harte Ringen um den Besitz des Bodens. In wenigen Tagen wird sie im Kampf um die Warthe mit der ersten großen Stellung der Polen in diesem Abschnitt sich abzufinden haben. Inzwischen ist aber bereits in deutschen Besitz gekommen der Ort, wo das polnische

Nationalheiligtum, das wundertätige Bild der „schwarzen Maria", von Mönchen gehütet wird, ist Tschenstochau mit dem unversehrten, von keiner Kugel berührten Kloster in deutsche Hand gefallen. Während der Warschauer Sender Nachrichten in die Welt funkte, daß „deutsche Barbarei" das Heiligtum zerstört hätte, daß das Bild verbrannt sei, hielten die Mönche ruhig dort ihren Gottesdienst ab und konnten wenige Tage später fremden Journalisten bestätigen, daß sie in ihrer Ruhe nie gestört worden wären.

„Schon am 4. September hat in kühnem Handstreich eine Division der Armee des Generals Blaskowitz die Warthebrücke bei dem Städtchen Warta genommen — so rasch, so überfallartig, daß die Polen keine Zeit mehr hatten, sie zu sprengen. Ein Infanterieregiment hatte sich nach kurzem Kampf in Besitz des Städtchens selbst gesetzt. Östlich von Warta zog sich die mehrere Kilometer breite Niederung der Warthe mit fünf Flußarmen entlang, ein Gelände, das für den Gegner zur hartnäckigen Verteidigung wie geschaffen war. Aber der Divisionskommandeur war entschlossen, dem Feinde keine Zeit zu lassen, sich zu neuem Widerstand zu setzen. Persönlich eilte er nach vorn, um den Angriff an Ort und Stelle zu leiten. Auf dem Marktplatz in Warta überholte er die vorderste Infanteriespitze und fuhr allein mit seinem Ersten Generalstabsoffizier bis zur ersten Warthebrücke am Ostrand vor, die er unbesetzt und unzerstört fand. Unverzüglich schickte er seinen Generalstabsoffizier zurück, um schnellstens Verstärkungen heranzuholen. Im Laufschritt eilten die ersten rasch zusammengerafften Gruppen heran, die sofort die erste Brücke nahmen und sicherten und dann unter Führung ihres Divisionskommandeurs bei nun einsetzendem heftigem MG.-Feuer des Feindes mit beispiellosem Schneid an den zwei folgenden Brücken den Flußübergang erzwangen. Schon war auch der Kommandeur des vordersten Regiments mit weiteren Verstärkungen eingetroffen, um auf Befehl des Divisionskommandeurs noch die beiden letzten Brücken zu nehmen.

Inzwischen hatte sich der Widerstand der Polen verstärkt, vor allem hinter der letzten Brücke, deren Schutz mehrere feindliche Panzer übernommen hatten. Da jagte unter Führung eines Unteroffiziers in einer tollen Staubwolke ein Pak im 100-Kilometer-Tempo über die Brücke vor, protzte im heftigsten feindlichen Feuer ab, und schon fegten seine ersten Granaten mit sichtbarer Wirkung gegen die feindlichen Panzer. Mit dem gleichen Schneid brauste ein deutscher Panzerspähwagen unter Führung eines Wachtmeisters vor, dem sich ein Pionierleutnant angeschlossen hatte. Während die Infanterie in der inzwischen hereingebrochenen Abenddämmerung mehrere polnische Angriffe im Nahkampf abschlug, konnten die Pioniere die an den Brücken bereits angebrachten Sprengkörper unschädlich machen" (Kölnische Zeitung).

Schon ehe die Divisionsspitzen an die Warthe kamen, gab es heftige Ein-

leitungskämpfe. So erzählte ein Gefreiter aus einem Kavallerie-Schützenregiment, wie er am 2. September beim Vormarsch verwundet wurde. „Als wir die Grenze in der Nähe von Oppeln überschritten hatten, bildeten wir uns ein, die ersten zu sein, die in Feindesland eindrangen. Aber unsere Annahme war sehr irrig; denn während des ersten kurzen Aufenthaltes, zu dem uns die zurückweichenden, wild schießenden Polen zwangen, wurde unser Hauptmann in ein 300 Meter vor uns gelegenes Haus befohlen, das dem feindlichen Feuer ausgesetzt war. In diesem Haus hatte ein deutscher General bereits seine Befehlszentrale aufgeschlagen. Wir haben uns vergebens den Kopf darüber zerbrochen, wie der General noch vor uns dorthin gelangt sein könnte, zumal wir beim weiteren Vormarsch an diesem Tage erneut feststellen konnten, daß wir tatsächlich die vorderste Truppe bildeten. — Wir mußten unterwegs verschiedentlich mit Heckenschützen abrechnen. Einmal drangen wir in ein Haus ein, in dem eine Polin mit der feindlichen Truppe telephonisch in Verbindung stand und unsere Bewegungen verriet. Wir überraschten sie gerade bei einem solchen Gespräch. Verwundet wurde ich bei Kadlub in der Nähe einer Windmühle und einiger Häuser, aus denen die Feinde unaufhörlich schossen. Wir hatten uns bis in die Gärten dieser Häuser vorgekämpft, und ich stand dort geschützt mitten zwischen mannshohen, blühenden Dahlien, während ein Kamerad auf der Erde liegend Gewehre lud und sie mir zureichte. Beim Vorstürmen auf die Windmühle wurden wir mit Artilleriefeuer belegt. Wir suchten in den Granattrichtern eines Kartoffelackers Deckung. In einem solchen Loch ereilte mich der Splitterregen, als ich mich in der Kniestellung befand. Ich trug, wie Sie sehen, fünf Verletzungen davon. Als ich mich später mühsam weggeschleppt hatte und dann von einem Sanitäter fortgetragen wurde, sind wir nochmals von den Polen beschossen worden. Dabei wurde meine auf dem Rücken baumelnde Gasmaske weggerissen und meine Uniform am Rücken zerfetzt. Passiert ist mir selbst aber nichts mehr" (Kölnische Zeitung). — Außer einer Splitterverletzung im linken Oberschenkel hatte der Tapfere noch eine 10 Zentimeter lange Muskelwunde im linken Oberarm, einen Querschuß in der Brust und einen Riß am linken Handgelenk und am Hals. Trotzdem war er nach 14 Tagen wieder hergestellt!

Entscheidende Verdienste um die rasche Erzwingung des Wartheüberganges an anderer Stelle erwarb sich ein Regimentskommandeur. Als sein Regiment am 3. September an das Warthetal kam, stieß es auf sehr ernsten Widerstand. Das Gelände war sumpfig, ohne jede Deckung, und dahinter hatten die Polen betonierte Bunker eingebaut. Sehr wichtig war es, zunächst einmal Brückenköpfe, das heißt also kleine, von der Infanterie mit ihren Waffen besetzte und vom diesseitigen Ufer artilleristisch unterstützte Stellungen auf das östliche Ufer vorzutreiben, damit in ihrem Schutz Übergangsmöglichkeiten für stärkere

Truppenverbände geschaffen werden könnten. Die Brücken aber waren hier von den Polen gesprengt: wie sollte man auf dem jenseitigen Ufer die Möglichkeiten für den Übergang feststellen? Der Kommandeur baute eine starke Maschinengewehrfront westlich des Warthetals auf und legte auf die Scharten der feindlichen Bunker und überall dorthin, wo sich polnisches Maschinengewehrfeuer bemerkbar machte, Garben eigenen Feuers, die jene niederhielten. Vom III. Bataillon des Regimentes kletterten unter diesem Feuerschutz Teile über stehengebliebene Reste der gesprengten Brücken. Ein junger Leutnant vom II. Bataillon warf sich mit einigen Mann splitternackt in die Warthe; ihre Waffen und etwas Munition mit sich führend durchschwammen sie den Fluß und bereiteten so an dieser Stelle die Möglichkeit für einen Brückenkopf vor, während an der andern die Mannschaften des III. Bataillons einen solchen schufen. So konnten an diesem Tage zwei Brückenköpfe gebildet werden. Damit waren für den nächsten Tag die Vorbedingungen zum entscheidenden Angriff auf die Bunkerlinie gegeben, und wohlüberlegte Führung, kühner Einsatz tapferer Offiziere und Unteroffiziere ließen dann alle Wechselfälle überwinden: der Auftrag wurde sieghaft durchgeführt. Auch für diese Division war der Warthe-Übergang erzwungen, eine der wichtigsten Grenzstellungen der Polen durchbrochen: denn wenn die Warthe hier auch bis zu 50 Kilometer von der Grenze entfernt war, muß man ihre Linie doch immer noch als Grenzstellung betrachten. Es war eben die erste ernste Widerstandslinie in diesem großen Abschnitt, und auf ihre Verteidigung hatten die Polen sich hier nördlich des oberschlesischen Industriegebietes gründlich vorbereitet; hier hofften sie, einen deutschen Angriff aus Schlesien für lange Zeit zum Stehen zu bringen. Wahrscheinlich rechneten sie weiter darauf, daß dann ihre Posener Armee zum Flankenangriff von Norden kommen würde. Und dieser Stellung ist die 8. Armee in einem einzigen Tage Herr geworden! Sie holt gewaltig auf!

Schon im vorigen Abschnitt haben wir gesehen, daß bei der 4. Armee besonders hartnäckig am 1. und 2. September um den Brahe-Übergang gekämpft werden mußte, weil hier die Polen Betonbunker zur Verstärkung eingebaut hatten. Oft hat der hier führende General der Infanterie durch sein persönliches Beispiel seine Truppen vorwärtsgerissen. Im stürmischen Anlauf durchbrachen sie die polnischen Stellungen, wobei sie den Gegner zum Teil im Nahkampf mit der blanken Waffe erledigten. Überall aber in diesen Kämpfen spielten Panzertruppen eine bedeutende Rolle. Daß der Übergang über die Brahe erzwungen wurde, drei polnische Divisionen und eine Kavalleriebrigade östlich der Brahe vernichtet wurden, daran haben sie ein ganz besonderes Verdienst. 1938 hat der Inspekteur der Panzertruppen, General Guderian, die Sätze geschrieben: „Wo die Panzer sind, ist immer vorn ... Die Panzer sind die Waffen des Angriffs schlechthin ... Wo immer auf zukünftigen Schlachtfeldern um den Sieg gerungen wird, werden Panzertruppen

eine entscheidende Rolle spielen ... Von der richtigen Bewertung ihrer Leistungsfähigkeit, der sachgemäßen Auswahl des Geländes, der sorgsamen Berücksichtigung aller der Überraschung zuträglichen Umstände, dem Zusammenfassen der Kraft im entscheidenden Raum mögen hinfort Sieg oder Niederlage abhängen." In diesem Kriege haben in den Panzerkorps die Söhne aller Gaue Großdeutschlands vom General bis zum Schützen ausnahmslos die Richtigkeit seiner Worte bewiesen!

Energischen Widerstand fand der rechte Flügel der 4. Armee am 2. September auch bei Nakel, einem Städtchen 10 Kilometer westlich von Bromberg, da, wo der Bromberger Kanal von der Netze abzweigt und die Verbindung zur Weichsel herstellt. Die Stadt war von den Polen stark besetzt, und die deutschen Truppen vor Nakel trafen die Vorbereitungen für einen schwierigen Angriff. Da plötzlich fuhr ein deutscher Panzerzug in voller Fahrt mitten in die Stadt hinein, durch bis zum Bahnhof. — Halt! — Kaum steht der Zug, da wird er von allen Seiten von polnischem Feuer überschüttet. Unermüdlich aber wehren sich die leichten Geschütze und schweren Maschinengewehre, die in seinen Panzertürmen eingebaut sind. Stundenlang währt das erbitterte Ringen. Immer wieder versuchen die Polen unter Einsetzung ihrer schweren Waffen zu stürmen — immer wieder werden sie abgeschlagen. Trotzdem scheint die Lage der Besatzung völlig hoffnungslos. — Vor jedem neuen Sturmversuch winken die Polen: „Ergebt euch!" Solche Aufforderungen werden überhaupt nur mit Feuer beantwortet. Schließlich fällt der kommandierende Offizier—aber unentwegt kämpft die Besatzung weiter. Endlich, endlich macht sich bemerkbar, daß die angreifende Infanterie aus dem Vorgelände in die ersten Häuser der Stadt eindringt. Nach stundenlangem, heldenhaftem Kampfe sieht sich die Besatzung des Zuges befreit. Der Pole weicht — der Durchgang durch Nakel zum Weitermarsch auf Bromberg ist geöffnet!

Nicht ganz einfach war es, die Tucheler Heide auszuräumen. In diesem weiten Waldgebiet kämpfte vor allem die Kavalleriebrigade „Pomorska", die „pommersche" Kavalleriebrigade der Polen. Am 1. September traf sie ihre erste taktische Aufgabe. Vor dem Einmarsch der Truppen des Generals v. Kluge flüchtete nach völlig mißlungenem Widerstandsversuch das Jägerbataillon 2 auf Dirschau zurück. Die Brigade erhielt den Befehl, die Jäger aufzunehmen, ihnen einen geordneten Rückzug zu ermöglichen.

In Polen wurde die Kavallerie für den Kriegsfall am höchsten eingeschätzt. Marschall Pilsudski hatte die Ansicht vertreten, daß bei den mangelhaften Wegeverhältnissen Polens motorisierte Fahrzeuge, ob sie nun für den Kampf oder für den Transport bestimmt wären, nicht so wertvoll seien wie das Pferd. So traten denn auch mit Vorliebe die ehrgeizigen Söhne des polnischen Adels zur Dienstleistung bei der Kavallerie ein, und in ihr stand die „Pomorska" mit an erster

Stelle; fühlte sie sich doch berufen, als erste einmal die deutsche Grenze zu überschreiten und den Eroberungszug zu eröffnen, der bis Stettin, noch besser bis Berlin führen sollte. Vier Kavallerieregimenter umfaßte sie: das Chevalierregiment 2, das in Stargard seinen Standort hatte, das Ulanenregiment 16 (Bromberg), das Ulanenregiment 18 (Graudenz) und die Schützen zu Pferde 8 (Kulm). Dem Chevalierregiment gelang es, bis in die Nähe von Dirschau den Rückzug der Jäger zu decken. Als es sich aber kämpfend der Weichselniederung näherte, da wurden seine Schützen von einem deutschen Bomber gefaßt. Unmöglich, die Brücke zu erreichen; vielleicht war sie auch inzwischen schon von den Polen gesprengt worden! — Allzutief ist hier die Weichsel nach der langen Trockenheit nicht; so wird der Versuch gemacht, sie zu durchschwimmen. Er mißlingt unter schweren Verlusten. Die Strömung der Weichsel ist immer gefährlich und auch hier trotz des niedrigen Wasserstandes sehr reißend: die Hälfte des Regiments fällt ihr zum Opfer. Schwache Reste retten sich durch auf Bromberg, deckende Waldstücke ausnutzend; als sie sich aber Bromberg nähern, werden sie von deutschem Gewehrfeuer empfangen. Da bricht ihre Kraft zusammen: weiße Tücher erscheinen, sie geben sich freiwillig in Gefangenschaft, um endlich einmal wieder Nahrung und Schlaf zu bekommen.

Teile der Ulanenregimenter 16 und 18 wurden in den Wäldern von Tuchel durch deutsche Flieger gefaßt, andere rannten zu vernichtender Niederlage mit deutschen Panzern zusammen. Kurze Zeit, — dann war von den beiden stolzen Regimentern nur noch ein jeder Führung spottendes Durcheinander kleiner Reiterscharen übrig, die in den Wäldern herumirrend ebenfalls nach Bromberg durchzukommen suchten. Bevor sie aber Bromberg erreichten, wurden sie vom Feuer deutscher Infanterie gefaßt. Nun weichen sie nach Nordosten aus gegen die Kulmer Weichselbrücke, um das Schicksal ihrer Kameraden zu erleiden: deutsches Feuer wirft sie zurück, und beim Versuch, den Strom zu durchschwimmen, gehen viele zugrunde.

Untergang war auch das Ende der Schützen zu Pferde 8. Auch sie sollten, statt des erhofften Rittes nach Deutschland hinein, zurückgehendem Grenzschutz und Infanterietruppen, die von Konitz her vor dem deutschen Stoß flüchteten, den geordneten Rückzug nach Kulm ermöglichen. Auch sie haben eine Weile ihren Auftrag verbissen durchgeführt, dann aber geraten sie in deutsches Flankenfeuer. Das können sie nicht ertragen. Unter den plötzlich eintretenden schweren Verlusten zerbricht ihr Halt. Aus dem Rückzug wird Panik, aus der Panik wilde Flucht, in der sich alles auflöst, so daß am dritten Tage das Regiment aufhört zu bestehen; auch sechs Panzerspähwagen und sechs kleine Panzer, die sich angeschlossen haben, gehen mit zugrunde: 70 —80 Mann, das ist der Rest, der noch geschlossen sich ergibt! — Mit zugrunde ging auch die reitende Artillerieabteilung 11, die von Dirschau her vorgegangen war. Zu eiligem Rückzug gezwungen, wurde sie 40 Kilometer nördlich von Bromberg von deutschem Artilleriefeuer gefaßt und völlig aufgerieben.

Von vier Batterien, jede zu drei Geschützen, lagen die Trümmer verstreut im Gebiet der Tucheler Heide. Und wie das Ende all dieser kämpfenden Teile der Kavalleriebrigade, die so siegesüberzeugt seit Jahr und Tag und noch am 31. August „do Berlina!“ — „nach Berlin!” — gejubelt hatten, so war auch das Ende der Nachrichtenschwadron des Brigadestabes. Am 1. September versuchte sie noch, Verbindung mit den Regimentern und nach rückwärts zu halten. Am 2. September war sie bereits von allem abgeschnitten — schon am Vormittag völlig zersprengt. — Bei Graudenz bildet ein weites Lager von Wagen und Pferden den Rest des 18. Ulanenregiments: Gefechts- und andere Fahrzeuge, die rechtzeitig zurückgeschickt waren und nun deutsche Beute wurden. —

Wie jener Panzerzug in Nakel von seinem Führer todesmutig ins Feuer geführt wurde, um der Infanterie den schweren Angriff zu erleichtern, so warf sich bei den Kämpfen um die Brahestellung auch der Führer eines Kampfwagens aufopfernd dem Feind entgegen, um der Infanterie Luft zu machen. Ein Eisenbahnzug soll 400 polnische Reservisten nach Graudenz befördern. Da bricht mit seinem Kampfwagen ein Leutnant des Panzerkorps vor. Der Wagen erklettert den steilen Eisenbahndamm und legt seine Granaten vor den polnischen Zug. Dem bleibt nichts weiter übrig, als zu halten; die Reservisten müssen aussteigen und vor dem Panzerwagen hermarschieren, bis der Leutnant sie an Infanterie abliefern kann. Dann fährt er mit vier andern kleinen Panzerwagen in ein auf dem Rückzug befindliches polnisches Bataillon hinein und vernichtet es vollständig. Während er aber so durch den Wald vorwärtsdringt, gerät er an eine große Lichtung. Drüben sind feindliche Bunker sichtbar — hinter ihnen steht eine feindliche Batterie, die ihm ihre Geschosse entgegenwirft. Er nimmt den Kampf auf, und die ersten Schüsse seines unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Kampfwagens liegen mitten in der Batterie.

„Vieles können uns die Gegner nachmachen, aber nicht unsern jungen Leutnant”, hat einmal Fürst Bismarck gesagt. Eines der Geheimnisse unserer Siege! Der beste Rennfahrer kann nicht gewinnen ohne den besten Triebstoff; der Triebstoff für ein Heer aber, das ist der besonnene Wagemut der jungen Führer — ihre Kühnheit — nicht etwa nutzlose Tollkühnheit. — Da wird die 1. Kompanie eines Infanterieregiments zum erstenmal eingesetzt, auch sie in der Tucheler Heide, auch sie gegen einen Gegner, der aus verschanzter Stellung mit Maschinengewehren, Infanteriegeschützen und Granatwerfern böses Feuer abgibt auf die Kompanie, die in einem Straßengraben liegt, ohne weitere Deckung, wenn sie nicht über eine Ebene von 150 Meter in ein Wäldchen hineinspringen will. Ein erfahrener Unteroffizier rät: „Artilleriebeschuß abwarten! So kommen wir nicht weiter!” Ein junger Leutnant auf dem Flügel der Kompanie nach jenem Wäldchen zu mustert aus dem Graben heraus vorsichtig prüfend das Gelände dahin. Ein Befehl zu den

zwei nächsten Gruppen, plötzlich springt er mit diesen aus dem Graben, Sprung auf Sprung folgt, und schon ist das schützende Wäldchen erreicht. Kein Mann ist dabei verloren trotz des Feuers, das die Wiese bestrich! Jetzt nur noch wenige Minuten, dann hat er die feindliche Stellung umgangen, und kaum erhalten die Polen aus der Flanke sein Feuer, da räumen sie in heller Flucht die Stellung und müssen nun im Verfolgungsfeuer schwere Verluste in Kauf nehmen. —

Die Brahestellung mit ihrem Zentralpunkt Krone ist genommen — jetzt heißt es, den weiteren Auftrag des Korps erfüllen, „in Richtung auf Deutsch-Eylau" den Weichselübergang erzwingen. Das weist in die Gegend Schwetz—Kulm. Am Sonntag, dem 3. abends sind zur Vorbereitung des Überganges die motorisierten Kolonnen der Pioniere in der Nähe des Weichseltals eingetroffen. Schon seit dem Sonntag früh räumen dort deutsche Truppen unter den Überresten der flüchtenden polnischen Truppen auf, die völlig geschlagen von der deutschen Grenze hierher zurückströmten. Wie so oft trifft die Geschlagenen nun auch noch der Spott ihrer polnischen Mitbürger, — der aus Erbitterung geborene Schimpf! Waren sie doch erst wenige Tage vorher nach Westen marschiert, und wenn man sie fragte: „Wohin zieht ihr?" so kam die übermütige Antwort: „Do Berlina" („Nach Berlin"). Jetzt, wo sie in regellosem Durcheinander, nicht mehr in geschlossenen Truppenteilen zurückfluten, wird ihnen zugerufen: „A to wasza droga do Berlina?" („Ist das euer Weg nach Berlin?"). Bis zum 2. abends hatten die Anwohner der Weichsel noch, je nach ihrem Volkstum, gehofft oder gefürchtet, daß das polnische Heer Erfolg haben könnte. Wie jetzt die Stimmung der Polen war, da sie alles zusammenstürzen sahen, kann man sich vorstellen.

Während der Nacht dauert der Antransport von Fähr- und Brückenmaterial auf den Kraftfahrkolonnen der Pioniere fort. Dichte Nebelschleier decken am Morgen des 4. September das Weichseltal; langsam nur kämpft sich die Sonne durch. Von 5 Uhr ab entwickelt sich ein Bild, das man ganz so — als ob es sich um ein eingespieltes Exerzierbild handle — bei den Übungen der Pioniere im Frieden gesehen hat; im großen Maßstabe 1932 bei dem letzten Manöver, an dem der Feldmarschall Hindenburg noch teilgenommen hat, beim Übergang einer Kavalleriedivision über die Oder in der Nähe von Küstrin. Kleine Floßsäcke tragen die ersten Patrouillen über den Strom. Ihnen ist der Nebel ein willkommener Schutz. Den Feuerschutz für sie geben zahlreiche Maschinengewehre ab, die am linken Stromufer eingebaut sind und ihre Garben überall dahin werfen, wo sich polnisches Feuer bemerkbar macht, Feuer, das aber nur sehr schwach ist und nur hier und da aufflackert. Kaum sind die Aufklärer drüben und geben die Gewähr, daß kein irgendwie nennenswerter Widerstand mehr vom rechten Ufer her zu gewärtigen ist, da gleiten auch schon die großen Pontons ins Wasser. Im Umsehen sind außenbords Motore befestigt, Maschinengewehre und Granatwerfer verladen — und

schon rauscht der Strom gegen die Wände der schräg gegen die Strömung gestellten Fahrzeuge, die leicht genug mit dem Abtrieb fertig werden. Eigenartig dann das Bild, wie nun zahlreiche große Floßsäcke von Pferden durch das Wasser gezogen werden; nur selten geraten die Pferde dabei in so tiefes Wasser, daß sie schwimmen müssen. — Ärgerlich ist, daß bei diesem flachen Wasser ein Brückenbau vorläufig noch nicht begonnen werden kann. So wird denn der Weichselübergang in der Breite von mehreren Kilometern auf Kähnen und Floßsäcken durchgeführt. —

Während aber das Übersetzen in vollem Gange ist, hört man plötzlich Heilrufe die Front entlang schallen. Sie werden aufgenommen von den herbeigeströmten deutschen Bauern. Vor Jahrhunderten haben ihre Väter dem Strom das Land abgerungen, haben Sumpf und Sand in fruchtbaren Wiesen- und Getreideboden umgestaltet. Übervollen Herzens sehen sie jetzt, wie über diese ihre Heimat das Hakenkreuz siegender Sonne emporsteigt und der schwarze deutsche Adler wieder seine Schwingen breitet, während Polens weißer Adler mit zerzaustem Gefieder nach Osten entflieht. Der Führer ist bei den Truppen eingetroffen, jetzt wieder der erste Soldat Deutschlands, wie er es in der Reichstagsrede gesagt hatte!

„Es war am Abend des 3. September. In Berlin hatte die Verdunklung im vollen Umfang eingesetzt. Gleich allen Straßen und Plätzen Berlins liegt auch der Wilhelmsplatz in tiefer Dunkelheit. Wie schwarze Silhouetten heben sich die Umrisse der Reichskanzlei und der Ministerien gegen den fast wolkenlosen, vom matten Mondschein erhellten Sternenhimmel. Noch immer weht vom Dach der Reichskanzlei die Fahne des Führers. Noch stehen in dichten Mauern die Menschen. Sie wanken und weichen nicht. Man hat den Eindruck, sie würden, wenn sich die Abfahrt verzögern sollte, noch am kommenden Morgen hier ausharren, um dem ersten Soldaten des deutschen Volkes bei seiner Abreise zur Front als Ausdruck unwandelbarer Treue, gläubigen Vertrauens und tatbereiter Entschlossenheit ihre Grüße entbieten zu können. Es ist eine Erlebnisgemeinschaft, die in ihrer selbstverständlichen Art symbolhaft sein mag für die gewaltige, echtverschworene Schicksalsgemeinschaft des 90-Millionen-Volkes. Männer und Frauen, Alte und Junge, Arbeiter der Stirn und der Faust, aus den Fabriken und aus den Betrieben stehen Schulter an Schulter: Volksgenossen und Kameraden, verbunden durch das stolze Bewußtsein der Unbesiegbarkeit des Vaterlandes und durch das Gleiche, Einigende der Hingabe und Liebe zum Führer.

Endlich öffnet sich das Portal der Reichskanzlei. Einige Sekunden erwartungsvollen Schweigens. In langsamer Fahrt biegt ein Kraftwagen mit vorschriftsmäßig abgeblendeten Lampen in die Wilhelmstraße ein. Ist es der Wagen des Führers?

Nein. Es sind erst die Männer seiner unmittelbaren Begleitung. Aber im zweiten oder im dritten Wagen — das muß der Führer sein! Einen Augenblick blenden die Scheinwerferbündel eines Wochenschauwagens auf. Ja, es ist der Führer!

Und da kennen die Menschen kein Halten mehr, durchbrechen die dünnen Ketten der absperrenden Schutzpolizeibeamten, drängen nach vorn, ein einziger Jubelschrei erfüllt die Luft, und dann branden die Heilrufe empor.

Wenn auch die Menge in den hinteren Reihen den Führer gar nicht sehen kann, der zündende Funke der Begeisterung springt von Herz zu Herz. Heil! Heil! Heil! Und die Rufe pflanzen sich fort, die Wilhelmstraße entlang, und sie klingen wie ein Schwur: Führer befiehl, wir folgen in blindem Gehorsam, in bedingungsloser Opferbereitschaft, in stahlhartem Willen und Glauben an den Sieg der gerechten Sache! Führer befiehl, wir folgen dir, wenn es sein muß, bis in den Tod!

Unauslöschlich wird sich das Erlebnis dieser welthistorischen Stunde, da der Mann, der Deutschlands Größe geschmiedet hat, an die Ostfront zu seinen Soldaten abgefahren ist, in die Herzen all der Tausende eingraben" (Stuttgarter Neues Tagblatt).

Am 2. September 1870 hatte König Wilhelm I. von Preußen den Degen des französischen Kaisers Napoleon III. nach dem Siege bei Sedan in Empfang genommen und telegraphierte an die Königin Augusta: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Wer die Worte des Führers in sich aufgenommen hat, die er nach Beendigung des polnischen Krieges sprach, der weiß, daß er ebenso gedacht hat, als er in jenen Tagen das Schlachtfeld betrat!

Was waren es für Bilder, die sich ihm an diesen und den folgenden Tagen aufdrängten, wo er den Raum zwischen Tuchel und Graudenz besichtigte, aus dem die deutsche 4. Armee schon am 6. September mehr als 15 000 Gefangene, mehr als 90 erbeutete Geschütze melden konnte! Bilder an den Straßen sah er, wie sie im Weltkriege nur ganz ausnahmsweise einmal an einzelnen Stellen ein geringer Teil der deutschen Kämpfer hat sehen können. Von Tuchel bis nach Graudenz die Marschstraßen der geworfenen polnischen Truppen übersät mit Trümmern einer bis zur Vernichtung aufgeriebenen Division. „In wüstem Durcheinander liegen hier Karabiner und Pistolen, Tornister und Patronentaschen, Feldflaschen und Gasmasken, Kavalleriesättel und Zaumzeug, Mäntel und Ausrüstungsgegenstände. Unzählige Bagagewagen mit Bespannung liegen an den Straßenrändern und Halteplätzen; Hunderte von Munitionswagen sind umgestürzt und haben ihre Munition jeden Kalibers weithin verstreut. Zahlreiche Batterien — inmitten einer panischen Verwirrung abgeprotzt! — stehen, ohne überhaupt noch zum Schuß gekommen zu sein, auf der Straße und auf den angrenzenden Feldern; Infanteriegeschütze liegen kopfüber. — Die Gefangenen sagen aus, daß die polnischen Truppen nach Osten zurückmarschiert seien, um sich bei Graudenz der deutschen Um-

klammerung zu entziehen. Auf diesem Marsch wurden sie von den deutschen Panzerformationen überraschend in der Flanke gepackt. Als die deutschen Kanonen- und Maschinengewehrpanzer über die Acker- und Heideflächen hervorbrachen, da erfaßte die Polen eine solche Verwirrung, daß sie alles von sich warfen, was sie trugen, und alles im Stich ließen, was sie mit sich führten. In einer halben Stunde war das Werk der Vernichtung getan. —

Bis vor Graudenz trifft der Führer auf Teile der siegreichen deutschen Formationen, die das Gebiet von den versprengten, führerlos in den Wäldern verborgenen polnischen Truppen säuberten. Nachdem er die Truppenaufstellung an der Straße passiert hat, begibt er sich an die Weichsel nach Graudenz, jubelnd von den deutschen Weichselbauern begrüßt, die in den letzten Tagen Furchtbares von den zurückflutenden Polen auszustehen hatten. Mit Tränen in den Augen stehen sie vor ihm und bringen nur ein paar Worte in ihrer tiefen Bewegung hervor: ‚Dem Herrgott sei Dank, daß wir nun wieder Deutsche sein dürfen', und das einfache, schlichte und ergreifende Wort: ‚Wir danken'" (Kölnische Zeitung).

Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Vor 25 Jahren wird ein österreichischer Staatsangehöriger, ein einfacher Arbeiter, auf seine Bitte unter Überspringung einiger Paragraphen der deutschen Militärgesetze als freiwilliger Infanterist bei einem bayerischen Regiment eingestellt. Heute steht er hier als Oberster Befehlshaber und Befreier Deutschlands, als Einiger Großdeutschlands und jetzt noch besonders als Befreier des deutschen Ostens an der Spitze der stolzen Wehrmacht Großdeutschlands, einer Wehrmacht, wie sie noch nie ein Fürst oder Feldherr befehligt hat. Gottes Walten in der Geschichte!

Am 5. September ist die Tucheler Heide gesäubert, — an demselben Tage, da der letzte Widerstand in der Nähe von Kulm gebrochen ist. Die Armee Kluge hat ihre Grenzschlacht siegreich beendet, und während ihre Teile weiterstürmen, teils in Richtung auf Modlin, teils rechts der Weichsel auf Wloclawek, teils mit der Bahn Ostpreußen durchkreuzend und sich auf den äußersten linken Flügel des deutschen Heeres setzend, hat auch die Armee Küchler ihre Aufgabe gelöst —, eine besonders schwere Aufgabe im Durchbruch an der Südgrenze von Ostpreußen. Breite Sümpfe kennzeichnen das Gelände zwischen Mlawa und Choschele im Zuge des Tales des Oschytzflusses. Das hat der Pole ausgenutzt. Nicht nur Bunker sind hier gebaut, auch starke Hindernisse sind angelegt, bestehend aus Betonklötzen und fest vermauerten Eisenpfählen. Das bringt heiße Kämpfe für die Panzertruppe. Eine kleine Episode daraus vom 1. September! „Im schneidigen Vormarsch hatte unsere Infanterie den Gegner zurückgeschlagen und war bis an die Feldbefestigungen von Mlawa vorgedrungen. Hier aber stockte der Angriff. In einer weiten, im günstigen Gelände gut ausgebauten Bunkerlinie hatte sich der Pole festgesetzt und nahm unsere vormarschierenden Truppen unter heftiges Feuer. Die feind-

lichen MG.-Nester konnten von unseren Schützen, die vor einer kleinen Hügelkette lagen, nicht erkannt werden, und so kam hier zum erstenmal der Befehl, den wir im weiteren Verlauf des Krieges noch sehr oft hörten: „Pak nach vorne!‘ Wenige Augenblicke später wurden zwei Panzerabwehrkanonen über unsere vorderste Stellung hinaus nach vorne gezogen und gingen unter dem Befehl eines Leutnants 200 Meter vor den flankierend angelegten polnischen Bunkerlinien in Feuerstellung. Trotz des feindlichen Geschoßhagels setzten sie einen wohlgezielten Schuß nach dem andern in die feindlichen MG.s und brachten sie in kurzer Zeit zum Schweigen" (Stuttgarter Neues Tagblatt).

Ohne das Eingreifen aller Waffen ist der Durchbruch nicht zu erzwingen. Vom 1. bis 4. September wird gerungen. Mit dem Bajonett muß zuletzt Mlawa den Polen entrissen werden, dann aber ist auch hier der Sieg erfochten, am 5. September auch die Grenzschlacht der Armee Küchler („Durchbruchskämpfe im Gebiet Mlawa-Choschele vom 1. bis 4. September" benannt) beendet, ist die ganze Heeresgruppe Nord in unaufhaltsamem weiterem Fortschreiten.

Reich ist die Ernte, die der Armee Kluge neben der militärischen dabei in die Hände fällt; darf sie doch nach Graudenz nun Bromberg, Schwetz, Kulm, später auch Thorn, das zu einer bedeutenden Stadt und Festung zu entwickeln die Polen eifrig, freilich mit geringem Erfolg, bemüht gewesen waren, unter dem Jubel der deutschen Einwohner in ihren Schutz nehmen und wieder dem Reich zurückbringen. Was dieser Schutz für die gemarterte und gequälte deutsche Bevölkerung bedeutete, davon werden wir uns an einer anderen Stelle noch Rechenschaft geben.

Während so beide Heeresgruppen mit einer Schnelligkeit, die niemand geahnt hatte, sich den Eintritt in die Tiefe des feindlichen Kampfraumes erfochten hatten, während die Luftflotten mit einer Flug- und Kampfüberlegenheit, der die Polen nichts annähernd Ebenbürtiges entgegenzustellen hatten, in derselben Zeit die unbestrittene Luftherrschaft errungen hatten, hatte auch die Marine den Kampf eröffnet.

Zum Danziger Raum gehörte von jeher die „Westerplatte". Bis zum Weltkriege war sie mit ihrem schönen Wald und Strand Danzigs schönstes und dabei so nahegelegenes Seebad. Eine lange Halbinsel streckte sich hier in die See hinein, durch Wellenbrecher geschützt. Der Wald lockte zu Spaziergängen auf den gepflegten Wegen, der lange Sandstrand war die Freude der Badenden. 1924 haben die Polen im Völkerbund durchgesetzt, daß ihnen die Westerplatte „als Munitionslager" zur Verfügung gestellt wurde. Trotz aller Widersprüche der „Freien" Stadt Danzig wurde ihnen 1925 in Genf das weitere Recht zugesprochen, dort ständig eine Besatzung von 88 Mann zu halten; Danzig erhielt den Befehl, für die Anlage eines polnischen Munitionshafens 3 Millionen Gulden zu zahlen und die Westerplatte durch eine Mauer von der Außenwelt abzuschließen, die sie noch-

mals 300000 Gulden kostete! — 1927 kamen in verschiedenen Staaten Munitionsexplosionen vor. Danzigs Vertreter brachte daraufhin in Genf die große Gefahr zur Sprache, die Danzig liefe, wenn eine solche Katastrophe auf der Westerplatte einträte. Er stellte den Antrag, das Munitionsdepot nach Gdingen zu verlegen, wo ja die Polen nun ihren Kriegshafen ausbauten. In brutalster Weise lehnte Genf diesen Antrag ab. Man kann sich gar nicht oft genug wiederholen, daß jeder Versuch, der vom verstümmelten Deutschland oder aus einem der ihm abgehackten Glieder von deutschstämmiger Seite gemacht wurde, irgendeine Besserung unerträglicher Zustände zu erreichen, unter dem Druck Englands und Frankreichs vom Völkerbund mit völliger Nichtachtung abgelehnt worden ist, oft mit Begründungen, die nur als offener Hohn zu werten waren. Man muß das behalten, um Neville Chamberlains Heuchelei zu erfassen, wenn er Deutschland vorwirft, es habe nicht versucht, „auf dem Verhandlungsweg" Abstellung von Mißständen zu erreichen! — Daß bei der Anlage dieses Munitionsdepots nicht nur das schöne Seebad für Danzig verlorenging, sondern daß auch der Waldbestand vernichtet, die baulichen Anlagen beseitigt wurden, mußte alles von Danzig unter der Diktatur von Genf stillschweigend hingenommen werden. Ein blühender Erholungsort fiel der Spitzhacke zum Opfer — Haus auf Haus versanken im Schutt.

Jetzt ist die Zeit gekommen, auch mit diesem Unfug aufzuräumen, ans Licht zu bringen, was dieses „Munitionslager" in Wirklichkeit ist (was freilich die Danziger schon lange wußten): unter der Maske eines Munitionsdepots getarnt ein Sperrfort am Eingang von Danzigs Hafen, das diesen jederzeit verschließen kann. Landwehrleute und SS-Selbstschutz machen sich zuerst auf, hier Ordnung zu schaffen. „Als die deutschen Stoßtrupps sich den Eingang in den Buchenwald der Westerplatte erzwingen wollen, erhalten sie aus Maschinengewehrständen, die im dichten Unterholz verborgen sind, sofort scharfes Feuer. Die Polen haben fast jeden Busch und jede Vertiefung zu einem MG.-Nest ausgebaut. Ahnungslos rennen die Deutschen in Flankierungen hinein" (Kölnische Illustrierte Zeitung — Dr. Hans Steen). So geht es nicht; hier muß schwere Artillerie eingreifen. Seit einiger Zeit liegt im Hafen von Neufahrwasser die „Schleswig-Holstein", einst Mitkämpferin in der Skagerrakschlacht, jetzt von Seekadetten besetztes Schulschiff. Am 2. September um 11 Uhr 50 legen die beiden 20-cm-Kanonen ihres Turmes „Bruno", bald auch die 15-cm-Kanonen der Kasematten ihre wuchtigen Granaten dahin, wo sie der Infanterie helfen zu können glauben. Aber es zeigt sich, daß ohne genauere Erkundung wirksame Sturmvorbereitung nicht möglich ist. Der erste Angriff ist abgeschlagen. Die nächsten Tage dienen der Erkundung, der Erschütterung der Besatzung. Geschosse haben Baummasken zerstört — Flieger können die Bunker festlegen — Stukas können eingreifen. Dann wird der Sturmtag bestimmt — es ist der 7. September. Am Tage vorher schiebt auf den Gleisen der

Deutsche Infanterie überschreitet eine von den Pionieren geschlagene Schnellbrücke

Kurze Rast auf dem Marktplatz von Karthaus

Von einer Fliegerbombe umgeworfener polnischer Panzerzug

Abgeschossenes polnisches Flugzeug

Bahn eine Maschine einige Wagen vor sich her in den Wald; gleich darauf geht der Zug anscheinend wieder zurück. Kaum ist er abgedampft, da gibt es im Walde eine gewaltige Explosion — mächtige Flammen schlagen hoch — er brennt lichterloh. Einen großen Tankwagen, gefüllt mit Benzin, hatte der Zug im Walde abgekoppelt, ein Zeitzünder das Benzin in Flammen gesetzt. Als am 7. der Angriff beginnen soll, liegen immer noch finstere Rauchwolken über den geschwärzten Stämmen und sperren den polnischen MG.-Schützen die Sicht. Die Stunde des „Zwingdanzig" hat geschlagen! Am frühen Morgen des 7. September schiebt sich der graue Turmmast der „Schleswig-Holstein" langsam näher an die Westerplatte. Leuchtspurgeschosse von Schnellfeuergeschützen fahren funkelnd in die polnische Stellung. „Die großen Kaliber greifen ein. Rot blitzt das Mündungsfeuer auf. Die Einschläge hallen dumpf im Wald wider. Eine Mörserbatterie nimmt den Kampf von der Flanke her auf. Große Brocken fliegen im Walde hoch. Feuerschein leuchtet zwischen dem Grün der hohen Buchen auf" (w. o.).

Sturmkompanien der Marine führen den Angriff von der Küste aus. „Jetzt hämmern die polnischen schweren Maschinengewehre los. Hölzern klingt ihr abgerissener Takt. Von dem Donner der Batterien bebt unser Schiffsboden. Einzeln sieht man unsere Männer über den gelben Strand laufen. Nie sieht man zwei oder drei Mann dicht beieinander — es wird ganz gelockert gegen die Widerstandsnester vorgegangen. Die ersten Bäume des Waldes sind erreicht. Aber von dem Laub haben die schweren Granaten der ‚Schleswig-Holstein' nicht viel an den Ästen gelassen; die Stämme starren kahl in die Morgensonne.

Rot blitzt es zwischen den Stämmen auf. Hin und wieder lassen die Landangreifer weiße Leuchtkugeln aus dem Gewirr des Waldes aufsteigen, damit die Artillerie ihr Feuer schnell vorverlegt und nicht den eigenen Angriff hindert.

Ein Stoßtrupp springt gegen den ersten Bunker vor. Die von vorn angreifende Gruppe lenkt das Feuer auf sich. Die zweite Gruppe pirscht sich indessen seitwärts an den Bunker heran, legt ihre Sprengladungen an die Mauern, löst die Sicherung und springt mit ein paar großen Sätzen in sichere Deckung. Kaum ist der letzte in einer Bodenwelle verschwunden, da flammt die rote Lohe blutig am Grau der Bunkerwand auf. Gewaltige schwarze Brocken fliegen durch die Luft. Als sich das Chaos der Sprengung legt, liegt der Bunker schwarz und ausgebrannt tot da. Vorwärts rast der Stoßtrupp" (w. o.).

Ununterbrochen tobt die Artillerie weiter; mit ihren gewaltigen Schlägen unterstützt sie Schuß auf Schuß die Sturmkompanien. Bald hier, bald dort wirbeln die Trümmer eines zerschossenen oder gesprengten Bunkers in die Luft. Schon nähert sich der Angriff dem Mittelpunkt des Widerstandes, dem großen Betonwerk, das als polnische Kaserne dient. „Immer noch sprüht und blitzt von den Türmen der ‚Schleswig-Holstein' die Leuchtmunition in den Wald hinein. Die Geschosse tanzen

einen irren Reigen durch die Äste und springen von Hindernissen wieder hoch in die Luft, fallen erneut auf massive Widerstände und sprühen weiter wie Sternschnuppen ... So geht das nun schon über eine Stunde. Schon haben die tapferen Stoßtrupps die große Schneise erreicht.

In diesem Augenblick sieht der polnische Kommandant der Westerplatte die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes ein. Er zeigt die weiße Fahne" (w. o.). 5 Offiziere, 200 Mann gehen in deutsche Gefangenschaft. —

Neutrale und Feinde

1. Pressespiegel

Wie der Krieg begann, wie die erste Spanne von fünf Kriegstagen verlief, wie sich sein Gesamtverlauf von Warschau aus ansah, haben wir erfahren: sein wahres Gesicht. Wie hat es sich in der Presse feindlicher und solcher neutraler Länder abgespielt, die bestimmt nicht deutschfreundlich berichteten? Das ist wichtig, denn so wurde durch englische und französische Pressebüros die Weltmeinung, durch polnische Agenturen die Auffassung des polnischen Volkes beeinflußt. Aber nicht nur das. Immer wieder gibt es Deutsche, die sich einbilden, aus solchen Quellen besser unterrichtet zu werden als aus den deutschen. Um solchen Wahn zu vertreiben, gilt es, diesen Auslandsspiegel einmal mit dem zu vergleichen, was wir jetzt als wirkliches Geschehen kennen, ob er sich nicht als fleckig, sein Bild sich nicht als Zerrbild erweist.

Allzuviel fremde Zeitungen und Telegraphenagenturen, allzuviel von dem, was sie berichten, dürfen wir freilich nicht heranziehen — dazu fehlt der Raum. Beschränken wir uns auf Blätter und Nachrichtenbüros aus Frankreich, Belgien, Schweiz und Polen und nehmen wir

aus Frankreich die „Agentur Havas" (Hav.) und die Zeitungen „Matin" (Mat.), „Temps" (T.), „Jour" (J.), „Journal" (Journ.), „Progrès" (P.), „Paris Soir" (Soir);

aus Belgien: „Standaard" (St.), „Libre Belgique" (L.B.), „Indépendance Belge" (I.B);

aus der Schweiz: Journal de Genève" (J. Gen.);

aus Polen: „Polnische Telegraphenagentur" (Pat.).

Zuerst aber wollen wir doch einmal nach Paris schauen, wie es dort an dem Tag aussah, da unser Führer noch auf einen polnischen Bevollmächtigten wartete, um eine friedliche Regelung zu finden. Sicherlich wird doch in Frankreich alles von

Friedenshoffnungen zeugen, zumal Deutschland ja von Frankreich nichts, aber auch gar nichts wollte. Was erzählt uns P.?

„Die Entfernung der Kinder der Pariser Schulen ist gestern mittag begonnen und endet heute mittag in vollständiger Ordnung. Die Kinder sind in den Schulen zusammengezogen und mit ihren Paketen ausgerüstet worden, die für jedes eine Decke und Lebensmittel für zwei Tage enthielten. In den Schulen haben sie sich von ihren Eltern getrennt, um die Unordnung und Erregung zu vermeiden, die Verabschiedungen auf den Bahnsteigen verursachen könnten. Sie sind mit Kraftwagen zu ihren Abreisestellen gebracht worden. Die Abfahrten der Kraftwagen und der Züge sind so in Übereinstimmung gebracht worden, daß es keinen Aufenthalt in den Hallen gegeben hat. Sobald die Kinder dort ankamen, sind sie in die Sonderzüge gebracht worden. Die Kleinsten von drei Jahren an sind in erster und zweiter Klasse untergebracht worden, die älteren bis zu fünfzehn Jahren in der dritten. Sie sind in Gruppen geteilt worden unter staatlichen Lehrern und Lehrerinnen und den Lehrern der freien Schulen. Für je zehn Kinder ist ein Lehrer vorhanden. An jedem Bahnhof ist eine Hilfsstelle eingerichtet, eine Ausruhestelle und eine Erfrischungsstelle. Diese werden von den Gehilfen des sozialen Dienstes im Spital, von nicht dienstfähigen Soldaten und den militärischen Jugendorganisationen überwacht. Mit den Transporten fahren Krankenwärterinnen und soziale Gehilfinnen. Während der Nacht wurde das Ablassen der Züge unterbrochen, damit die Kinder nicht durch die Dunkelheit verängstigt würden. Übrigens hat der Abtransport nur eine geminderte Zahl von Kindern erfaßt, weil alle Ferienkolonien in ihren derzeitigen Aufenthaltsorten geblieben sind."

Die französische Regierung wußte eben ganz genau, daß England und Polen den Krieg wollten — und da wollte auch sie ihn. Am 27. August hatte bereits die neutrale Presse den englisch-polnischen Pakt veröffentlicht. Der belgischen Zeitung L.B. von diesem Tag entnehmen wir den Inhalt einiger wichtiger Sätze aus dem Pakt:

> (Aus Artikel 1) „Befindet sich einer von beiden Staaten in Feindseligkeit mit einer europäischen Macht, weil er von dieser angegriffen ist, so wird der andere ihm sofort mit aller Kraft helfen."
>
> (Aus Art. 2) „Tut eine europäische Macht etwas, was die Unabhängigkeit oder Neutralität eines andern europäischen Staates und damit die Sicherheit Englands oder Polens bedroht und kommt dadurch England oder Polen in Feindseligkeiten mit jener Macht, so treten sofort die Abmachungen des Art. 1 in Kraft."
>
> (Aus Art. 3) „Versucht eine europäische Macht, Polens oder Englands Unabhängigkeit wirtschaftlich oder sonst irgendwie zu stören, so werden beide

Staaten sich wechselseitig dagegen helfen. Kommt es dabei für einen zu Feindseligkeiten, so gilt wieder Art. 1.

(Aus Art. 7) „In solchen Fällen werden beide Staaten Waffenstillstand oder Frieden nur in gegenseitigem Einverständnis schließen."

So Polen und England. Am 7. September veröffentlichte das belgische Blatt auch das Abkommen zwischen Frankreich und Polen. Es stimmte wörtlich mit dem englisch-polnischen überein, nur hatte es noch eine Einleitung, und in dieser Einleitung erklärten beide Staaten, daß diese ihre Verpflichtung „auf den bereits bestehenden Allianceverträgen beruhe". Frankreich war also überhaupt nicht mehr Herr seines Entschlusses. Es war schon längst gebunden, sich von Polen in einen Krieg schleppen zu lassen, wenn die Sache von der polnischen Regierung nur einigermaßen geschickt angefaßt wurde, selbst wenn die französische Regierung am liebsten draußen geblieben wäre.

Im Zusammenhang damit können wir auch gleich einen Blick in das Herz dieses sich neutral nennenden belgischen Blattes tun. Daß deutsche Truppen in die (Deutschland verbündete) Slowakei eingerückt seien, bedeutet nach ihm „eine Bedrohung und ein Druckmittel mehr gegen Polen zu den übrigen, die schon von Deutschland gegen Polen gerichtet seien ... Von Hitler hängt es ab, ob Krieg oder Friede sein wird. Ist der Führer bereit, mit Polen unter der Vermittlung Englands zu verhandeln?" England wußte schon seit zwei Tagen, daß der Führer das wollte! Aber L.B. meldet aus London vom 31. August: „Man erwartet die Antwort von Herrn Hitler auf die zweite Botschaft des britischen Kabinetts und ebenso von seiten Polens die Zusage, unter gewissen Umständen von Zeit und Ort einen deutschen Bevollmächtigten zu empfangen", — während der Führer doch einen polnischen Bevollmächtigten in Berlin erwartete: die Sache war auf den Kopf gestellt! — „Immerfort wird von einem Nervenkrieg gesprochen, und man fragt sich, ob Berlin wirklich Ernst machen würde oder ob alles nur Bluff sei. [Das redete England den Polen ein, damit sie ja nicht zur Vernunft kämen.] Die wesentliche Frage ist die, zu wissen, ob Polen es annehmen wird, auf einer Basis zu verhandeln, die von Deutschland vorgeschlagen oder als annehmbar erklärt wird."

Aus all dem sieht man deutlich, daß eigentlich alles auf Polen ankommt und daß die Tatsachen offenbar verfälscht werden, wenn L.B. es so zu drehen sucht, als wenn Deutschland, dessen Volksgenossen inzwischen in Polen mißhandelt und hingemordet werden, der provozierende und nicht der provozierte Teil wäre! So spricht das Blatt denn auch von „militärischen Maßnahmen, die in Polen angeordnet sind", nicht aber von einer Mobilisation, während es an anderer Stelle sagt: „Die Mobilisation in Polen wird in Berlin als Provokation

aufgefaßt." Schließlich wird dann noch zur Verschiebung der Verantwortung mitgeteilt, die polnischen Zeitungen erklärten immer wieder, Polen stelle ja gar keine territorialen oder anderen Forderungen. Seinen Lesern traut L.B. offenbar die Naivität zu, daraus zu schließen, daß Polen völlig friedlich gesinnt sei. Was sollte denn eigentlich Polen nach dem Raubzug von Versailles noch von Deutschland fordern? Ostpreußen? Pommern? Welches Recht hatte es, überhaupt etwas zu fordern?

Lehrreich sind auch die Nachrichten des Blattes vom 2. September. Aus ihnen geht deutlich hervor, daß England nicht, wie es in Berlin vorspiegelte, Polen aufgefordert hatte, einen Bevollmächtigten mit Verhandlungsberechtigung nach Berlin zu schicken, sondern nur Warschau anheimgestellt hatte, die Frage zu prüfen, ob es bereit sei, mit Berlin zu verhandeln auf Grund von Vorschlägen, die Berlin anzunehmen bereit sei. Es führt nämlich eine Reuter-Depesche aus London vom 1. September 2 Uhr morgens an: „Die Anstrengungen der britischen Regierung hatten zum Ziel, festzustellen, ob es möglich wäre, eine Verhandlung zwischen deutscher und polnischer Regierung zu eröffnen unter der Voraussetzung, daß die daraus folgenden Erörterungen auf dem Fuß der Gleichheit geführt werden würden, — daß die Neuordnung von einer Natur sein müßte, die die Gesamtinteressen Polens schützte, — und daß die Achtung der eingegangenen Verpflichtungen garantiert werde müßte." Kein Wort davon, daß die „Vermittlung" der englischen Regierung mit der Mitteilung nach Berlin begonnen hatte, sie habe eine Erklärung der polnischen, daß diese bereit sei, zu verhandeln. So ist alles ins Gegenteil verkehrt! Wie aber gleichzeitig das amtliche Polen dachte und die Bevölkerung beeinflußte, zeigt eine Äußerung des polnischen Regierungsblattes „Kurjer Poranny" vom 31. August, die das flämisch-belgische Blatt St. am 1. September ohne Stellungnahme veröffentlichte:

„In diesem Augenblick, wo über Friede oder Krieg beschlossen wird, ist die Verantwortlichkeit für einen möglichen Konflikt schon festgestellt. Jeder weiß, wer Krieg will und wer für den Frieden arbeitet, wer seine Politik auf Gewalt und Raub baut und wer als Grundlage für sein Handeln Recht, Gerechtigkeit, Ehre und Gleichheit unter den Völkern erwählt hat." St. bringt dann noch eine Erklärung im polnischen Rundfunk auf den deutschen Vorschlag vom 30. August:

„Die deutsche Erklärung beweist wieder einmal, daß Deutschland Polen anfallen will. Die polnische Antwort ist die Vorbereitung seines Heeres." Was der Führer als Verhandlungsgrundlage bekanntgegeben hat, wird umfrisiert in die Absicht eines „Anfalls". — „Gerechtigkeit" — „Ehre" — „Gleichheit" — „Friede": herrliche Worte für einen Staat, der ganz auf Raub — Gewalt — Unterdrückung aufgebaut war und der glaubte, nicht nur hundertjährige, sondern fast tausendjährige geschichtliche Entwicklung mit Gewalt rückgängig machen zu

können. Indem so die „neutrale" Presse in diesen Tagen sich zum Sprachrohr lediglich der englischen und polnischen Darstellungen machte und die deutschen totschwieg, indem sie kein Wort fand, Polen zur Vernunft zu rufen, hat sie sich mitschuldig gemacht an dem Zusammenbruch des künstlich zusammengebauten polnischen Staats.

Wie mag nun die „neutrale" Presse weiterhin den Krieg betrachtet haben? Wir werfen einen Blick in das gleiche, in Brüssel erscheinende flämische Blatt „De Standaard", und zwar in die Nummern 269—272 (26.—29. September). Da zieht sein militärischer Mitarbeiter (Oslower nennt er sich) aus dem Verlauf des Feldzuges Schlüsse. Wir wissen, daß am 27. September Warschau, am 28. Modlin kapitulierte, daß das polnische Heer vernichtet war. „Von dem Augenblick an", schreibt jener Belgier (?), „wo feststand, daß Polen keine Hilfe zu erwarten hatte, sondern allein den Schock des Gros des deutschen Heeres durchstehen müsse, wußten alle Eingeweihten, daß der Widerstand nur eine Zeitfrage sein könne. Man schätzte die Zeit auf sechs Wochen bis drei Monate. Daß der Widerstand so viel früher endete, war die Folge des russischen Dolchstiches. Wäre Polen nicht im Rücken angefallen worden, so würde es erheblich länger haben Widerstand leisten können, denn in dem Augenblick hatte es den feindlichen Einfall zum Stehen gebracht. Nach der ansehnlichen Verkürzung seiner Front konnte vielleicht das polnische Heer die deutsche Leitung zwingen, ihre Streitmacht vor einer entscheidenden Feldschlacht umzugruppieren, oder es konnten auch die polnischen Heere geteilt auf einem viel größeren Raum weiterstreiten. Darüber zu diskutieren, hat keinen Zweck, denn der polnischen Verteidigung wurde letztlich durch den russischen Einfall das Rückgrat gebrochen." — Nur ja nicht zugeben, daß der blitzschnelle Zusammenbruch der polnischen Wehrmacht ganz einfach die Folge der Tüchtigkeit der deutschen Wehrmacht in allen Graden gewesen ist! „Letztlich" ist „der russische Einfall" die Ursache gewesen! Erst mußten die überwältigenden Vernichtungssiege des Mai und Juni 1940 der verblendeten Welt die Augen öffnen, ehe diese Schreibtischstrategen begriffen, was die deutsche Wehrmacht im Ernstfall bedeute!

Deutschland mußte natürlich schon am 3. September in Lebensmittelnot sein. „Berlin leidet unter allen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage. Im Restaurant kann man sehr schnell etwas Kaltes genießen, aber man muß eine halbe Stunde warten, bevor man bedient wird, oder wenn man lange gewartet hat, bekommt man ein bißchen Schinken, den man nicht bestellt hat. Wenn man das dann sagt, erhält man die Antwort: ‚Das weiß ich, aber wir haben nur dies [was man gerade am seltensten bekam!] zu verkaufen'. Seit vorgestern abend sind die telephonischen Verbindungen mit London, seit gestern 14 Uhr mit Paris gesperrt, und zwar seitens der Franzosen und Engländer.

Das deutsche Volk hat keine Ahnung, was im Auslande vorgeht" (L.B. vom 3. September). [Und die andern? Was wissen sie von Deutschland?]

Auch das J.Gen. macht kein Hehl daraus, daß es ganz und gar auf Polens Seite steht. Übrigens eine wunderliche Sache bei einem Kanton, der sich so streng zur reformierten Kirche hält, gegenüber einem Staat, der seit Jahren die evangelische Konfession in seinem Gebiet mit allen Mitteln auszurotten strebte — zuletzt noch durch die Ermordung der deutschen evangelischen Pfarrer! — Am 15. September schreibt es: „Bis heute hat Polen durch seine standhafte Verteidigung sein Recht, unabhängig zu leben, bestätigt. Wie auch das unmittelbare Ergebnis der Schlachten, die sich in seinem Raum abspielen, sein mag: am Tage des künftigen Friedens wird es seinen Boden, seine Freiheiten, seine schönen nationalen Überlieferungen wiederfinden ... Der Mittelpunkt des polnischen Widerstandes ist immer noch Warschau, dessen Bewohner ihre Haut teuer verkaufen. Nach dem polnischen Heeresbericht vom 14. sind Kämpfe nordöstlich und südöstlich der Hauptstadt im Gange. Das beweist leider (!), daß die Einschließung der Stadt beginnt." Aber das Blatt bringt wenigstens daneben den Bericht „eines Schweizer Soldaten" über Beobachtungen in Deutschland, der beweist, daß „der Schweizer Soldat" klarer sah als jener Korrespondent der L.B.

„Aller öffentliche Dienst ist in Deutschland ausgezeichnet sichergestellt. Keine Schwierigkeit während der Reise auf den Eisenbahnen, beim Zoll und bei der Verwaltung. Wären nicht die verlassenen Felder, wo nur einige Frauen und Kinder arbeiten, das Fehlen aller Gesichter an den Fenstern und [mit Sonnenuntergang] die vollständige Dunkelheit des ganzen Landes, so würde man nicht vermuten können, daß das Reich im Krieg ist. Keine Truppenbewegung ist sichtbar außer in der Nacht, wo solche so heimlich wie möglich stattfinden. In der Hauptstadt wie anderswo scheint alles absolut normal. Die Transporte funktionieren wie gewöhnlich, selbst mitten in der Nacht. Man bemerkt kaum das Verschwinden der Privatautomobile vor dem intensiven Verkehr der Trams, Autobusse, Taxen und Gebrauchsfahrzeuge. In den Straßen sieht man nicht mehr uniformierte Männer als sonst. In den Hotels und Wirtschaften ist das Personal vollzählig. Kurz, wenn man nur die Außenseite des Lebens und der organisierten Betriebe ansieht, zeigt nichts den Krieg an. Die Lebensmitteleinschränkungen und die anderen Beschränkungen würde man bis zu einem definitiven Erfolg, auf den alle Welt hofft, ertragen können. Viele erwarten ihn vom Einverständnis mit den Sowjets. — Verantwortlich für das Blut ist (nach deutscher Auffassung) England. Es hat die dänische Neutralität in Esbjerg, die norwegische in Bergen, die holländische bei der Rückkehr von Cuxhaven und Wilhelmshaven verletzt; es allein will Deutschland vernichten, entgegen dem Wunsch des französischen Volkes. Es drängt das französische Volk zum Konflikt und dirigiert wie eine

kleine Macht diese Nation, gegen die das Reich keinen bösen Willen hat und von dem seine Presse sehr gemäßigt spricht."

Ergänzend berichtet J. Gen. über Berlin am 19. September: „Seit etwa vierzehn Tagen lebt Berlin vom Abend bis zum Morgen in einer mit größter Sorgfalt organisierten Dunkelheit. Alle Welt kennt diese Umformung des Lebens. Sie ist um so merkbarer, je größer die Stadt ist — und Berlin, dessen Bevölkerung fast so groß ist wie die Gesamtbevölkerung der Schweiz, ist eine Riesenstadt. Autos, Trams, Omnibusse sind seltener geworden und fahren langsam, indem sie mit schwachem Licht die finsteren Straßen abtasten. Der Verkehr der Menschen konzentriert sich in der Untergrundbahn, deren Dienst unverändert bleibt. Die Fußgänger sind selten, denn es ist unbequem, fast tastend vorwärts zu gehen auf der Suche nach den weißgemalten Grenzen der Bürgersteige. Indes ist dieses ‚Bei-Nacht-geschlossen' nicht vollständig. Am Kurfürstendamm und in einigen eleganten Straßen belebt das Publikum die Terrassen der Cafés. Man beeilt sich, die letzten warmen Abende des sterbenden Sommers zu genießen. Das eigenartige Licht der blauen, bläulichen, rötlichen oder grünen Lampions macht die Genußräume eigenartig nachtfestlich. Einige Damen tragen am Gurt ihre Gasmasken in Zylinderbüchsen; aber im Gegensatz zu dem, was im Auslande geschehen ist, hält Deutschland darauf, daß das Leben möglichst seinen gewöhnlichen Rhythmus beibehält. Kinos, Theater, Konzerthäuser und Kabaretts bleiben wie immer offen, nur die öffentlichen Bälle sind verboten.

Man sieht nicht viele Soldaten in Berlin. Ende August konnte man häufig Autos voll Truppen sehen, selbst Flaks, die quer durch die Straßen der Hauptstadt fuhren. Seit dem Kriege hat das aufgehört. Einzelnen Soldaten begegnet man, ohne Gewehr, die eben erst ihre Uniform angelegt haben und im Begriff sind, ihre Familie zu verlassen. Es sieht so aus. als wenn niemand sich um sie kümmere. Für den, der sich an andere Abfahrten zu einem Kriege erinnert, hat dieses Fehlen von Bewegung, von irgendeinem Zeichen von Sympathie (ich habe niemand eine Blume, ein Lächeln, einen guten Wunsch oder ein Wort der Ermutigung einem Soldaten widmen sehen), hat diese Zurückhaltung, die der Gleichgültigkeit ähnelt, etwas Erstaunliches. Selbst bei den Neuigkeiten der großen Erfolge, die in den ersten Tagen durch die deutschen Armeen gewonnen wurden, als die Telegramme hintereinander die Namen Danzig, Krakau, Warschau herausbrachten, kein Überschäumen von Enthusiasmus, keine patriotischen Lieder, keine Vivats- oder Beifallsbezeugungen, keine Fahnen! War man des militärischen Sieges so sicher, daß er nichts ist als eine gewöhnliche Tatsache, über die man sich nicht besonders aufzuregen braucht? Ist das vollkommene Selbstbeherrschung? Man ist sprachlos vor dieser Unbeweglichkeit. Man sucht eine Erklärung. Vielleicht hat das deutsche Volk bis zu einem solchen Grad die

Gewohnheit stummen Gehorsams sich angeeignet, daß äußerliche Reaktionen aus seinem Gesicht, seiner ganzen sichtbaren Haltung geschwunden sind. Eine rätselhafte Unbeteiligtheit — das ist der negative und erstaunliche Anblick von Berlin. *Aber man soll sich hüten, daraus auf innere Gleichgültigkeit zu schließen.* Deutschland ist zurückhaltend!

Die Mobilisierung der Frauen hat begonnen. Sie teilen die Fahrkarten in den Trams aus, bringen die Zeitung an Stelle der unter die Fahne gerufenen Briefträger. [Die Zeitungsfrau als Kriegserscheinung ist gut!] Die alten Erfahrungen von vor 25 Jahren erneuern sich, ohne Erregung in das soziale Leben zu tragen, um so mehr als die neuen Einrichtungen, wie die des Arbeitsdienstes und all die gewaltige Einordnung der Männer und Frauen im Nazistaat, die seit Jahren das Land dauernd in einem Zustand halber Mobilmachung erhalten, das Volk gewöhnt haben zu dienen und zu gehorchen, indem es wie ein normales und ursprüngliches Element seiner Existenz die militärische Disziplin angenommen hat."
Da ist neben manchen Übertreibungen manches vernünftige Wort geredet. Das wahre Verständnis aber für das Fühlen des deutschen Volkes fehlt. Der Schreiber vermag nicht den tiefen Ernst, die eiserne Entschlossenheit, das Wissen um die harten Notwendigkeiten zu erfassen, die seine Haltung regeln. Der deutsche Wehrmann würde mit sonderbaren Augen den Fremden ansehen, der glaubt, ihm „ein Wort der Ermutigung" auf den Weg ins Feld mitgeben zu müssen. Auch wenn er nie etwas von Sparta gehört hat, lebt in seinem Herzen der Geist jener 300 Spartaner, die bei den Termopylen im Kampfe gegen eine ungeheure Überlegenheit fielen, um die Heimat zu schützen. Leben die Worte, die das dankbare Vaterland ihnen dort in den Fels meißeln ließ:

> „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
> Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Wie sang der deutsche Arbeiterdichter Lersch?

> „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen." — —

Wie die Welt belogen wurde, dafür zeugt der T. Der läßt sich [von wem?] am 13. September aus Zürich melden: „Man versichert, daß die Eroberung Polens den Deutschen schwere Verluste kostet. Ihre Zahlen werden geheimgehalten, aber die Schulen und Lazarette in Berlin und Wien sind überfüllt."

Dazu nun eine Sammlung erlogener Meldungen aus den polnischen Heeresberichten und auswärtigen Blättern.

Polnische Heeresberichte:

Vom 3. September, 22 Uhr 20: „Die deutschen Flieger bombardieren zahlreiche Dörfer, Zivilbevölkerung und Vieh auf den Feldern. In der Gegend von

Tschenstochau hat unsere Luftwaffe einen Gegenangriff gegen starke Gruppen von Panzerkräften ausgeführt. 2 Kolonnen feindlicher Panzer sind an einem Widerstandsnest zerstört worden. Unsere Jagdflieger haben über Thorn 9 feindliche Flugzeuge abgeschossen und über Bromberg 6. Gestern haben wir 27 feindliche Flieger abgeschossen, also (?) im ganzen 61. Wir haben gestern 11 Flugzeuge verloren."

Vom 4. September: „Am 1. und 2 September verlor der Feind 37 Flugzeuge, wir 12. Wir haben 100 feindliche Kampfwagen zerstört."

Vom 12. September: „Heiße Kämpfe fanden nordöstlich von Warschau statt in der Gegend von Marki und längs der Eisenbahn Warschau—Wilna. Hier hat die polnische Kavallerie in der Verfolgung des Feindes 10 deutsche Kampfwagen genommen."

Vom 13. September: „In der Gegend von Kutno—Lowitsch setzen wir den Angriff fort und bringen dem Gegner starke Verluste bei. 30 feindliche Flugzeuge sind zerstört."

Polnischer Generalstab durch Rundfunk vom 5. September: „Eine Brigade unserer Kavallerie hat die Grenze von Ostpreußen in der Umgegend von Roxalewen überschritten. Die Deutschen weichen in Unordnung zurück. Diese Brigade rückt in das Innere des Landes weiter vor."

Polnische Botschaft in Paris (L.B. vom 4. September): „Tschenstochau, das polnische Lourdes, steht in Flammen. Das berühmte Kloster aus dem 15. Jahrhundert mit dem Bilde der wundertätigen schwarzen Jungfrau, Ziel der Pilger von ganz Polen und von allen Katholiken in Mitteleuropa, ist am 1. und 2. September mehrfach durch deutsche Flieger bombardiert worden."

Agenturen und Presse:

Pat. vom 5. September: „Im Lauf der Nacht haben drei bis vier polnische Kavalleriebrigaden beherzt motorisierte Panzereinheiten des Feindes angegriffen, die am Tage vorher Tschenstochau in Brand gesteckt hatten. Der Angriff der polnischen Kavallerie hat geendet mit der Zerstreuung der Panzerkampfwagen des Feindes, von denen ein großer Teil zerstört worden ist. — 30 polnische Flugzeuge haben einen Langstreckenflug auf Berlin ausgeführt. Alle sind unversehrt wieder zurückgekommen."

L.B. vom 7. September: „Die Warschauer Blätter geben bekannt, daß Berlin von 30 polnischen Flugzeugen bombardiert worden ist." [Aus dem Flug nach Berlin (Pat. vom 5.) ist hier schon ein Bombardement von Berlin geworden! Gelogen war beides.]

Pat. vom 14. September: „Die polnischen Truppen haben nach einem schwungvollen Angriff heute Lodsch zurückgenommen, von wo die Deutschen sich eiligst

zurückgezogen haben, indem sie dabei viel Waffen, Munition und Kriegsmaterial zurückließen."

T. vom 16. September: Pat. gibt bekannt: „Bis zum 12. September beträgt die Zahl der unverwundeten deutschen Kriegsgefangenen 13 000, davon 350 Offiziere, in der Mehrheit Flieger und Panzertrupps; erbeutet 48 Kanonen, 215 Maschinengewehre, 170 Tanks, mehr als 1000 Automobile; abgeschossen 280 deutsche Flugzeuge."

Hav. aus Warschau, 3. September: „Man gibt offiziell bekannt, daß die Deutschen in die Gegend von Skarkyskow Ballons mit Hyperit (Gelbkreuz) geworfen haben, die zahlreiche Opfer unter den Kindern gefordert haben, die sie aus Dummheit gesammelt haben."

Hav. vom 10. September: „In Melno bei Graudenz hatte sich die Bevölkerung in die Kirche geflüchtet, wo durch Abbé Nowakowski eine Messe gelesen wurde. Die deutschen Soldaten drangen in die Kirche ein, töteten alle anwesenden Personen, fast ausschließlich Frauen und Kinder (!!), und schnitten dem Abbé Nase und Ohren ab. Die polnischen Truppen haben durch einen Gegenangriff die Stadt wiedergewonnen und zählten 53 Frauen und 46 Kinder getötet."

Hav. am 13. September (aus einem Aufsatz des militärischen Korrespondenten der Londoner „Daily Mail"): „Bis jetzt haben die Polen viel weniger Menschen verloren als die Deutschen. Die Luftangriffe der Deutschen, die die Nervenzentren der polnischen Armee zerbrechen sollten, sind gleichfalls gescheitert. Die polnische Luftwaffe besteht immer noch, trotzdem sie gegen überlegene Kräfte kämpft. Durch den Angriff von Westen hilft zweifellos an der Saar General Gamelin den Polen mehr als jeder andere Faktor, ausgenommen etwa das schlechte Wetter." [Gamelins Angriffe — auch so ein Presseschwindel!]

L.B. vom 5. September: „Daladier hat in einer Radioansprache behauptet, England und Frankreich hätten alles getan, was möglich gewesen wäre, um den Frieden zu retten, aber Deutschland habe absolut nicht gewollt. Polen ist begeistert über die Treue, die Frankreich und England ihren Verpflichtungen bewahren."

Mat. vom 12. September: „Die Ankündigung von Operationen an der französischen Front und die Nachrichten der lokalen Presse von der Räumung von Mainz, Stuttgart und Frankfurt haben in Polen den Enthusiasmus entfesselt und überall den Willen verzehnfacht, zu halten und den Alliierten zu gestatten, die in Aussicht genommenen Ziele zu erreichen."

J. vom 15. September: „In Polen ist der ‚Rückzug von Charleroi' beendet, und man strengt sich augenblicklich an, eine ‚Offensive von der Marne' auszuführen. Dank ihrer brillanten Strategie (!!) bleibt die polnische Armee unberührt. Gleichfalls kann man sich daran erfreuen, daß die anhaltenden Herbstregen das Ge-

lände aufweichen und so ein schweres Hindernis für die motorisierten Kräfte des Angreifers herstellen."

Journ. vom 15. September: „In Galizien und Polen gab es einen wahren Massenmord an Greisen und Frauen (!!) eines gewissen Alters. Die Jahrgänge vor dem Krieg von 1914 verstehen, wie man annimmt, deutsch, da diese Provinzen einst zu Österreich und Deutschland gehörten. Aufgefordert, als Dolmetscher zu dienen, sogar als Verbindungsagenten, weigerten sich Polen und Polinnen, so die Interessen ihres Landes zu verraten. Um ihren Widerstand zu brechen, errichteten die Deutschen ein Inquisitionstribunal und marterten die Widerspenstigen. Trotz der schlimmsten Leiden ließen die Märtyrer der polnischen Sache sich kein einziges deutsches Wort entreißen und wurden auf wüste Weise umgebracht."

Im Anschluß an diesen kleinen Einblick in das Pressegetriebe unter englisch-französisch-polnischem Einfluß noch einen Einblick in die Art, wie politische Meinung „gemacht" wird. Präsident Roosevelt hat am 19. September an den Botschafter der USA. in Polen gekabelt: „Ich habe Ihr Telegramm erhalten mit der Mitteilung, daß Tausende von polnischen Zivilisten getötet oder verwundet worden sind durch die deutschen Bombardements auf mehrere Städte und Dörfer, die keine militärischen Ziele hatten. Ich hatte gehofft, daß man während dieses Krieges der Welt den Schrecken des Bombardements von offenen Städten und Dörfern und den Mord von Tausenden von unschuldigen und verteidigungslosen Männern, Frauen und Kindern ersparen würde. Ich bin daher tief entrüstet über die Erklärungen, die Ihr Telegramm enthält, und die ich auch in Berichten aus anderen Quellen erhalten habe, einschließlich der amtlichen Vertreter unserer Regierung in Polen auf dem Kriegsschauplatz. Ich hoffe aufrichtig, daß die kriegführenden Regierungen ihre Befehle erneuern werden, welche Luftbombardements von Zivilisten in den nicht befestigten Zentren der Bevölkerung untersagen, und daß sie die notwendigen Maßnahmen ergreifen werden, um sich dessen zu versichern, daß ihre Flieger das Leben der Nichtkämpfer achten werden, was zu hoffen ihre Antwort auf meinen Appell vom 1. September 1939 die Welt veranlaßt hatte."

Roosevelt gründet sein Kabel auf ein Telegramm des Botschafters der USA. in Polen, eines Mr. Drexel-Biddle. Da hat nun jemand ein Telefongespräch mitgeschrieben, das zwischen dem Botschafter der USA. in Paris, Mr. Bullit, und dem im Hotel „Schwarzer Adler" im rumänischen Orte Tschernowitz weilenden Mr. Biddle geführt worden ist. Diese Mitschrift hat der Tschernowitzer Mithörer dem „Neuen Wiener Tageblatt" zugeleitet, nachdem die rumänische Regierung die Veröffentlichung in der Tschernowitzer Zeitung „Glasul Bucovinni" aus „Gründen der Neutralität" verboten hatte. Herr Bullit ist uns inzwischen durch

die in Warschau von uns gefundenen Akten des polnischen Außenministeriums als Hetzer zum Kriege genügend bekannt geworden. In diesem Telefongespräch forderte er zunächst, angeblich für den Präsidenten Roosevelt, „den vollständigen Text des Protestes des Diplomatischen Korps in Polen gegen die Bombardierung". Herr Biddle antwortet, es sei kein Protestschritt unternommen. Nun fordert Bullit als Ergänzung eines früheren Berichtes Biddles „einen neuen ausführlichen Bericht mit eidesstattlicher Erklärung". Er solle alles zusammentragen, was sich nur irgendwie zusammenbringen lasse! Eine Zusammenfassung seines früheren Berichtes habe keinen Wert: „Von den Leuten Ihrer Botschaft soll jeder noch Erklärungen abgeben ... Was Sie geschickt haben, genügt nicht." („Ach so", sagt darauf Herr Biddle.) „Der Präsident und der Außenminister sind beide äußerst interessiert daran. *Sie haben nicht genug Material* und erwarten, daß Sie *viel mehr* schicken. Sie *sollten Ihre Phantasie gebrauchen und etwas in der Art von Charlie Roß herausbringen!*" Nun hat Herr Biddle begriffen, was von ihm verlangt wird: „Ach so, ja, ja, ich verstehe." — So kam das Material zustande, das dann dem Präsidenten der USA. vorgelegt wurde!

Ganz besonders zeichnen sich durch grobe Lügen die Nachrichten aus, die J.B. mit der Unterschrift „Hajot" als „Telegramme ihres Sonderberichterstatters aus Warschau" veröffentlicht. Der Deckname tarnt einen in Brüssel sitzenden englischen Erfinder von Schwindeldepeschen. Einige davon sollen den Schluß unserer Sammlung machen; besonders kräftiger Unsinn ist durch Ausrufungszeichen hervorgehoben.

2. September: „Die Hauptoffensive der deutschen Armee geht von Ostpreußen auf Bialystok und Grodno (!) und die deutsche Armee wendet sich auf die Grenze von Sowjetrußland (!). Dieser Plan ist seit lange vorausgesehen, und der Widerstand der Polen in diesem Abschnitt ist sehr hartnäckig. Aus anderer Quelle haben wir erfahren, daß heute morgen Wilna bombardiert worden ist. Ein Blick auf die Karte genügt, um einzusehen, daß die deutschen Flugzeuge Litauen überflogen haben (!) und von dort überraschend Wilna angreifen wollten. Mehrere Bomben sind in die Stadt gefallen, aber die polnischen Geschwader haben sich auf die Jagd gemacht (!), und die deutschen Flugzeuge haben sich schleunigst auf die litauische Grenze zu entfernt. — Heftige Schlacht in Pommerellen, von den Deutschen Korridor genannt. Die Polen leisten nicht nur Widerstand, sondern gehen zur Offensive (!) über."

5. September: „Man erfährt, daß die deutschen Angriffe aus der Slowakei in Richtung auf Krakau zurückgeworfen (!) sind. Die deutschen Kräfte in dieser Gegend sind auseinandergejagt (!!)."

7. September: „Das rasche Vordringen der Deutschen auf Warschau erklärt

sich aus der Besetzung der Slowakei. Nach dem Bündnisvertrag mit England und Frankreich hätte diese Besetzung, weil sie Lebensinteressen der Polen bedroht, England und Frankreich zur Kriegserklärung veranlassen müssen."

8. September: „Seit 48 Stunden hat der Ostkrieg sein Gesicht geändert. Die aus Ostpreußen kommenden Truppen machen trotz andauernder Angriffe keine Fortschritte. Im Süden ist gleichfalls die Front zum Stehen gekommen. Die deutschen Truppen in Pommerellen haben bedeutende Verluste mit mehr als 10 000 Toten (!) erlitten ... Die Deutschen können keine Anklagen gegen die Polen vorbringen; diese kämpfen mit beispielhafter Ritterlichkeit (!!)."

14. September: „In den letzten fünf Tagen haben die Polen keinen Zoll Boden verloren und schließlich die Angriffe des Feindes gebrochen. Gleichzeitig führte die Armee aus Pommerellen ihren Rückzug aus, näherte sich der Weichsel und griff die deutschen Truppen vor Warschau an. Diese, von zwei Seiten angegriffen, haben sich schleunigst zurückgezogen (!) unter großen Verlusten an Gefangenen und unter Zurücklassung von mehreren tausend Toten auf dem Schlachtfelde (!). Der Kernpunkt des Tages ist die Wiedernahme von Lodsch (!) durch die Polen. Unnötig zu betonen, daß dieser Erfolg in ganz Polen grenzenlose Begeisterung hervorgerufen hat."

16. September (aus Kschemjenjetz, den 15. September): „Seit drei Tagen befindet sich, wie wir hören, ein Geschwader von französischen Bombern in Polen (!!) und nimmt schon an den Luftkämpfen teil. Die französischen Flugzeuge haben Deutschland ungestört überflogen. Sie haben Frankreich bei der Abenddämmerung verlassen und sind bei Sonnenaufgang in Polen gelandet (!!), ohne am deutschen Himmel bemerkt zu sein."

Mit diesem letzten groben Schwindel können wir uns von den Berichten dieser Gattung Presse trennen. Die an den Luftkämpfen in Polen teilnehmenden französischen Bomber sind auch am polnischen Himmel nie bemerkt worden; bei den polnischen Truppen und im polnischen Volke haben natürlich solche Lügennachrichten eitle Hoffnungen erweckt.

2. Polnische Greuel

Jubel der Volksdeutschen begrüßte — wir sahen es — in den befreiten Städten und Dörfern die einrückenden deutschen Truppen in Ostoberschlesien, Pommerellen, bald auch Posen. Blumen, von dankbaren, unter Tränen lachenden Menschen gebracht, schmückten sie. Aber es ließ sich nicht verbergen — von Anfang an lag über all der Freude eine lastende Bangigkeit, ein heimlicher Druck. Frauen und Kinder hatten rotgeweinte Augen — und diese Spuren konnten nicht von Freudentränen gezeichnet sein.

Es dauerte nicht lange, da ging ein Raunen durch die eingerückten Truppen und pflanzte sich von einem zum andern fort, erst ungläubig aufgenommen, dann mit Entsetzen als Wahrheit erkannt. Die im Menschen verborgene Bestie war in Polen in scheußlichster Gestalt hervorgebrochen. Die Hetzreden von polnischen Politikern und Offizieren, die Verleumdungen der polnischen Presse, die Lehren der „Liga für Großmacht", die Einflüsterungen von Agenten des englischen Geheimdienstes hatten sich fürchterlich ausgewirkt bei einem Volk, von dem bis auf den heutigen Tag mehr als die Hälfte nicht lesen und schreiben kann. Bei den von ihrer Regierung geförderten, von den westlichen Demokratien wenn nicht mit Wohlgefallen, so mindestens mit völliger Gleichgültigkeit geduldeten wüsten Ausschreitungen gegen Deutsche, Weißrussen, Ukrainer in den vergangenen zwanzig Jahren hatten viele Polen die wenigen Spuren moralischer Hemmungen verloren, die ihren Haßinstinkten noch einen Zügel hätten anlegen können. Alles, was uns aus vergangenen Zeiten vom Wüten der Tataren und Mongolen, eines Iwan des Schrecklichen, des Dreißigjährigen Krieges, des Bauernaufstandes in Galizien im Jahre 1847, des Sepoyaufstandes in Ostindien 1857, der englischen Vergeltung für diesen usw., von Lust an Morden und Martern überliefert ist, das hat im Mordwahnsinn polnischer Horden, in der Lust polnischer Beamter am Martern seine Auferstehung gefunden. Horden? Auch polnische Soldaten haben sich unter Anleitung polnischer Offiziere, ja sogar unter den Augen höchster polnischer Geistlichkeit daran beteiligt.

Wohl war den polnischen Staatsangehörigen deutscher Abstammung, wie schon früher, so jetzt wieder im August unverhüllt die Drohung zugeschrien worden: „Wenn die Deutschen bei uns einrücken, so sollt ihr es nicht erleben!" Manch einer hatte die Drohung ernst genommen und war rechtzeitig über die Grenze geflüchtet. Namentlich in den 1919 geraubten Teilen des ehemaligen Ost- und Westpreußens und Posens aber vertrauten die meisten Volksdeutschen darauf, daß sie ja seit 150 Jahren mit ihren Mitbürgern polnischen Volkstums friedlich zusammengelebt und seit 1919 ihre Pflichten als Angehörige des polnischen Staates voll und ganz erfüllt hätten. Wenn sie auch viel Willkür, viel als Gesetzesmaßnahme verbrämten Raub hatten über sich ergehen lassen müssen — blutige Gewaltakte, wie sie durch Woiczech Korfanty und Strazynski gegen die Ostoberschlesier losgelassen waren, hatten sie doch nicht kennengelernt. Ihr gutes Gewissen hieß sie bleiben.

Und dann war das Unheil losgebrochen. Nicht nur in den 1919 Polen überantworteten Teilen Preußens, sondern auch da, wo die Deutschen schon unter dem Zepter der russischen Zaren, ja selbst noch der alten polnischen Könige angesiedelt worden waren, wütete der Schrecken dieser von der Lust an blutigster Grausamkeit beseelten polnischen Bestien in Uniform und Zivil. Einhämmern muß

sich jeder Deutsche, was seine Blutsgenossen in der letzten August- und den ersten Septemberwochen in Polen erduldet haben. Einhämmern wollen wir es der ganzen Welt! Vor allem dem „christlichen" England und dem so „hochgebildeten" Frankreich —, jenen beiden Ländern, deren Staatsmänner unsere Volksgenossen den Polen ausgeliefert und gleichgültig oder mit geheimer Freude zugesehen haben, wie Polen die Bedingungen nicht einhielt, die sie selbst ihm bei dieser Auslieferung auferlegt hatten, jenen Ländern, deren Staatsmänner jetzt den neuen Krieg heraufzubeschwören wußten. Dann aber auch all jenen „Neutralen", die sich immer wieder von den „edlen Polen" mit verlogenen Phrasen berauschen lassen und dabei über wenigen hochgebildeten, vornehm denkenden Polinnen und Polen (die hat es gegeben und wird es wohl auch heute noch hier und da geben) den wahren Charakter dieses ihnen unbekannten Volkes der Unkultur völlig verkennen.

Und nun hinein in die Greuel, in diese Schande für das Europa des 20. Jahrhunderts: Angeführt ist hier alles nach den Blättern, in denen die Mitteilungen zunächst erschienen sind. Alles aber wird belegt und noch mit viel grausigeren Tatsachen ergänzt durch die eidlichen Aussagen, die 1940 vom deutschen Auswärtigen Amt veröffentlicht sind in dem Weißbuch „Die polnischen Greueltaten an den Volksdeutschen in Polen". Beginnen möge der Bericht eines deutschen Offiziers, der „als Augenzeuge mit den ersten einmarschierenden Truppen die Folgen des Bromberger Blutsonntags sah" und wenige Tage später der Presse geschildert hat:

„Was ich Ihnen zu sagen habe, ist das Ungeheuerlichste und Grausigste, was ich je bisher in meinem Leben gesehen und gehört habe. In Bromberg und um Bromberg ist eine systematische Menschenschlächterei betrieben worden, für die mir jede Vergleichsmöglichkeit fehlt und bei der in der viehischsten und unvorstellbarsten Weise die Mehrzahl der Deutschen, deren man am letzten Blutsonntag hat habhaft werden können, ermordet worden ist.

Es war beim Betreten der Stadt Bromberg, beim Einzug der ersten Infanteristen, aber auch am darauffolgenden Tage noch so, daß, wo man auch ging, durch Straßen und Gärten, in den Häusern und über die Höfe, man überall auf Leichen stieß, die vielfach zu ganzen Gruppen von 8, 10, ja bis zu 18 umherlagen. Allein bis zum Donnerstagmittag sind von der Truppe, die in Bromberg stand, 140 bestialisch Ermordete festgestellt worden, wobei hinzugefügt werden muß, daß die Bevölkerung von sich aus sofort nach dem Einmarsch der deutschen Truppen begann, die Leichen zu bergen. Zum Teil haben die Mörder durch ihre Opfer selbst vorher die Gräber schaufeln lassen und die Leichen verscharrt. Unablässig aber haben sich noch weitere Opfer des polnischen Untermenschentums gefunden, und vor allem in der Umgegend von Bromberg, in den Wäldern, die

sich westlich der Weichsel bis Thorn erstrecken, dürften mit Sicherheit noch viele Leichen geborgen werden. Wie viele der Opfer tot oder auch noch lebend in die Netze oder die Weichsel geworfen wurden, wie viele verschleppt und irgendwo anders ermordet wurden, das wird vielleicht in späteren Zeiten aufgeklärt werden können.

Leider sind es nicht nur die Untermenschen, das Verbrechertum, sondern auch polnische Soldaten und sogar Offiziere, die an diesen unsäglichen Scheußlichkeiten beteiligt waren oder sie doch in vielen Fällen geduldet haben. So wurde ein Deutscher von einem polnischen Soldaten mit dem Bajonett in den Leib gestochen und blieb auf seinem Hofe liegen. Neben ihn stellte ein polnischer Offizier einen Wachtmeister als Posten, und niemand durfte sich dieses Verwundeten annehmen. Volle zwölf Stunden mußte die vor Verzweiflung fast wahnsinnige Frau dieses Opfers zusehen, wie ihr Mann starb.

Ein ehemaliger preußischer Reserveoffizier war mit mehreren hundert Deutschen, die man zusammengetrieben hatte, durch die Stadt auf eine Anhöhe am Rande Brombergs gehetzt worden. Dort erklärten ihnen die Polen: „Jetzt sollt ihr polnische Humanität kennenlernen. Ihr seid frei, ihr könnt gehen." Vorher aber hatte man ihnen die Ausweise abgenommen, und wer in Bromberg in der Zeit der Terrorherrschaft ohne Ausweis war, galt von vornherein als vogelfrei. Die Deutschen versuchten in Gruppen von 10 bis 15 Leuten nach Hause zu kommen, unterwegs aber wurden sie von einer marschierenden polnischen Militärkolonne unter Führung von Offizieren gestellt und zur Ausweisleistung aufgefordert. Da sie das nicht konnten, wurden sie an die Wand gestellt. So geschah es auch mit der Gruppe, der der ehemalige preußische Reserveoffizier angehörte.

Ein Pole, der den Mut aufbrachte, das Blutbad verhindern zu wollen, wurde gleich mit an die Wand gestellt. Nur der Umstand, daß der Augenzeuge dieses Massenmordes bei der Metzelei unter die entseelten Körper seines 73jährigen Schwiegervaters und des Polen, der versucht hatte, diesen deutschen Trupp vor der Ermordung zu bewahren, zu liegen kam, rettete ihn davor, hinterher einen Fangschuß zu bekommen, wie es jenen erging, die zunächst nur verwundet waren. Mit dem Blute des Polen, das auf ihn floß, bestrich er seine Stirn, um einen Kopfschuß zu markieren. Erst im Schutze der Dunkelheit wagte er es, sich aus seiner grausigen Lage zu befreien.

Daß es unter den Polen auch anständige Elemente gibt, die dieses furchtbare Treiben des verhetzten Untermenschentums mit Entsetzen erfüllte, erfuhr der gleiche Augenzeuge, der am nächsten Tage bei einem Polen Unterschlupf fand, obwohl sich dieser völlig darüber klar sein mußte, daß er selbst umgebracht würde, wenn seine polnischen Landsleute davon erfuhren.

Wahllos hat die Mordbrennerbande unter den Deutschen gewütet, einerlei,

ob es sich um Kinder, Mädchen, Frauen, Jungen oder alte Männer handelte. Selbst ein taubstummer Greis wurde erschossen. Von den Einzelheiten der zahlreichen furchtbaren Verstümmelungen und Martern, mit denen diese Bestien in Menschengestalt ihre Opfer gequält haben, wollen wir schweigen. — So ist es zu verstehen, wenn ein Volksdeutscher, der diese Stunden unvorstellbaren und nur schwer zu schildernden Grauens und Entsetzens miterleben mußte, seinen Befreiern sagte: „Das müssen Sie nun verstehen, man darf uns nicht zumuten, noch weiter mit Polen zusammenzuleben."

In einem anderen Falle sind drei Generationen einer Familie ausgerottet worden; übriggeblieben sind die Urgroßmutter und ein Urenkelkind. Für alle diese Schandtaten liegen dokumentarische Beweise durch photographische Aufnahmen vor.

„Ich bin heute", schreibt ein ungarischer Journalist, „am Freitag mittag [gemeint ist der 8. September] aus dem Operationsgebiet nach Berlin zurückgekehrt und habe den gestrigen Tag in Bromberg verbracht. Was ich in Bromberg gesehen habe, und wie sich alles nach meinen Untersuchungen abgespielt hatte, das will ich jetzt kurz und nüchtern erzählen, ohne dabei ein Urteil fällen zu wollen. Ich will nur betonen, daß ich es aufrichtig bedaure, gestern in Bromberg gewesen zu sein, denn diese Bilder, die sich mir darboten, verfolgen mich noch immer, und ich habe Angst davor, daß ich diese Bilder auch niemals mehr loswerden kann.

Es ist vielleicht am besten, wenn ich zu allererst in kurzer Zusammenfassung die Ereignisse schildere, welche sich Sonntagabend [3. September], in der Nacht vom Sonntag auf Montag und Montag morgens in Bromberg abspielten. Deutsche Frauen und Männer haben mir diese Ereignisse mosaikartig auf der Straße in Bromberg mitgeteilt — ich hörte aber auch eine zusammenfassende Schilderung des katholischen Pfarrherrn von Bromberg, seiner Hochwürden Kaluschke. Laut diesen Aussagen begann die Hölle in Bromberg in jener Stunde, als die polnischen Zivilbehörden die Stadt verlassen hatten und die Macht von den polnischen Militärbehörden übernommen wurde. Die polnische Bürgerwehr, welche aus bewaffneten Zivilisten mit weiß-roter Armbinde bestand, und die polnischen Truppen haben Sonntagnachmittag nach einer fertigen Liste und unter Anführung des Pöbels Hunderte von Deutschen, darunter Frauen, Greise und Kinder, zusammengetrieben und durch die Straßen der Stadt gejagt.

Sämtliche wurden mit Gewehrkolben und Stöcken geprügelt und nach einem langen Umhertreiben massenweise auf den Straßen hingemordet. Selbst der katholische Pfarrer Kaluschke wurde samt seinen Schwestern in den Straßen herumgejagt, mißhandelt und endlich zum kommandierenden Oberst geschleppt, der ihn allerdings freiließ. Vorher aber hat man ihn auf der polnischen Militär-

kommandantur auch noch gepeinigt. Man beschuldigte ihn, daß auf dem Kirchturm seiner Kirche ein deutsches Maschinengewehr aufgestellt wäre. Diese Anklage bewies sich zwar sofort als Lüge, trotzdem wollte man ihn nach seiner Freilassung wieder verhaften, und er mußte beim polnischen Dompropst ein Versteck suchen, von wo er erst nach Einmarsch der deutschen Truppen hervorkam.

In der Nacht von Sonntag auf Montag früh wurden einzelne Aktionen durchgeführt in folgender Form: Der Pöbel durchkämmte die Straßen nach Deutschen und rief überall die Bürgerwehr oder das polnische Militär hin, wo Deutsche wohnten. Die Bürgerwehr und die polnischen Soldaten drangen dann in die Häuser und Gehöfte ein, und entweder ermordeten sie dann die vorgefundenen Deutschen an Ort und Stelle oder schleppten sie mit sich und ermordeten sie auf der Straße oder in einem Garten. Laut Aussagen verschiedener Augenzeugen und nach Schätzung des Herrn Kaluschke und auch anderer Herren sind insgesamt rund 1000 Personen ermordet worden. Diese Zahl kann auch nach meinen Schätzungen stimmen. ... Die grausamsten Mordtaten sind vermutlich von Zuchthäuslern und Strafgefangenen verübt, die man kurz vor Ankunft der deutschen Truppen bewaffnet und auf die Deutschen losgelassen hatte. Sie haben wie wilde Tiere die Deutschen geschunden und geschlachtet.

Es wird keinem Journalisten möglich sein, ein einigermaßen klares Bild zu geben, was er in diesen Tagen Schreckliches gesehen hat. Das konnten nur Wahnsinnige, Sadisten, Bestien und Untermenschen vollbringen. Ich könnte die Reihe dieser furchtbaren Schilderungen beliebig fortsetzen, aber der Schauder übermannt einen" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 424 und 426).

„Eine gute Autostunde lang ist die Straße, die sich von Bromberg nach Hohensalza hinzieht", schreibt die Kölnische Zeitung Nr. 459/460. „Sie ist zu einer Straße des Elends und des Grauens geworden, und sie ist nicht die einzige. Die Straße ist besät mit Hunderten von Pferdekadavern, die zu beiden Seiten in den Gräben oder auf den Feldern nebenan liegen. Neben den Kadavern der toten Tiere türmen sich die Haufen der erschlagenen deutschen Menschen. Aber das Schlimmste sind vielleicht nicht einmal die toten Tierkadaver und die Leichen, sondern das Erschütterndste ist der Zug des Elends der Lebenden, der sich Stunde um Stunde und Tag für Tag in die verlassene Heimat zurückbegibt. Ohne Schuhwerk mahlen sich die müden Füße alter Männer und Frauen durch den Straßenstaub. Die klapprigen Wägelchen werden mit den dürftigsten Habseligkeiten mühsam durch den aufgewühlten Sand der Sommerwege gezogen.

Mütter mit schweißtriefenden Gesichtern, mit ausgezehrten Wangen setzen verbissen und teilnahmslos ihre letzte Kraft darein, den Kinderwagen vorwärts zu schieben. In diesen Kinderwagen liegt nicht nur der schreiende Säugling, auf ihm türmen sich auch Säcke, Packen und Bündel mit den Habseligkeiten, die bei

der Vertreibung von Haus und Hof die Hände gerade noch erhaschen konnten. An die Griffstangen der Kinderwagen, an den Rahmen der mit Säcken und Paketen wie Packesel beladenen Fahrräder klammern sich Scharen von Kindern jeden Alters. Vielleicht liegt ihr Vater irgendwo erschlagen auf dem Ackerfeld. Ihr Haus ist niedergebrannt. Sie haben nur das eine Ziel, so schnell wie möglich nach hinten zu kommen, dorthin, wo deutsche Ordnung sofort begann, die Dinge wieder in ihre richtigen Bahnen zu lenken.

Das erschütternde Bild dieses dahinwankenden Elendszuges werden wir nie vergessen. Die müden, gequälten Gesichter dieser Mütter, die erschreckten, übernächtigen Blicke dieser unschuldigen Kinder werden uns immer vor Augen stehen. Man möchte ihnen irgend etwas sagen, vielleicht genügte es, ihnen nur ein klein wenig mit der Hand über den Kopf zu streicheln. Wir können es nicht. Es sind Hunderte, Tausende. Und wir sind Soldaten und müssen weiter."

An das Ende dieses kurzen Auszuges aus der langen Reihe der Bromberger Morde seien die Kreuze der Toten gesetzt. Eindringlicher als jede Schilderung der viehischen Grausamkeiten hallen als furchtbare Anklagen die schlichten Todesanzeigen aus den Blättern des Ostens, aus jenen Gegenden, wo die Blutgier eines entmenschten Volkes sich an den Deutschen austobte. Der tiefe Schmerz der Hinterbliebenen hat das Recht darauf, nicht der breiten Öffentlichkeit preisgegeben zu werden. Deshalb sei statt privater Anzeigen eine der vielen Gedächtnislisten hierhergesetzt, wie sie die Pfarrer für die Opfer ihrer kleinen Dorfgemeinden veröffentlicht haben (s. Seite 101). — Namen bringen sie, jeder nachprüfbar, jeder ein Kreuz in der Reihe der Morde des größten und blutgierigsten Raubtieres der Erde — Englands! Wenn der fromme Herr Neville Chamberlain einst vor Gottes Richterstuhl steht und die Waage über ihn gehalten wird, dann sollen auch aus dieser Schar der achtzigjährige Greis sein weißes Haar, die eben erblühende Jungfrau ihre Lebenshoffnungen, der zehnjährige Knabe sein Kinderlachen in die Schale der Schuld legen!

Bromberg war nicht etwa ein Einzelfall. Dieselben Scheußlichkeiten ereigneten sich im ehemaligen Westpreußen, wie in den Orten Lusin, Briesen, Schönsee, Reinsberg, Mysliwitsch, Hohenkirch, Gollub usw. „Bei den Verschleppten sind drei Gruppen zu unterscheiden. Zur ersten Gruppe gehören die Volksdeutschen, die zusammen mit der polnischen Bevölkerung zur Flucht gezwungen worden sind. Von diesen sind einige wieder zurückgekehrt. Zur zweiten Gruppe gehören Frauen, Greise, Kinder. Von einem solchen Transport von etwa 40 Frauen aus Briesen sind nur 2 zurückgekehrt, nachdem die Verschleppten hinter der Drewenz, also bereits jenseits der alten deutsch-russischen Grenze, von der Polizei im Walde freigelassen worden waren mit der Bemerkung: ‚Lauft ihr Hunde, ihr krepiert hier sowieso!'

Todesanzeige aus der „Deutschen Rundschau" in Bromberg vom 15. Oktober 1939:

Die evangelischen Kirchengemeinden Klein-Bartelsee und Schröttersdorf haben — nach den bisherigen Feststellungen —

53 Opfer

des blutigen Polenterrors am 3. und 4. September 1939 zu beklagen.

Ermordet aufgefunden wurden die Kirchenältesten:

August Schmidt, 74 Jahre alt
Friedrich Wiese, 65 Jahre alt

die kirchlichen Gemeindevertreter:

Karl Bahr, 64 Jahre alt
Friedrich Beyer, 45 Jahre alt
Albert Boldin, 58 Jahre alt
Oskar Kunde, 72 Jahre alt
Artur Radler, 42 Jahre alt
Erich Schmiede, 43 Jahre alt
Karl Sonne, 48 Jahre alt

der Kirchendiener:

Ewald Nasilowski, 50 Jahre alt

ferner die Gemeindeglieder:

Gustav Beyer, 49 Jahre alt
Kurt Beyer, 20 Jahre alt
Heinz Beyer, 18 Jahre alt
Kurt Beyer, 10 Jahre alt
Marta Boldin, 63 Jahre alt
Robert Boldin, 28 Jahre alt
Bruno Bogs, 30 Jahre alt
Willy Gannott, 53 Jahre alt
Hermann Gannott, 16 Jahre alt
Otto Gartz, 30 Jahre alt
Helmut Gartz, 24 Jahre alt
Meta Grüning, 35 Jahre alt
Alfred Karl, 34 Jahre alt
Albertine Kleinert, 73 Jahre alt
Karl Kohn, 80 Jahre alt
Friedrich Kohn, 21 Jahre alt
Frieda Kohn, 24 Jahre alt
Alwine Kohn, 56 Jahre alt
Elly Kohn, 15 Jahre alt
August Krüger, 33 Jahre alt
Robert Kruse, 17 Jahre alt
Martha Kuhfeld, 54 Jahre alt
Kurt Kuhfeld, 16 Jahre alt
Rudi Nasilowski, 19 Jahre alt
Reinhold Rabisch, 64 Jahre alt
Fritz Radler, 18 Jahre alt
Heinz Radler, 16 Jahre alt
Friedrich Radtke, 30 Jahre alt
Albrecht Schmidt, 30 Jahre alt
Eduard Schülmann, 71 Jahre alt
Martha Schülmann, 58 Jahre alt
Erich Tiede, 22 Jahre alt
Marie Zemisch, 36 Jahre alt
Ida Ziegenhagen, 67 Jahre alt
Robert Ziegler, 58 Jahre alt

An den Folgen des Polenterrors verstarben:

am 8. September Erich Pakulatt, 26 Jahre alt
am 15. September Margarete Fritz, 36 Jahre alt

Von den Verschleppten werden bis heute noch

vermißt:

der Gemeindevertreter Willy Wessel, 37 Jahre alt

die Gemeindeglieder:

Oskar Behrend, 34 Jahre alt
Wilhelm Kunde, 33 Jahre alt
Willy Mirsch, 30 Jahre alt
Wilhelm Radtke, 61 Jahre alt
Hugo Zadow, 34 Jahre alt

Unerschütterlich war ihr Glaube an die Befreiung dieses Landes durch unseren großen Führer Adolf Hitler; tief gewurzelt war ihre Liebe zu unserem deutschen Volke. Von vielen wissen wir auch:

„In ihrem Herzen lebte Christus!" (Römer 8, 35—39).

Schröttersdorf, Klein-Bartelsee, 12. Oktober 1939.

Carl Gauer, Pfarrer.

Die dritte Gruppe der Verschleppten sind die „politischen" Gefangenen, alles Führer der Volksdeutschen oder Männer und Frauen, teilweise sogar Kinder, die irgendeine Bedeutung in der Volksgruppe hatten. Von ihnen ist in allen Fällen bisher kaum ein einziger zurückgekehrt. Man muß annehmen, daß sie ermordet worden sind. Ein Flüchtling berichtete, daß er beobachtet habe, wie polnisches Militär ein massiertes Feuer auf eine Flüchtlingsgruppe eröffnete. — Der Berichterstatter des Amsterdamer ‚Telegraaf' schildert seine Eindrücke in den von den Deutschen besetzten Gebieten Polens. Es handle sich hier um das Entsetzlichste und Grauenvollste, was ein Mensch sich nur in seinen schlimmsten Vorstellungen ausmalen könne. Wie der polnische Haß sich hier geäußert habe, könne man in Worten überhaupt nicht wiedergeben" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 427).

In Westpreußen wie überall erweist sich die Schuld der leitenden Stellen. „Wir hatten Gelegenheit, einen rund 3000 Mann umfassenden Transport polnischer [Kriegs-] Gefangener, die zum großen Teil im Gebiet der Tucheler Heide gefangengenommen worden waren, zu sehen, bevor er aus dem Kampfgebiet nach Westen in Marsch gesetzt wurde. Offiziere, die sich unter den Gefangenen befinden, bestätigen, daß alle polnischen Truppenteile den Befehl erhalten haben, von allen deutschen Gefangenen grundsätzlich immer nur zwei am Leben zu lassen, weil diese für Aussagen bei den polnischen Regimentsstäben gebraucht würden; die übrigen seien ganz überflüssig und könnten daher sofort getötet werden" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 415).

Wenden wir uns zum früheren Posener Land, dem jetzigen Warthegau: „Die Liste der in Posen verhafteten Volksdeutschen, deren Verbleib bisher nicht festgestellt werden konnte, die aber vermutlich in die Gegend von Pinsk von der polnischen Truppe verschleppt wurden, führt die Namen aller in Posen einflußreichen deutschen Persönlichkeiten auf, Gymnasial-, Bank-, Werk- und Verlagsdirektoren, Pastoren, Kaufleute, Ärzte, Lehrer, Diakonen, Studenten, ja auch des Seelsorgers der deutschen Katholiken in Posen, Franziskanerpaters Breitinger." Alle diese Verschleppten wurden am 1. und 2. September in rücksichtslosester Weise aus ihren Wohnungen gewaltsam entführt, geprügelt und mit unbekanntem Ziel nach Innerpolen transportiert. Ein einziger, ein Pole, Eduard Michalowski aus Posen, Ulanowa 15, hat sich heimwärts wieder durchschlagen können. Er hat zu Protokoll über seine Verhaftung ausgesagt, daß er nach einer ergebnislosen Haussuchung auf das Polizeibüro bestellt und dann über Glowno, Schwersen, Krotoschin in Richtung Kutno abgeschleppt, dabei unterwegs mit Kolben blutig geschlagen wurde, ohne etwas zu essen oder zu trinken zu bekommen. „Der Zug der verschleppten Deutschen beiderlei Geschlechts — ältere und jüngere Personen und teilweise sogar Kinder — schwoll von 80 Ver-

hafteten in Posen schließlich bis auf 500 an. War die Behandlung schon in Posen, Glowno und Schwersen durch wüste Beschimpfungen und blutige Schläge fürchterlich, so wurde es in Wreschen unerträglich: Ein Steinhagel ging in Wreschen über uns hernieder. Viele von uns wurden mit Knüppeln derart geschlagen, daß sie aus Kopf- und Halswunden bluteten. Dem wackeren Pater Breitinger wurde das Kreuz abgerissen. Die Polizeibeamten taten nichts, um den Steinhagel und die Schläge des Straßenpöbels von uns abzuhalten; im Gegenteil, sie munterten dazu noch das uns begleitende johlende Gesindel auf" (Völkischer Beobachter Nr. 258).

Pfarrer Breitinger hat über die Behandlung, die ihm zuteil geworden ist, eine eidesstattliche Erklärung abgegeben. Er ist vom polnischen Polizeikommissar kurzerhand als Spion betrachtet worden, obwohl außer seiner deutschen Gesinnung nicht der geringste Grund für einen Spionageverdacht gegen ihn vorlag. Am 2. September wurde er mit zahlreichen Deutschen verschleppt, bei dem Marsch durch die Straßen Posens den Schmähungen der fanatisierten polnischen Menschenmenge ausgesetzt und mit Stockschlägen, Fußtritten und Steinwürfen schwer mißhandelt. Im Ort Glowno wurde er mit den anderen Deutschen von polnischen Polizisten und halbwüchsigen Schülern unter dem Gejohle der Menge gezwungen, in seiner priesterlichen Ordenstracht zu exerzieren und öffentlich einen Haßgesang auf Deutschland anzustimmen. Im Ort Schwersen mußte er samt den anderen Deutschen durch ein Spalier verhetzter Polen laufen, die ihn ohne Rücksicht auf sein geistliches Gewand schlugen und bespien. Dabei war er Zeuge, wie die Polen sogar Krüppel und Kinder mit Steinen blutig schlugen. Er bestätigt, daß sogar polnische Offiziere sich an den Mißhandlungen beteiligten. Polnische Reservisten haben mit langen Prügeln auf ihn eingeschlagen, und kaum konnte er sich vor dem Steinwurfhagel schützen, der den Elendszug traf. Aus diesem wurden hernach zahlreiche Deutsche, darunter ein einbeiniger Kriegsinvalide und sogar Kinder, erschossen. In bestialischer Weise wurden Schwerkranke, die nicht mehr gehen konnten, darunter eine Lehrerin aus Posen, mit Steinen zu Tode geschlagen. Am bittersten hat aber Pfarrer Breitinger empfunden, daß Kardinal Hlond an dem Verschlepptenzug der Posener Deutschen vorbeifuhr und kein Wort des Trostes, auch keine Hand für die Erleichterung des Loses der grausam Mißhandelten fand" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 470).

Zweifellos trifft die polnische Regierung die volle Schuld an all diesem. „'Schlagt alle Deutschen tot, sie spionieren nur!' Diese Aufforderung war von der polnischen 'Regierung' in den Warschauer Zeitungen und durch Rundfunk am 2. September an die polnische Bevölkerung ergangen" (Kölnische Zeitung Nr. 589/590).

„Plünderungen größeren Stils sind bis jetzt bekannt unter anderem auf Schloß Wonsowo. Der eine uniformierte Bande anführende Offizier bedrohte unter Vorhalten des Revolvers die Besitzerin, Frau v. H., erzwang die Öffnung des Safes und raubte das gesamte Silber, Schmuckgegenstände usw. Ferner wurde zunächst von Militär- und alsdann von Zivilpersonen das Gut Rozbitek der Frau v. R. geplündert. Auch hier wurde ein schwerer Geldschrank fachmännisch erbrochen" (Völkischer Beobachter Nr. 258).

„Chamberlain hat am 14. Dezember im Unterhaus behauptet, England kämpfe heute ‚für die Verteidigung der Prinzipien und Ideale, die vor 2000 Jahren die Gedanken der Menschheit inspirierten und ihre Herzen aufrichteten!' Die kirchenamtlichen Feststellungen über das Wüten polnischer Soldaten und anderer Banden gegen Geistliche und Kirchengut sind die beste Illustration zu der ‚Weihnachtsbotschaft' Chamberlains. Nach den amtlichen Feststellungen der Evangelisch-Unierten Kirche in Polen sind insgesamt vierzehn deutsche evangelische Pastoren hingemordet worden, zwei davon sind bis jetzt noch nicht einmal als Leichen aufgefunden worden. Auch vor kirchlichen Gebäuden machten die Vertreter des ‚edlen' Polenvolkes nicht Halt. In den großen evangelischen Gotteshäusern in Bromberg und Posen sind in jenen entsetzlichen Septembertagen die Altäre in gemeinster Weise beschmutzt, Leuchter zerbrochen, Bibeln und Altarbekleidung in Fetzen gerissen worden" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 524).

Wir wenden uns nach Ostoberschlesien.

„Als eine Vorhut der deutschen Truppen in der Stadt Pleß erschien, wurde sie jubelnd und mit unbeschreiblicher Freude von der gepeinigten und verfolgten deutschen Bevölkerung begrüßt. Plötzlich vernahm man Maschinengewehrfeuer und das Detonieren von Handgranaten. Polnische Insurgenten, die sich als Dach- und Heckenschützen irgendwo verborgen hielten, übten ihre letzte grausige Rache aus, Rache dafür, daß Deutsche es wagten, ihren Befreiern und Rettern entgegenzujubeln! Zwanzig volksdeutsche Männer und Frauen fielen diesem Mordgesindel zum Opfer, ebenso zwei Angehörige der deutschen Wehrmacht. Über dreißig Volksdeutsche erlitten schwerste Verletzungen. Sechs von ihnen starben kurze Zeit später.

Die Truppe holte sofort zum Gegenangriff aus und konnte die Mörder bald unschädlich machen. Dennoch sollte Pleß nochmals ein ähnliches blutiges Schauspiel erleben. Als die Opfer dieses Blutbades am Mittwoch in Anwesenheit einer großen Trauergemeinde zur letzten Ruhe bestattet wurden, krachten erneut zahlreiche Gewehrschüsse um die vor dem offenen Grabe versammelte Menschenmenge. Zahlreiche Personen wurden dabei verletzt. Deutsche Soldaten griffen sofort ein, um den Verbrechern das Handwerk zu legen, als plötzlich aus der Kirche heraus Maschinengewehrfeuer erfolgte. Es kam zu einem regelrechten Feuergefecht, bis

es gelang, die Verbrecher aus der Kirche herauszuholen und unschädlich zu machen. Glücklicherweise ging dieses Feuergefecht ohne große Opfer auf deutscher Seite ab.

Die polnischen Truppen hatten vor ihrem Abzug alles verwüstet, was ihnen noch unter die Hände kam. Zahlreiche Bauernwirtschaften im Kreise Pleß wurden ausgeplündert und in Brand gesteckt. Die Wirtschafts- und anderen Gebäude mehrerer Domänen wurden gleichfalls eingeäschert" (Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 422).

Zum Schluß noch zwei kurze Beispiele von Vergehen gegen das Völkerrecht: Ausschreitungen polnischen Militärs gegen die unter dem Schutz des Roten Kreuzes stehenden deutschen Sanitätsformationen und ein Vergehen des polnischen Staates gegen das Gaskriegsabkommen.

„In den Wäldern nördlich von Krone an der Brahe umherstreifende Teile der ‚Brigada Pomorska', der ‚Pommerschen Kavalleriebrigade', haben am Montag (4. September) gegen 18 Uhr eine deutsche Sanitätskompanie angegriffen und die Mannschaften und wehrlosen Verwundeten bis auf acht Mann, die entkommen konnten, niedergemetzelt. Alle Ermordeten trugen die weiße Binde mit dem Roten Kreuz und waren entsprechend den Genfer Bestimmmungen unbewaffnet, so daß sie völlig wehrlos der polnischen Mordgier zum Opfer fielen. — Obwohl der Führer der Sanitätskompanie eine große weiße Fahne mit dem Roten Kreuz schwenkte, um die ihm anvertrauten Verwundeten zu schützen, obwohl alle Fahrzeuge der Sanitätskompanie groß und deutlich sichtbar das Rote Kreuz auf weißem Grunde trugen, dies Zeichen, das in jedem Kampf nach internationaler Übereinkunft als unverletzlich zu achten ist, obwohl alle Angehörigen der Kompanie das Rote Kreuz trugen und ebenso wie die Verwundeten unbewaffnet waren, schossen die Polen Fahrer wie Mannschaft erbarmungslos nieder, stürzten sich auf die einzelnen Wagen, rissen die wehrlosen Verwundeten von den Tragbahren und metzelten sie nieder. Nur acht Mann der Sanitätskompanie gelang es, ins Unterholz zu flüchten. Sie brachten die furchtbare Meldung nach Krone" (Völkischer Beobachter Nr. 249).

Am 8. September begann die 1. Kompanie eines Gebirgspionierbataillons an einer Brücke am Ostrande der Stadt Jaslo eine Sperre wegzuräumen. Hierbei ereignete sich eine schwere Explosion, wodurch mehrere Personen getötet und verletzt wurden. In den nächsten Tagen stellten sich bei den Verwundeten und einer großen Zahl von weiteren beteiligten unverletzten Pionieren die typischen Erscheinungen der Verbrennung durch Gelbkreuzgas ein. Von den Pionieren, die das Gas eingeatmet hatten, starben zwei unmittelbar nach der Einlieferung in das Lazarett und zwei andere nach schauerlichen Qualen an Verbrennung der Atmungsorgane. Bei den unverletzten Soldaten, die ahnungslos in ihren Kleidern

nachts geschlafen hatten, stellten sich am nächsten Tage die bekannten Vergiftungserscheinungen ein, die bei einigen noch zu einem qualvollen Ende führten.

Am 13. September wurden die Brücke und die Verbrennungen am Körper der Soldaten durch eine Sachverständigenkommission sorgfältig untersucht. Der Sachverständige Professor Dr. Wirt stellte auf chemisch-analytischem Wege einwandfrei fest, daß die Brücke mit Gelbkreuzminen gesprengt sei; beim Besuch des Feldlazaretts Jaslo ermittelte der ärztliche Sachverständige mit uneingeschränkter Sicherheit an den erkrankten überlebenden Pionieren die furchtbaren Krankheitserscheinungen der Gelbkreuzverbrennung. — Der Schweizer Professor Rudolf Staehelin aus Basel hat in einem eingehenden Gutachten vom 21. September festgelegt, daß er bei neun von den zehn Erkrankten „mit Sicherheit die Folgen von Gelbkreuzvergiftung" festgestellt habe.

Die Nachforschungen der deutschen Militärbehörde ergaben, daß ein großer Vorrat von Gelbkreuzminen in der Nähe von Gdingen in einer Schlucht und in einem Arsenal lagerte. Die Munitionsmassen dort stammten aus englischem Kriegsmaterial. Polnische Zeugen bestätigten, daß die Munition von englischen Schiffen nachts ausgeladen und in die Munitionsdepots eingelagert worden sei.

Die deutsche amtliche Mitteilung vom 11. Oktober 1939 endet mit der Zusammenfassung: „England hat das von den Polen angewendete Gelbkreuz hergestellt und an Polen verkauft. England und die britische Regierung haben sich damit des schwersten Bruches des Völkerrechts schuldig gemacht."

Auf diese Anklage der deutschen Regierung hat das britische Propagandaministerium am 12. durch Reuter verbreiten lassen, „Großbritannien habe niemals Gas in irgendeiner Form an Polen geliefert". Das ist eine echt englische Art, sich zu rechtfertigen. Es wird bestritten, daß der S t a a t Großbritannien das Gas g e l i e f e r t habe. Ob Polen die Gasmunition auf Veranlassung und sicher mit Genehmigung der englischen Regierung in einer staatlichen oder privaten englischen Fabrik auf Rechnung der ihm von England gewährten Kriegskredite gekauft hat, wird nicht berührt. So sehen englische Richtigstellungen immer aus! Übrigens haben die Polen noch mehr (sogar zur Vergiftung von Getreidevorräten) mit Gelbkreuz gearbeitet. —

Nur weniges konnte in diesem Buch von dem mitgeteilt werden, was in den Tagen vom 15. August bis 15. September an den unglücklichen Deutschen in Polen gefrevelt worden ist. Die Zahl der festgestellten Morde war bis Mitte Februar 1940 auf fast 60 000 (sechzigtausend) gestiegen, und viele Verschleppte werden für immer verschwunden bleiben. Polens Schuld schreit gen Himmel! Als Lehrmeister aber, als Vorbild für Polen im Hinschlachten Wehrloser hat sich, getreu seinen jahrhundertealten Überlieferungen, auch in diesem Kriege aufs neue

England bestätigt. Wo das Abknallen Unbewaffneter nicht als Ausschreitung vorübergehender Kampfpsychose entschuldigt, sondern als große Heldentat vom ganzen Volke, von der ganzen Presse gefeiert wird, da sitzen auch die Urheber der polnischen Greuel: Englands Diplomaten, mit der Mörderzentrale des englischen Geheimdienstes!

3. Polnische Volksart, wie ein Franzose sie sah

Mit Grauen wenden wir uns von diesen Vorkommnissen. Gewiß haben wir schon in den Blättern von ihnen gelesen. Auch da entsetzten sie uns. Aber jetzt stellen wir uns die unseligen Deutschen vor Augen, die von gewissenlosen Staatsmännern ohne jede Volksbefragung an die Polen verschachert worden sind. Verschachert unter brutalem Bruch des Waffenstillstandes, der auf die vierzehn und folgenden Punkte des Präsidenten Woodrow Wilson geschlossen war, — verschachert, während die Lippen dieser Staatsmänner von leeren Redewendungen von Recht und Gerechtigkeit überflossen. Wir machen uns klar, daß dies Entsetzliche über sie hereinbrach in wenigen, in drei bis vier Tagen, von den Küsten der Ostsee bis zu den Karpathen, abgesehen von denen, die erst nach unsäglichen Leiden ermordet wurden. Ermordet tief in Polen nach Leidenswegen, schlimmer als je schwarze Sklaven sie unter der Peitsche arabischer Sklavenhändler durchzumachen hatten. Wenn wir uns das alles klar machen und in der Vorstellung wirklich durchleben, dann erst begreifen wir voll die ungeheure Schuld, die das polnische Volk auf sich geladen hat. In noch höherem Grade lastet sie auf der englischen Regierung, die es in diese hemmungslos sich austobende Wut hineingetrieben hat.

Und dies polnische Volk ist 150 Jahre lang von dem ganzen Europa westlich der Oder und der Karpathen bemitleidet und gestreichelt worden, auch von einem sehr großen Teil der Deutschen! Geisterte nicht der „edle Pole“, der um sein Vaterland trauerte und litt, durch zahlreiche Romane aller Kulturvölker? War das alles nur verlogene Rührseligkeit von männlichen und weiblichen Halbdichtern, die einem Trugbild glaubten, das die Polen von sich selbst gemalt hatten? Oder hat sich die Art dieses Volkes plötzlich gewandelt?

Im Jahre 1925 erschien in Paris im Verlage von André Delpeuch ein Buch mit dem Titel „Pologne, Pologne ...“ („Polen, Polen ...“). Der Verfasser hieß Olivier d'Etchegoyen. Von 1920 bis 1925 hatte dieser der französischen Militärmission angehört, die von Paris den Polen gesandt war, um ihnen beim Aufbau einer Wehrmacht zu helfen. „Major X ... und ich sind zur Verfügung der Militärkommission in Polen bestimmt und dazu von unserem Armeekorps abkommandiert worden“, schreibt er in seinem Buch. Es handelt sich also um einen Offizier,

aber es handelt sich zugleich um einen Schriftsteller, der bereits für ein älteres Buch einen begehrten französischen Literaturpreis, den „Montyon-Preis", erhalten hatte. Olivier d'Etchegoyen ist also kein Neuling im französischen Schrifttum. Mit sehr offenen Augen und kritischem Urteil hat er Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet, Adel, Bürger, Bauer und Beamten betrachtet. Was er sah, hat er geschildert. Nicht damit ein Buch mehr geschrieben sei, sondern in ernster Sorge um sein Vaterland, um Frankreich. Er sah, was kommen mußte und gekommen ist. Und weil gekommen ist, was er 1925 voraussagte, darum können wir uns an dem Bild unterrichten, das er von polnischer Volksart gezeichnet hat. Gewiß gibt es auch Bilder von deutscher Hand. Aber von ihnen könnte man denken, hier habe nationale Parteilichkeit den Stift geführt. Das kann uns niemand vorwerfen, wenn wir uns aus dem unterrichten, was dieser Franzose von den Polen und ihrer Art sagt. Auch von den Polinnen hat er manches berichtet, aber das wollen wir beiseitelassen — nicht aus Höflichkeit, sondern weil wir es mit Männern und nicht mit Weibern zu tun haben.

Das polnische Volk, so berichtet d'Etchegoyen, ist, ganz abgesehen von den in den polnischen Staat hineingezwungenen Deutschen, Ukrainern, Weißrussen, Litauern, Tschechen, uneinheitlich, je nach der engeren Heimat. So ähneln die Polen aus Masuren und dem Posener Lande sehr den Deutschen, während die Bauern aus der Gegend von Lublin sich kaum von dem russischen Muschik unterscheiden. Im ganzen würden die polnischen Männer eine schöne Rasse darstellen können, wenn ihre Gesichter nicht tiefgehende Verwüstungen zeigten, die vom völligen Fehlen jeder Gesundheitspflege und von ihrem sprichtwörtlichen Hange zum übermäßigen Alkoholgenuß herkämen. Diese Leidenschaft für Alkohol in seiner schärfsten Form, dem Schnaps, tritt einem bei jeder Gelegenheit entgegen. Selten trinkt der Pole zur Mahlzeit Bier, aber fast immer begießt er sie mit einer oder mehreren Flaschen Schnaps. „Begießen" ist das richtige Wort für die Art, wie er Schnaps vertilgt. Dafür gibt es denn auch alle paar hundert Meter eine Schnapskneipe. Vor dem Weltkriege konnte man sich für achtzig Pfennig im Übermaß betrinken und damit Polens Weltruf im Suff aufrechterhalten. Nach dem Weltkrieg ist der Schnaps etwas teurer geworden, aber noch am 23. Mai 1920 konnte das „Polnische Tageblatt" schreiben: „Verlumpte Jammergestalten, die ihren Hunger schon lange nicht mehr richtig gestillt haben, bevölkern unsere Straßen, denn bei uns hat der Alkohol so die Herrschaft, daß die Arbeiter streiken, um das Geld zu bekommen, sich zu besaufen."

Für die Liebe zum Alkohol macht es keinen Unterschied, ob einer ungelernter Arbeiter, hoher Beamter oder Offizier ist. So berichtet d'Etchegoyen vom feierlichen Empfang eines polnischen Generals an der Spitze seiner Truppen in Augustow. Ein Bekannter jenes Major X., ein vornehmer Pole, dem er aus Dis-

kretion den Namen „Herr Casimir" gibt, begleitet die französischen Herren. Er „trinkt Kognak wie Kindermilch". Im Abteil der Ordonnanzoffiziere des Transportzuges beginnt schon gleich nach der Abfahrt ein schwedisches Frühstück, das seinen „Geist" zwei Flaschen des berühmten französischen Kognaks „Martell" entnimmt. Im Umsehen sind sie vertilgt und „ist Herrn Casimirs Würde stark gefährdet". Um 10 Uhr hält der Zug. Im Kraftwagen geht es in die Stadt. Triumphbogen sind errichtet, Teppiche schmücken die Häuser, Blumen die Fenster und Balkone. Vor der Kirche großartige Begrüßung durch die Behörden, dann feierliche Messe. „Beim letzten Evangelium liegt Herr Casimir lang in seinem Chorstuhl und schnarcht gewaltig, was zum Glück vom Fortissimo der Orgel übertönt wird." — Nachher belehrt ein „alter Krieger" den Franzosen, wie man den Schnapsverbrauch berechnen müsse: nicht nach dem Hohlmaß, sondern nach dem Längenmaß, nach Zentimetern. Der Fuß eines kleinen Schnapsglases hat einen Durchmesser von etwa dreieinhalb Zentimeter. Nun stellt man die leeren Gläser in einer Reihe dicht nebeneinander. Hat man dann fünfzehn Gläser getrunken, was in polnischen Augen eine ganz normale Leistung ist, so nennt man das „einfach und diskret" „zweiundfünfzig Zentimeter Schnaps getrunken".

Prahlerei und Aufschneiden sind dem Polen ebenso angeboren wie das Saufen. So erzählt denn auch jener Krieger von seinen Taten. Die letzten 1920 in dem Kriege gegen Sowjetrußland. Vorher stand er im Weltkrieg gegen die Deutschen. 1904 kämpfte er in russischem Dienst gegen die Japaner, 1901 gegen die Chinesen, 1900 mit den Buren gegen die Engländer, 1899 in Kuba mit den Spaniern gegen die Amerikaner. „Auch in Tonking (1885) in eurer Fremdenlegion war ich. Immer habe ich gekämpft!" „Aber davor?" „Davor?" Schweigen. Tiefes Sichversenken in die früheste Jugend. Dann mit dem Brustton der Überzeugung: „Davor lag ich an der Mutterbrust."

In Grodno erzählte ein junger Leutnant von der Schlacht bei Minsk gegen die Bolschewiken 1920. „Es war schrecklich! Wenn Sie das gesehen hätten! Kanonen, Maschinengewehre, Haufen von Toten und Verwundeten, Bajonettangriffe und die Flucht der Bolschewiken!" „Teufel, Teufel, Sie haben große Verluste gehabt?" „Aber ja, schrecklich, mindestens 300 Verwundete und mehr als 50 Tote!" „Was Sie sagen! Wie stark waren denn die beteiligten polnischen Truppen?" „Ich weiß nicht genau — so 10 000—20 000. — Aber ich sage Ihnen, überall das Rattern der Maschinengewehre, das Prasseln des Gewehrfeuers, das Pfeifen der Kugeln, das Krachen der einschlagenden Granaten. Ich bin froh, daß ich aus der Hölle heil wieder herausgekommen bin. Ja, da haben wir die Probe darauf gemacht, wie es vor Verdun gewesen ist!" „Weiß Gott!" — „Tatsächlich haben", sagt d'Etchegoyen, „bei Minsk rund 18 000 Polen gekämpft, darunter auch die Division unter Rydz Smigly, der sich dabei den Feldmarschallstab holte. Auf diese 18 000 Mann

nur 300 Verwundete, 50 Tote (‚zweifellos noch übertrieben!‘).“ „Das macht noch nicht zwei Prozent Verluste der wirklichen Stärke“, sagt er mit schmerzlichem Erinnern an die fünfundzwanzig Prozent Verluste der französischen Divisionen bei achttägigem Verduneinsatz und fügt hinzu: „Die Idee, das Scharmützel von Minsk mit der Verdunschlacht zu vergleichen, kann nur im Gehirn eines Polen entstehen.“

Als 1920 der polnische Zug nach Kiew den Russenangriff gegen Polen auslöste, war die junge polnische Armee natürlich noch sehr in ihren Anfängen, „aber man konnte hoffen, daß die Tapferkeit der polnischen Offiziere ihren Mangel an technischen Kenntnissen ausgleichen würde. Nichts dergleichen! Am 12. Mai führte eine unglaubliche Panik in Rowno, fast 100 Kilometer hinter der Front, mehr als 400 polnische Offiziere aller Waffen zusammen. Sie hatten in Bjerditschew ihre Leute verlassen, nachdem diese durch eine Attacke von zwei Schwadronen der Kavallerie Budjennys auseinandergejagt waren. Das gibt den traurigen Maßstab für die Tapferkeit dieser Herren.

„Ich glaube nicht, daß man in der Geschichte noch ein Beispiel einer ähnlichen Flucht nach einem solchen skandalösen Plünderzuge finden kann. Ein großer Teil der Feldartillerie, die ganze schwere Artillerie ohne Ausnahme auch nur einer einzigen Kanone und der ganze Nachschub wurde den Bolschewiken gelassen, denn die Pferde wurden gebraucht, um die Karren mit Beute: Waren, Möbelstücke usw. aus Kiew zu ziehen. Ein Kamerad, höherer glaubwürdiger französischer Offizier, hat mir versichert, er habe mit eigenen Augen Sanitätsfahrzeuge gesehen, die mit gestohlenen Gegenständen beladen waren, während die Verwundeten in elenden Gruppen sich neben ihnen hinschleppten.

Die Unwissenheit der Soldaten war so groß, daß am 9. August in Marki die Truppen mit Musik an der Spitze zurückmarschierten. — Die ganze Niederlage war eine Moralfrage! Am 12. August abends zeigten sich zwei Kosakenpatrouillen und hinter ihnen einige Infanteristen auf den Straßen von Sawadi und Wyzow nach Radzimin. Sofort verlassen die polnischen Vorposten ohne Kampf ihre eingegrabenen Postierungen und reißen mit ihren zwei Kompanien vorderster Linie aus. Am 15. August sind in Radzimin 800 gut bewaffnete und mit starker Artillerie unterstützte Männer gewichen vor etwa 100 Bolschewiken, die keine einzige Kanone hatten — und das unter Verlust ihrer ganzen Artillerie!“ —

[Etwas müssen wir hier einschalten: wir dürfen nicht vergessen, daß 1920 das polnische Heer eben erst entstanden war, zusammengewürfelt aus allen möglichen Restbestandteilen verschiedenster Heere. Es würde also ganz falsch sein, wenn man zu der Beschaffenheit des polnischen Heeres von damals seine Kriegstüchtigkeit von 1939 in Vergleich stellen wollte. Hier kommt es nur an auf den Gegensatz zwischen der Prahlerei auf der einen und den minimalen Leistungen auf der andern Seite, und das ist auch das, was d’Etchegoyen klarmachen will. Es handelt

sich hier um eine Charakteranlage, die für die Beurteilung des ganzen Volkes maßgebend ist.]

Eng verbunden mit dieser Prahlsucht war es auch, daß die Polen sich äußerst ungern die französischen Instrukteure gefallen ließen. Wer dort von Paris aus eintraf, wurde grundsätzlich unfreundlich und schlecht behandelt, soweit er mit der eigentlichen Frontklasse des Offizierkorps zusammenstieß. So sagte ein polnischer Bahnhofskommissar, ein Major, zu einer in der Fürsorge tätigen Französin mit Bezug auf einige französische Offiziere, die auf seinem Bahnhof in der Nacht von ihr auf Stühlen untergebracht wurden: „Wenn die Franzosen sich überall so einnisten, werden wir bald für uns keinen Platz mehr haben." Und ein anderer polnischer Offizier sagte einmal: „Frankreich schickt uns Missionen und Instrukteure, als ob wir Neger wären!"

Wie tief die Masse des Volkes steht, wie leichtgläubig, kulturlos, ja wild sie ist, dabei wieder wie ausgesprochen mißtrauisch und völlig unwissend, das ringt dem Franzosen immer neues Erstaunen ab. „Ich spreche nicht von den Posenern, die länger als ein Jahrhundert unter deutscher Herrschaft gelebt und dadurch eine gewisse Erziehung genossen haben." Die meisten kleinen Bauern findet er in strohgedeckten Blockhäusern wohnend, wo sie sich von ihren Herden und Feldern nähren und die Felder so bestellen, „wie etwa zur Zeit des Boleslaw Schiefmaul" [der 1138 gestorben ist]. Bekleidet sind sie mit Lumpen voller Ungeziefer. Die Männer tragen hohe Stiefel, die Frauen gehen barfuß, außer wenn es gar zu kalt ist, aber wirklich auch sehr kalt. Beide verkriechen sich im Winter in fettige Schaffelle, und die Männer stecken ihre Köpfe in Pelzmützen, die „reichbevölkert" sind. Noch schlimmer sieht es mit den Arbeitermassen in den Städten aus. Da sind oft fünfzehn bis zwanzig Menschen in einem Keller zusammengepfercht und wimmeln dort auf dem Erdboden oder auf Kopfpflaster herum. — Zu allen Jahreszeiten schlafen Männer und Frauen größtenteils ganz bekleidet. Ob sie sich überhaupt jemals entkleiden? „Vielleicht wenn sie sich waschen — aber waschen sie sich überhaupt jemals?" Man tut gut, sich in respektvoller Entfernung von ihnen zu halten, denn sie stinken abscheulich. Bisweilen überrascht man sie bei einer ergiebigen Lausejagd. „Aber mit so etwas beschäftigen sich nur die Raffinierten; die meisten vertragen sich sehr gut mit ihren Körperbewohnern." — Große Feinfühligkeit kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen; „es kommt vor, daß am Morgen die Hausfrau, um die Morgensuppe zu kochen, den eisernen Topf leert und oberflächlich ausspült, der während der Nacht zum intimsten und vollständigsten Gebrauch gedient hat (vu de mes yeux!)".

[Diese Schilderung d'Etchegoyens nach seinen Beobachtungen aus den Jahren 1920—1925 wird treffend belegt durch folgende Schilderung über Zustände, die jetzt von den deutschen Behörden in dem Städtchen Kulmsee in Pommerellen vor-

gefunden wurden. Ich kenne Kulmsee, das etwa 20 Kilometer nördlich von Thorn liegt, genau aus den Jahren 1885—1891. Es war ein nettes, sauberes Städtchen — bis 1919. Über jetzige Verhältnisse berichtet „Das Ordenskreuz", 16. Jahrgang Nr. 4: „Polnische Landarbeiterhäuser sind im allgemeinen mit deutschen Schweineställen nicht zu vergleichen, so unglaublich das klingen mag. Das Tollste auf diesem Gebiet aber ist in der Stadt Kulmsee zu finden, und es ist wohl einmalig in Europa — außer im ehemaligen Polen.

Dort hausen in den Kellern einer alten Brauerei 600 Menschen — Männer, Frauen und Kinder —, zehn Meter und mehr unter der Erde, ohne Licht und Luft hinter Bretterverschlägen und Lumpen seit Jahr und Tag, und halten dieses Vegetieren für selbstverständlich. Man erspare uns Einzelheiten, dieses grauenvolle Bild zu malen. Aborte sind dort unbekannt. Keine Stunde würden wir es unten aushalten. Die Polen leben dort, essen, trinken, schlafen, zeugen Kinder, sterben und tun keinen Handschlag, der Hölle dort zu entrinnen. Das ist Polens Gesicht, genau das gleiche, das sich bei den Ermordungen tausender volksdeutscher Familien so gräßlich enthüllt." — Dieser Keller wurde auch von den Vertretern der Presse der USA., Japans, Brasiliens, Schwedens, Hollands, Ungarns usw. besichtigt.]

Lassen wir d'Etchegoyen fortfahren.

„Und dies Volk ist die Wehrmacht Polens. Eine Hammelherde, die dem Schäfer folgt, der sich an ihre Spitze stellt. Sie haben sich 1794, 1830 und 1863 unter Führung ihrer Geistlichkeit und einiger großer Patrioten tapfer töten lassen, ohne recht zu wissen weshalb. Sie haben brave Soldaten geliefert. Belehrt von ihren Priestern, riefen sie gestern, als wir vorbeifuhren, wacker: ‚Es lebe Frankreich!' Genau so gut hätten sie geschrien: ‚Es lebe Patagonien!' Glühend ergeben und duldend treu werden sie bleiben, solange ihre Priester sie leiten; kommen sie unter das Schermesser hetzender Aufwiegler, so werden sie Bolschewiken werden — einfach weil sie gehorchen müssen, ohne zu begreifen. Sie werden brav das Haus ihres Herrn verteidigen, — bis sie es eines Tages in Brand stecken!"

[Wieder einmal müssen wir hier etwas einschalten. Hier rühren wir an die letzten Gründe für jene schrecklichen Mordtaten des August und September. Hetzer sind dagewesen, denen die Massen folgten — sicher darunter auch solche des englischen Geheimdienstes. Aber ebenso sicher sind auch noch andere Kräfte wirksam gewesen. Die Brandreden der Politiker, der Offiziere, der Presse, sie alle sind doch noch nicht das Entscheidende. Eine ganz große Rolle m u ß die polnische Geistlichkeit in dieser Hetze gespielt haben. Wir werden noch auf ein anderes Beispiel kommen.]

Ein Wort spricht der Franzose aus, das überall Aufsehen erregen muß: „Man hat oft den polnischen Patriotismus in den Himmel erhoben. Darf ich es wagen,

Angriff aufs Dorf über die blanke Ebene!

Deutsche Infanterie wartet am Straßenrand auf den Angriffsbefehl

Deutsche Infanterie beim Eilmarsch

Deutsche Truppen werden jubelnd begrüßt

einen gotteslästerlichen Zweifel dieser Ansicht entgegenzusetzen? einen Zweifel, der, wie ich fürchte, auch die andern Legenden aufheben wird? Der polnische Bauer hat keinen Patriotismus, denn er weiß gar nicht, was Vaterland ist! Jahrhundertelang haben römisch- und griechisch-katholische Kirche auf jenem Boden miteinander gerungen, und das ist die wahre Ursache der Aufstände von 1831 und 1863 gewesen. Wie war es denn 1920? Das Vaterland ist in Gefahr, hieß es im Aufruf der Warschauer Regierung. Kein Mensch im eigentlichen Volke rührte sich — bis die Priester auf die Kanzel traten, bis sie den Eintritt in das Heer befahlen und sich selbst an die Spitze stellten. Da kamen 100 000 Mann! Was man in Polen Patriotismus nennt, ist für die Masse nichts als ein Anhängsel der Religion, und die Religion ist platter Götzendienst. Sinnlos plappert der Bauer Gebete, in denen er die Worte verdreht, ohne zu wissen, was sie bedeuten. Von der heiligen Jungfrau ist er überzeugt, daß sie eine polnische Königin sei." — Da ist in einer Gemeinde zur allgemeinen Erbauung eine alte Bäuerin täglich zur Kommunion gegangen. Einige Tage predigt einmal ein Reiseprediger dort, liest die Messe. Ihm fällt das tägliche Kommunizieren der alten Frau auf. Er fragt sie, warum sie das täte. Harmlos und offen erklärt sie ihm, sie behalte die Hostie im Munde und nehme sie mit nach Hause; dort mische sie sie in die Nahrung der jungen Kälber. So will sie auf diese die Segnungen des Himmels herabziehen und sie gegen Krankheiten feien! — [Richtig „belehrt" wird eine solche Frau auch von der Ermordung möglichst vieler Deutscher die Segnungen des Himmels erwarten! Wenn „von den 180 deutschen Pastoren der Unierten Evangelischen Kirche in Posen und Westpreußen nur jene 15 von den blutigen Ausschreitungen der ersten Septembertage verschont blieben, die vorher ihrer deutschen Staatsangehörigkeit wegen aus dem polnischen Staatsgebiet ausgewiesen waren" (Das Ordenskreuz 1939, Nr. 2), so hat sich hier zweifellos die Erziehung der Massen durch die von blindem Haß gegen das Deutschtum und gegen die evangelische Kirche gleich hemmungslos berauschte polnisch-katholische Geistlichkeit noch besonders ausgewirkt.]

Durch eine unendliche Kluft von dieser Masse getrennt sind gewisse Mitglieder des hohen Adels. Sie sind in der Regel sehr unterrichtet, haben eine ausgezeichnete Erziehung genossen, haben meist viel Zuneigung für Frankreich, hassen aber auch Frankreichs Feinde nicht. „Das sind die wenigen Familien, die nach Wissen und Haltung auf derselben Stufe stehen wie die ersten Familien anderer Länder." Sie sind die eigentlichen Schöpfer und Bewahrer des Ansehens der Polen im Auslande, während sie in Polen selbst verhältnismäßig wenig zu sagen haben. Ihnen gesellen sich in geringem Abstande reiche Bürger, reiche Landbesitzer und hervorragende Gelehrte. Von dieser Sorte Menschen gibt es auch in gewissen Stäben und einigen Ministerien. Aber auch sie sind nur Auserwählte, nur eine hauchdünne

Schicht. Es würde ganz falsch sein, wollte man von ihnen auf das Wesen des eigentlichen Volkes schließen. Das eigentliche Volk, das sind jene Bauern und Arbeiter, die wir (sagt d'Etchegoyen) schilderten, sind die kleinen Beamten, die kleinen Bürger und die niedrige Geistlichkeit. Und sie alle sind schon ganz anderer Art. „Von ihnen sind die meisten sehr mangelhaft erzogen, dabei maßlos stolz, faul, tückisch und feindlich gegen jeden Ausländer." Man soll sich ja nicht durch eine gewisse äußerliche Höflichkeit täuschen lassen. Gewiß, wenn ein Offizier überhaupt grüßt, so knallt er die Sporen zusammen. Das hindert ihn aber gar nicht, einen schamlos anzurempeln, einem frech den Platz wegzunehmen und ihn unter keinen Umständen wieder aufzugeben. Der kleine Beamte ist der geborene Hemmschuh. Solange er kann, verschleppt er jeden Wunsch, bis endlich auch der begriffsstutzigste Ausländer begreift, daß es seine Pflicht ist, ein Trinkgeld zu geben. Hat er das Trinkgeld gegeben, so ist zwar der böse Wille verschwunden, die Gleichgültigkeit aber ist dieselbe geblieben. „Wenn ein Pole euch sagt: ‚Sofort', dann könnt ihr euch Hoffnung machen. Euer Wunsch wird dann vielleicht in acht Tagen, vielleicht in vierzehn Tagen, vielleicht aber auch gar nicht befriedigt werden. Sagt er zu euch: ‚Ja, gewiß', dann laßt alle Hoffnung fahren; das verpflichtet zu gar nichts.

Man ist eben hier schon im Orient. Alles bleibt an der Oberfläche. Krankenhäuser sind selten, sind völlig unzureichend, und zahllose Klagen darüber nützen gar nichts. Gesundheitspflege? In der ganzen Welt sind sonst die kleinen Gebäude verbreitet, die Kaiser Vespasian einführte; hier sind sie selbst in Warschau noch unbekannt. „Einfache Holztonnen sammeln ihren überfließenden Beitrag prunklos am hellen Tag und vergiften die Atmosphäre mit ihrem unbeschreiblichen Duft ... Der Ausdruck ‚polnische Wirtschaft' ist sprichwörtlich in Deutschland, um eine gutgeordnete Unordnung zu bezeichnen."

Niemand kann einen Entschluß fassen. Unendlich wird über die kleinsten Fragen geschwatzt — niemals bekommt man ein Ja oder Nein. Auch das Nützlichste wird in Formeln, Aktenhaufen, Notizbüchern usw. begraben und verschwindet darin. Jede Entscheidung wird auf den nächsten Tag verschoben, dann auf den übernächsten, und so immer weiter, wobei jeder hofft, daß die Zeit die Schwierigkeit lösen wird. „Und neben dieser Gewohnheit unendlicher Erörterungen, dieser Faulheit, dem Gehenlassen, wie es kommt, sind sie kriegerisch, poetisch, lieben große Schaustellungen, haben eine große Fähigkeit, sich zu verstellen, und einen kindischen Stolz." Dieser ganz unbegründete Stolz überrascht einen sofort. Er verbindet sich mit einer Leidenschaft, sich mit Uniformen, mit Stiefeln, mit Vergoldungen, mit Sporen, mit großen Säbeln und Revolvern herauszuputzen. „Da trifft man einen Herrn in prächtiger, strahlender Uniform mit goldenen Knöpfen, goldenen Raupen auf den Schultern, breit gesticktem Kragen, hohen Stiefeln, großen Sporen, einem

großen Säbel, der an zwei vergoldeten Gurten auf dem Boden schleift, Revolver im Gürtel und die Reitpeitsche unterm Arm. Natürlich denkt man, es sei ein General. Keine Spur! Dieser bis an die Zähne bewaffnete Mann ist ein kleiner Richter, der für Völkerverbrüderung und Abrüstung schwärmt, oder vielleicht auch ein friedlicher Steuererheber; ein Pferd hat er natürlich nicht, aber Sporen, die so laut wie möglich klirren. Sein großer ‚Sarraß', der auf den Pflastersteinen klappert, ist offenbar niemals aus der Scheide gekommen. Gott gebe, daß er nicht einmal auf die Idee kommt, seinen Revolver aus dem Futteral zu ziehen." Aber er ist zufrieden, wie er ist. Er macht die Spatzen scheu und sichert sich die Bewunderung der kleinen Straßenjungen, die Mund und Augen aufreißen. — Die Offiziere geben mit Säbelgerassel und Pistolen von allen Kalibern und allen Größen das Vorbild zu alledem. Die Brust haben sie voll von Plaketten und Medaillen, die bald bezeugen, daß sie brav in der Schule gewesen sind, bald, daß sie einen Sportpreis bekommen haben. „Da gibt's eine Medaille für die, die gegen die Bolschewiken gekämpft haben, und eine andere für die, die es nicht getan haben; dann gibt es Kriegskreuze, Tapferkeitskreuze, Kreuze des heiligen Kasimir, Kreuze des weißen Adlers und — höher als alles für die Unsterblichkeit des Helden — den ‚Orden für militärische Tüchtigkeit'. Den haben sie alle!" Trotz dieser furchtbaren kriegerischen Ausstattung machen sie im allgemeinen keinen unbedachten Gebrauch von ihrer schrecklichen Bewaffnung; sie ist mehr Schaustück. „Höchstens kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß einer mit seiner Pistole spielt, mit der er nicht sonderlich Bescheid weiß, und dabei sich selbst verwundet oder einen Kameraden ins Auge schießt."

„Das soll das Polen sein, von dem wir soviel Schönes gehört haben?" so wendet sich d'Etchegoyen „an seine überraschten und enttäuschten Leser". Ja, antwortet er, leider seien die Franzosen nun einmal so, daß sie sich verführen lassen, denen Zuneigung zu schenken, die sie für Unterdrückte halten, ohne richtig zu prüfen, — Völker zu verherrlichen, die sie gar nicht kennen. Und doch habe diese Begeisterung für die Polen Frankreichs Geschichte zweifellos nicht günstig beeinflußt. Jetzt liege Polen zwischen den viel stärkeren Mächten Rußland und Deutschland. An sich schon eine gefährliche Lage! Die Alliierten aber hätten diese Gefahr noch beträchtlich vergrößert, indem sie Polen auf Kosten seiner mächtigen Nachbarn erweitert hätten, ja sogar auch noch auf Kosten anderer Länder, der Tschechoslowakei, der Ukraine und Litauens. Polen sei der einzige Staat Europas, der mit *allen* seinen Nachbarn in Unfrieden lebe.

Ein Volk, in seinen Massen ohne echten Patriotismus und Kultur, ohne Arbeitslust, ohne Energie, dabei verlogen, eingebildet, anspruchsvoll, großmannsüchtig und in seinen maßgebenden Schichten eroberungswütig — so hat es d'Etchegoyen erkannt und gezeichnet. „Anfang Juni 1920, während die polnischen Truppen in

Unordnung fliehen und den Bolschewiken die Straße nach Warschau öffnen wollen, läßt der polnische Außenminister durch die ‚Agence Havas' in Paris bekanntgeben: ‚Dank unseren unvergleichlichen Truppen ist die bolschewistische Offensive im Begriff, zu unseren Gunsten abzuschließen. Der Staatschef ist völlig befriedigt.'" Lüge! Und noch ein hartes Wort des Franzosen: „Wenn ein Pole euch mit Ergebenheitserklärungen überhäuft oder pathetisch ausmalt, was sein Vaterland alles für Unglück gehabt hat — zieht keine übertriebenen Schlüsse daraus: er spielt seine Rolle! Gleich wird er euch um etwas bitten. Er ist Meister in der Kunst zu beschmeicheln und zu bedienern, während er im Innern darüber lacht. Damit täuscht er auswärtige Besucher, und das um so leichter, als diese oft nur zu gern getäuscht sein wollen, die Grenznachbarn Polens aber nicht. Sie wissen, wie zänkisch, ungestüm und rachsüchtig die Polen sind, fürchten, daß sie in der Verwaltung sich unordentlich, willkürlich, unbeständig und wirr, in ihrer Amtsgewalt sich roh, ungeschickt, unduldsam und als Unterdrücker zeigen werden."

So waren die Polen 1920. Und noch früher? Der westpreußische Schriftsteller Bogumil Goltz, aufgewachsen in Polen, geboren in Warschau, stellt in einem 1858 erschienenen Buch Galiziens Adel und Bauern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einander gegenüber. „Es ist vorgekommen, daß eine sehr liebenswürdige Gräfinwitwe einen Scharwerkerbauern (Tagelöhner), der etwas verbrochen hatte, nackt in eine Badewanne mit kaltem Wasser setzte und so eine kalte Herbstnacht zubringen ließ. Die Vergeltung fiel 1847 bekanntlich dahin aus, daß die mißhandelten Bauern die Edelleute ohne Unterschied totschlugen. Mein Referent berichtet, daß ein Edelmann mit Messern in kleine Fetzen geschnitten und mit dem Fleisch seine Schweineherde gefüttert wurde, während die Frau des Unglücklichen gezwungen zusah, wobei sie den Verstand verlor."

Da haben wir den viehischen Ausbruch von 1939: Wollust im Martern und Foltern bei hoch und niedrig! Dieselben Menschen 1847 wie 1939 — dieselben „edlen Polen"! Nicht erst seit 1939 sind sie so, nicht erst seit 1920, auch nicht seit 1840: sie waren immer so! Darum sieht d'Etchegoyen mit prophetischem Blick in dem polnischen Bündnis „für Frankreich nichts als ein schweres ‚Soll' ohne ‚Haben'. Werden wir nicht eines Tages", sagt er, „ohne merklichen Vorteil in einen schrecklichen Raufhandel hineingezerrt werden und dabei bestimmt Haare lassen müssen? Möge der Himmel geben, daß ich mich täusche, aber ich habe große Angst für Polen. Mich quält die Erinnerung an das Ende des Romans ‚Der Mann mit dem Schädelbruch' [wörtlich: mit dem gebrochenen Ohr], jener Satz: ‚Wieder ins Leben gerufen am 17. August zwischen 3 und 4 Uhr morgens, starb der Kranke am 17. des folgenden Monats endgültig.' Ich fürchte sehr, daß diese Zeilen in wenig Jahren den Schluß unter Polens Eintagsdasein setzen werden, dem zweifellos eine vierte und letzte Teilung ein Ende machen wird."

Wie Deutschlands Heer die Polen schlug

1. Der Blitzfeldzug

„Erik Truvor arbeitete allein im Laboratorium zu Linnais. Nach den Plänen Silvesters baute er den neuen ‚Strahler' zusammen. Die letzte Schwierigkeit, die noch zu lösen blieb, betraf das genaue Zielen. Es war notwendig, das entfernte Objekt, auf welches der Energiestrom gerichtet wurde, zu sehen. Die aus dem Strahler entsandte Formenenergie reflektierte zu einem winzigen Teile von der Konzentrationsstelle zum Strahler zurück und entwarf hier ein optisches Bild dieser Stelle ...

Die zweite Nacht verging und der zweite Vormittag. Er zog die letzte Schraube fest. Mit zitternder Hand schaltete er den Strahler ein. Nebel zog über die Mattscheibe. Er regulierte an den Mikrometerschrauben. Der Nebel löste sich. Blaue und grüne Flächen wurden sichtbar.

Er mußte sich setzen. Die Knie versagten ihm. Dann ein gewaltsames Aufraffen. Ein letztes Drehen an der Feinstellung. Scharf und deutlich zeigten sich die Föhren, die 20 Kilometer entfernt am Unterlauf des Tornea standen. Die Mattscheibe bot ein Bild, wie man es seit langen Jahren in der photographischen Kamera beobachten kann. Doch das Bild hier kam nicht rein optisch, sondern energetisch zustande. Der Wurf war geglückt ..." (Hans Dominik, „Die Macht der Drei").

Solch einen „Strahler" denken wir uns in unserer Hand, aber seine Leistungen im Vergleich zu dem (wie der Dichter berichtet, leider unwiderbringlich zerstörten!) Werkzeug Erik Truvors nach der einen Seite erweitert, nach der andern eingeschränkt. Wir können ihn mit Hilfe eines Suchers nach den aus der Karte ermittelten Gegenden zu deutlicher Beobachtung auf Punkte in beliebiger Richtung und Entfernung einstellen. Die Formenenergie strahlt uns das Bild dessen, was dort ist und vor sich geht, in demselben Augenblick zu. Die hinzugedachte geniale Verbesserung aber läßt gleichzeitig auch die an den angestrahlten Orten wirkenden Schallwellen in Hin- und Rückwandlung über Energieströme zu uns gelangen; wir sehen nicht nur, wir hören auch! Dafür fehlt uns, was Dominiks „Dreien" das Wesentlichste war: die Machtstrahlen. Einfluß auf das Geschehende haben wir nicht; dazu verhilft uns unsere Phantasie nicht.

Wir brauchen ihn nicht: wir wollen ja nicht handeln, sondern erfahren! Durch den Strahler weit hinausgehoben über alles, was der Menschheit unserer Zeit an technischen Wundern zur Verfügung steht, haben wir in unserem „Laboratorium" auch zu größter Vollkommenheit durchgebildete Empfänger von Funk-

wellen, die im Äther kreisen. Empfänger für Lang- und Kurzwellen — selbstregistrierende Apparate mit Dauertätigkeit, die unermüdlich aufschreiben, was auf ihren Wellenlängen eingeht, während wir uns anderweitig beschäftigen. Sie ermöglichen uns, große Teile dessen, was vom Kriegsgeschehen Radioapparaten anvertraut wird, dauernd aufzunehmen und danach zu bestimmen, wohin wir den Strahler richten wollen. Mit diesem können wir dann dort sogar kleine Einzelheiten auf Hunderte von Kilometern sehen und vom Gefechtslärm herab bis zum gesprochenen Wort hören. So durchforschen wir das Kriegstheater von der Ostseeküste bis zu den Karpaten und bis Rumänien, vom Deutschen Reich bis nach Rußland hinein. Die Erdkrümmung stört uns dabei nicht, denn wie die Funkwellen schmiegen sich ihr die Energieströme an.

Ein Arbeitsstab unterstützt die Leiter des Gesamtempfanges: Techniker zur Bedienung der Apparate, kriegskundige Offiziere, Politiker, Historiker. So vorbereitet verfolgen wir, wie im Mythos die Götter aus wolkigen Höhen die Schlachten der Sterblichen, hier die von der Mattscheibe des Strahlers auf die Leinwand geworfenen, plastisch gestalteten Bilder. Schalldicht sind die Wände unseres Beobachtungsraumes in Breslau. Nichts stört uns. Wie es der Leitung gefällt, läßt sie Strahler, Rundfunk oder erläuternde Worte eines der wissenschaftlichen Mitglieder des Arbeitsstabes miteinander abwechseln.

Es ist der Vormittag des 6. September. „Wir richten den Strahler zur deutschen Heeresgruppe Nord", kündigt der Ansager an. Zugleich erscheint uns ein großer Flugplatz, beleuchtet von der Sonne eines herrlichen Spätsommertages. Ab und zu fährt ein Lastwagen vorüber, ächzend unter schwerer Bombenlast, oder ein Meldefahrer überquert das Feld. Schwere Kampfmaschinen stehen rund um den Platz; Besatzung und Bedienungsmannschaften liegen in ihrem Schatten. Beklemmend diese Stille angesichts der drohend zum Himmel starrenden Maschinengewehre, aufgestapelter unzähliger Bomben und vereinzelter Gewehrpyramiden!

Plötzlich kommt Bewegung in das Bild. Aus einem Gebäude tritt ein Offizier heraus. Offenbar der Staffelkapitän, um den sich Besatzungen sammeln. Wir hören einen Auftrag: die Staffel soll mehrere feindliche Truppentransporte und Bahnhöfe vernichten und im Tiefflug Kolonnen im Marsch angreifen und aufreiben. Schon donnern die starken Motoren der Maschinen, aus deren Kanzeln die Maschinengewehre drohen. Wart, Bombenpersonal, Mechaniker und Funker überprüfen noch einmal alles: von ihrer genauen Arbeit hängt das Leben der Kameraden ab, und sie sind sich ihrer schweren Verantwortung bewußt.

Unsere Bildaufnahme läßt jetzt ein einzelnes Flugzeug scharf hervortreten. Schon kommt seine vierköpfige Besatzung: ein Oberleutnant, ein Feldwebel und zwei Unteroffiziere. Es ist eine erprobte Mannschaft, die bereits in Spanien in

vielen Feindflügen ihr Können bewiesen hat, denn alle tragen das goldene oder silberne Spanienkreuz. Kameraden helfen ihnen beim Anlegen der Fallschirme, ein letzter Händedruck, und die Falltür schließt sich hinter ihnen. Die Bremsklötze werden entfernt; lauter dröhnen die Motore auf; noch einen Gruß der Besatzung, und die Staffel jagt über die weite Bahn des Flugfeldes. Kette um Kette löst sich leicht vom Boden und verschwindet in der Richtung nach Süden, wie uns die Baumschatten verraten. Werden sie alle wiederkommen? — Wen von den Tapferen wird es erwischen beim ersten Fluge?

Das Bild verschwindet. „Ein Sprung zur Heeresgruppe Süd", tönt es vom Ansager. Ein kleiner See taucht auf, westlich von ihm ein höher gelegener Wald. Zwischen See und Waldwiese, die sich 100—200 Meter breit nach Norden zieht, aus dem Nordrande des Waldes, senkt sich eine Straße herab zu einem Dorfe, dessen Südrand 200 Meter vom Waldsaum entfernt ist. („Dorf Wanatzja einige hundert Meter südwestlich Wjeschbnik", sagt der Ansager.) Hinter dem Dorf ein Hügel. Auf der Straße zwischen Wald und Dorf halten einzelne motorisierte Fahrzeuge. Im Dorfeingang offenbar ein abgeschossener Spähwagen einer Vorhut. Scharfe Knalle! Im Walde zerspringen kleine Granaten. Kradschützen sind im Angriff auf das Dorf, liegen in feindlichem Artillerie- und Infanteriefeuer fest. „Wir sehen den Anfang einer Aufklärungsabteilung, die aus südlicher Richtung auf Wjeschbnik strebt", erläutert ein Offizier. „Freilich ist es kaum glaublich, daß sie heute vormittag schon so tief in Polen steht. Jedenfalls muß sie zu Reichenau gehören — kommt vielleicht von der Lysa Gora. Und jetzt, bitte, sehen Sie dahin! Etwa 50 Meter westlich von der Straße ist da im Walde eine Art verwachsener Lichtung. Dort bewegt sich etwas! Sehen Sie, da, 20 bis 30 Meter südlich des Waldrandes!" Schon blitzt es dort auf. Schuß! Schuß! Schuß! Von der Höhe hinter dem Dorfe hatten bisher zwei feindliche Geschütze den Angriff der Kradschützen unter Feuer gehalten — jetzt schweigt das eine. Schuß! Schuß! Das andere schweigt ebenfalls — die Bedienungen flüchten nach Norden. Polnische Infanterie und Maschinengewehre lenken ihr Feuer von den Schützen auf den Waldrand. Es muß die Bedienung des deutschen Infanteriegeschützes, das soeben aus dem Walde auf nur 250 Meter Entfernung vom Dorfrande gefeuert hat, im nächsten Augenblick vernichten ... Aha! Während die Kradschützen sich jetzt entlastet fühlen und vorwärtsspringen, deutet leichte Bewegung in jener verwachsenen Lichtung an, daß das Infanteriegeschütz in Deckung gegangen ist.

Wieder ändert sich das Bild. Langsam ziehen an uns in Kleinstellung, so daß wir ein weites Gelände überblicken, mächtige Forsten vorüber, dazwischen blau leuchtende Seen. Jetzt taucht ein Städtchen auf, auf drei Seiten von einem See umgeben; etwas abgesetzt auf der Westseite der Bahnhof. Hier steigen soeben

Truppen aus, offenbar ein Infanteriebataillon, das sich zum Abmarsch ordnet. „Aus Funknachrichten wissen wir", erklärt der Offizier, „daß hier ein Regiment ausgeladen wird, das in der Nacht in Marienwerder verladen wurde und vorher die Kämpfe bei Krone an der Brahe und bei Kulm mitgemacht hat. Jetzt tritt es vermutlich zu der Armee über, die aus Ostpreußen vorgegangen ist, denn der Ort, den Sie hier sehen, ist Johannisburg in Ostpreußen, nahe der alten russischen Grenze. Die Wälder, die Sie sahen, sind die riesenhaften Johannisburger Forsten, die Seen ein Teil der masurischen Seen. Wir lassen jetzt den Strahler von Johannisburg nach Osten wandern in der Richtung nach Bialla. Sie sehen, die Straße bleibt leer. Versuchen wir es auf der Straße von Johannisburg nach Südosten. Hier erkennen wir deutlich vorausfahrende Spitzenkommandos. Offenbar hat das in Johannisburg ausladende Regiment Weisung, zunächst über Kolno Richtung auf den Narew zu nehmen. Das würde in gerader Verlängerung auf die Festung Lomscha führen, bei etwas westlicher Abweichung nach Nowogrod, bei östlicher auf Wizna. Ein lehrreiches Beispiel von strategischer Verschiebung. Die 4. Armee ist mit den Polen im Korridor offenbar ziemlich fertig und verschiebt sich nach Osten, während andere Teile von ihr auf beiden Ufern der Weichsel stromaufwärts verfolgen. Ich kann Ihnen auch mitteilen, daß bereits gestern an der Narewfestung Roschan Kämpfe begonnen haben und diese sich heute früh auf Pultusk ausdehnten, nachdem der kraftvolle Angriff der 3. Armee die polnischen Befestigungen der vorgeschobenen Front Mlawa—Choschele mit dem 4. völlig abgetan hat.

Am Narew haben wir jedenfalls heftige Kämpfe zu erwarten. Ich stelle Ihnen Pultusk ein. Sie sehen, die Stadt liegt auf dem rechten Narewufer in der Tiefe, während das linke Narewufer überhöht. Wir erkennen bei scharfer Einstellung vereinzelte Bunker am östlichen Hochufer, dahinter nach Osten ausgedehnte Wälder, in die wir nicht hineinsehen können, geeignet zur Bereitstellung von Reserven. Jetzt sehen Sie auch dort deutsche Granaten einschlagen und — horch! — dazwischen Abschüsse, die offenbar von feindlichen Geschützen stammen, die wir aber nicht entdecken können. Wir hören auch lebhaftes Maschinengewehrfeuer, können aber augenblicklich sonst von einer Gefechtshandlung nichts sehen. Diese Narew-Bober-Befestigung zieht sich von Modlin, der Festung an der Mündung des Narew in die Weichsel, die zur russischen Zeit den Namen Nowo-Georgjewsk führte, aufwärts über Pultusk, Roschan, Ostrolenka, Nowogrod, Lomscha, Wizna bis Osowjetz, einer Sumpffestung am Bober, die uns im Jahre 1915 sehr viel Schwierigkeiten bereitet hat, weil die Sümpfe jeden Versuch, von Westen heranzukommen, scheitern machten. Hier am Narew steht der 3. Armee sicher eine harte Schlacht bevor. Die Polen werden alles tun, um diese Stellung zu halten, denn sie bildet die schützende Flanke ihrer Weichselfront. Aber ich glaube, es ist

Zeit, daß wir jetzt wieder nach unserem Flugplatz zurückkehren. Mit einem zweiten Strahler haben wir zwischendurch dorthin beobachtet: bis jetzt sind die Flugzeuge noch nicht zurückgekehrt. Der Beobachter am zweiten Apparat hat aber festgestellt, daß sie im Kampf gewesen sind, und gibt mir eben ein Zeichen, daß sie zum Rückflug ansetzen."

Wieder liegt vor uns der Flugplatz, offenbar noch in stiller Erwartung. Jetzt hören wir leise das Surren der Motoren. Gespannt und suchend zählen wir die auftauchenden Flugzeuge: 3 — 6 —, was ist das? Die letzte Kette hat ja nur zwei Maschinen! Schon landen die ersten. Ganz sachte setzen sie auf — ein kurzes Rollen, und die „Latten" (= Propeller) stehen still. Bei scharfem Einstellen erkennen wir nur wenige Einschläge von Infanteriegeschossen, hier und da vereinzelte Splitter feindlicher Flakgeschosse. Unversehrt steigen die Besatzungen aus.

Da taucht in weiter Ferne ein Punkt auf. Langsam nähert er sich dem Flugplatz. Es ist die neunte Maschine der Staffel. Wir atmen auf. Als sie aber näherkommt, erkennen wir, daß nur ein Motor läuft, während der andere stillsteht. Deutlich erkennen wir es an der Silhouette der Latte, die sich gegen den Himmel abhebt, und hören es auch an dem Surren des nichtbeschädigten Motors: Motorschuß! — Einmal kreist die Maschine um das Feld, dann setzt sie trotz des beschädigten Motors tadellos auf. Noch ein kurzes Rollen — sie steht. Sie ist hart mitgenommen! Einschläge in beiden Flächen, Treffer im Rumpf und Leitwerk, Volltreffer eines 4-cm-Flakgeschosses vorn in der Kanzel. Von außen wird die Falltür geöffnet, um die Besatzung aussteigen zu lassen. Entsetzt sehen wir, wie der zerrissene Leichnam des Beobachters den Öffnenden entgegenfällt. Offenbar hat er die Gewalt des Volltreffers aufgefangen und so das Leben der drei Kameraden gerettet, die nur leichtere Verwundungen erlitten haben. Der Strahler läßt uns auch den Bericht der Besatzung verstehen. Trotz eines Beinschusses und des Volltreffers in den Motor hat es der Flugzeugführer fertiggebracht, die Maschine mit dem toten Kameraden und den drei Lebenden in den Heimathafen zurückzufliegen — eine bewundernswerte Leistung. Wir erkennen die Trauer der Männer von der Staffel und entnehmen ihren Worten, daß der Gefallene ein besonders tüchtiger Offizier und Sieger in zahlreichen Luftkämpfen gewesen ist. Er mußte als erster Toter aus ihren Reihen vom ersten Frontflug im deutschen Kriege nicht mehr zurückkehren!

Aber schon ist ein neuer Befehl da: wir merken es am fieberhaften Arbeiten von Mechanikern, Bombern, Waffenwarten. Noch sind nicht 10 Minuten vorüber, da sind die Maschinen bereits neu beladen und klar zum Start. In der 10. Minute verlassen sie den Erdboden wieder. — Tief gräbt sich uns ins Gedächtnis das verbissene, ernste Antlitz des Flugzeugführers ein, der hinter dem Steuer des letzten Apparates sitzt!

Der Strahler streift langsam über das Kampfgebiet. Von West nach Ost folgt er den großen Straßen. Zuerst treffen wir überall auf Teile vorgehender deutscher Truppen. Weit voraus sehen wir Kampfwagen fahren, unwahrscheinlich weit durch zurückgehende polnische Massen durchgestoßen. Zwischen diesen und den folgenden deutschen Infanteriedivisionen wird immer wieder eine deutlich wahrnehmbare Grenze gezogen durch brennende Dörfer und Getreidediemen, flüchtende Einwohner. Es ist dasselbe Bild, das wir vom Weltkriege her kennen. Die Brandfackel, die Großfürst Nikolai Nikolajewitsch bei seinem Rückzug im Sommer 1915 in den Gebieten von Galizien, Kongreßpolen, Weißrußland, Litauen anzünden ließ in dem vergeblichen Bemühen, uns dadurch das Folgen zu verwehren, sie brennt heute wieder — und diesmal sind es die Polen selbst, die ihr Land verwüsten, wie es im Dreißigjährigen Kriege geschah. Auch in der Provinz Posen, wo es ja bisher zu Kämpfen noch kaum gekommen ist, das gleiche Bild. Schwarze Rauchsäulen wälzen sich um den brennenden Bahnhof von Hohensalza. Heller Feuerschein leuchtet über Gnesen.

Wir sehen verlassene Stellungen an der Warthe, und wir sehen weiter nach Osten in der Gegend von Kutno, an der Bzura, bei Radom, bei der Lysa Gora vorbereitete Schützengräben, und sehen, daß an solchen gearbeitet wird. Freilich, Klarheit über die Massen der dort zurückgehenden polnischen Divisionen können wir nicht bekommen. Offenbar verbergen auch sie sich am Tage in Wäldern und Dörfern und marschieren vielfach in der Nacht. Vielleicht erkennt man in nichts so sehr die Änderung der Kriegführung, die von der Luftwaffe erzwungen ist, als in diesem Versteckspiel der Truppen, die auf der Erde dahinmarschieren. Immer wieder fragen wir uns: wo sind denn eigentlich die 1½ Millionen polnischer Streiter? Wenn wir irgendwo Kämpfe erkennen, so sind es dem Anschein nach immer nur kleine Gruppen. Ob nicht dies Versteckspielen, das zum Auflösen der großen Infanteriekörper auf dem Marsche zwingt, dazu beiträgt, daß selbst kleine Einheiten gepanzerter Truppen so unwahrscheinlich weit ins Land hineinstoßen können, wie die kleinen Spähwagen, von denen wir ja einen zusammengeschossen liegen sahen bei dem Kampf der Aufklärungsabteilung, in den wir vorhin hineinblicken konnten?

Wie anders sieht es aus, als wir Bilder vom oberschlesischen Grenzgebiet in unser Gesichtsfeld fassen. Da sehen wir die über die Ostgrenze führenden Heeresstraßen mit Truppengattungen aller Art, zu Fuß, zu Roß, auf Kraftwagen belegt, wir sehen Wagen und Tanks in unabsehbarer Folge. Die Dörfer sind auf den Beinen, und unser wunderbarer Apparat läßt uns den endlosen Jubel der Menge hören, deren Begeisterung er uns zeigt. Wir sehen, wie Sträuße und Päckchen in die Wagen fliegen, Knaben in atemloser Begeisterung an den Pferden Zigaretten hinaufreichen, eingekochte Blaubeeren mit Wasser verdünnt den Soldaten

als durstlöschendes Getränk gereicht werden. Am Westrande eines unmittelbar an der Grenze gelegenen Dorfes das Rote Kreuz. In Wannen, Kübeln, Eimern und Becken wird Getränk herangeschleppt, und alle Gefässe sind im Umsehen wieder geleert. Die Soldaten trinken im Vorbeimarsch, werfen die geleerten Tassen links neben die Kolonne in den Sand, Kinder sammeln sie unablässig auf, spülen sie, reichen sie zu neuem Füllen. —

Was mag aus unserer Aufklärungsabteilung geworden sein? Und können wir nicht feststellen, zu welchem Verbande sie eigentlich gehört? Einer von den mitarbeitenden Herren kommt in den Raum und sagt dem Ansager etwas. Im nächsten Augenblick erscheint ein kahler Höhenzug — eine Straße — deutsche Truppen — ein höherer Stab — ein General — zwei Generalstabsoffiziere, — — einer Division? Und nun vernehmen wir auch (es bleibt doch immer geisterhaft unwirklich!) gesprochene Worte. „Befehl des Kommandierenden Generals. Der linke Flügel der 14. Armee ist im Kampf mit starkem Feind an der Nida. Ihre Division, Herr General, tritt zur Verfügung unseres Armeeoberkommandos. Der Divisionsstab geht nach Jendschejow zurück, die Truppen sind aus dem Gefecht zu ziehen und eingreifbereit zu gruppieren." Einige leiser gesprochene Worte werden noch zwischen diesem Generalstabsoffizier — wir erfassen, daß es der 1. Generalstabsoffizier (Ia) des vorgesetzten Generalkommandos ist — und dem Divisionskommandeur gewechselt. Dann kurzer Abschied, der Ia steigt wieder in sein Flugzeug, der „Fieseler Storch" erhebt sich und verschwindet nach Südwesten. Wir vernehmen noch vom Divisionskommandeur die Worte: „Nun alles heran, die Funkbefehle ausarbeiten und durchgeben! Vor allen Dingen müssen wir unsere Aufklärungsabteilung fangen, die bei Wjeschbnik kämpft: sie soll sich vom Feinde lösen, weiterer Befehl folgt."

Das Bild verschwindet. Der Offizier des Bildstabes ergreift wieder das Wort: „Da haben wir einen Einblick in einen Vorgang, der für die Art dieses Krieges bildhaft ist. Wie hier die Verbände herumgeworfen werden, wie die hohen Stäbe die verschiedensten Möglichkeiten haben, ihre Befehle durchzubringen, wie alles ineinandergreifen muß, um solches Operieren möglich zu machen! Die Divisionen marschieren ja nicht alle zu Fuß hier, sie haben auch ihre motorisierten Regimenter, sie haben ihre Aufklärungsabteilungen, die aufs schnellste beweglich sind. Und wenn auch die polnische Flugwaffe jetzt schon fast vollständig niedergekämpft ist, so können doch die deutschen Marschkolonnen nicht so dicht beieinander bleiben, daß man einfach ‚Kehrt — marsch!' kommandieren könnte. Zum Abstoppen des Marsches werden Funksignale gegeben. Funksignale rufen auch die Führer der verschiedensten Einheiten zum Divisionskommandeur. Funkbefehle leiten den Rückmarsch ein und lenken ihn. Von der Lysa Gora nach Jendschejow, das sind 40—50 Kilometer! Schon aus dem Befehl, dahin zurückzugehen, können

wir entnehmen, daß wir es wahrscheinlich mit einer Division zu tun haben, die wenigstens zu erheblichem Teil motorisiert ist, wenn auch das ‚zurück nach Jendschejow' wörtlich wohl nur für den Divisionsstab zu verstehen ist. Wir wollen nicht verfehlen, morgen diese Division wieder aufzusuchen. —

Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, daß wir auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Süd bei der Armee Blaskowitz nur einmal eine Panzergruppe gesehen haben? Andere mechanisierte Truppen scheint es bei dieser Armee nicht zu geben; trotzdem aber ist der Anfang dieser Armee auch schon sehr weit vorwärts. Überraschend weit!"

Noch einmal zeigt uns der Strahler ein Bild von der oberschlesischen Grenze. Die Sonne verglüht im Westen. Es dämmert. Einzelne Truppenteile zweigen sich ab von dem Heereszug, um im Dorf und seiner Umgebung ihre nächtliche Bleibe zu finden. Die schweren Kraftwagen und Pferde verschwinden im nahen Wald. Es wird finster. Aus dem Gehölz hören wir den Schlag der Axt, das Brechen von Ästen. Dann wird es still.

Der Ansager ergreift das Wort: „Soeben ist ein Tagesbefehl des Generaloberst v. Brauchitsch vom Rundfunk aufgenommen worden. Er lautet:

‚Soldaten! Krakau, Bromberg und Graudenz sind in unserer Hand. Der Korridor trennt nicht mehr Ostpreußen und Danzig vom deutschen Mutterland. Der Feind ist auf der ganzen Front zurückgeworfen und im Rückzug. Altbewährte Frontkämpfer des Weltkrieges wie junge Soldaten haben in gleicher Weise Anteil an den in kurzer Zeit errungenen Erfolgen. In entschlossenem Einsatz hat unsere tapfere Luftwaffe eueren Kampf hervorragend unterstützt. Ich spreche euch allen Dank und Anerkennung aus für eure Leistungen, die sich würdig an die großen Taten des Heeres in der deutschen Geschichte reihen.

Mit der Einnahme von Krakau hat das deutsche Heer auch das Grab des ersten Marschalls von Polen, Pilsudski, in seine Obhut genommen. Sein Ziel war der Friede mit Deutschland. Die Mißachtung seines Vermächtnisses führte zum Kriege. Das deutsche Heer achtet und ehrt diesen großen Soldaten. Auf Anordnung des Führers ist heute an seinem Grabmal in feierlicher Form eine Ehrenwache aufgezogen.

Soldaten! Tage großer Leistungen liegen hinter euch. Jetzt heißt es, dem Feind an der Klinge bleiben und alle Kräfte ansetzen bis zur letzten Entscheidung. In Vertrauen und Zuversicht steht ganz Deutschland hinter euch. Vor uns steht als Vorbild an persönlichem Mut und starker Entschlossenheit unser Führer und Oberster Befehlshaber. Vorwärts zum Sieg! v. Brauchitsch, Generaloberst.'

Ich füge noch hinzu: Wir haben uns heute mit den Kämpfen der Armee List (14. Armee) nicht beschäftigt. Um so überraschender kommt uns die Mitteilung, daß auch Krakau in deutschem Besitz ist. Wenn wir an das schwierige Gebirge

denken, das für den Einmarsch der 14. Armee überwunden werden mußte, so ist das eine ganz besondere Leistung. — Krakau ist nicht eine polnische Stadt wie andere. Es ist immer der geistige Mittelpunkt Polens gewesen, auch in der Zeit, wo es von 1815 ab dreißig Jahre mit etwas Hinterland einen kleinen Freistaat unter dem Schutz der drei Mächte Österreich, Preußen, Rußland bildete. Deshalb hat dort Marschall Pilsudski vor dem Weltkriege seine Legion aufgestellt, deshalb hat er auch auf dem ‚Wawel' an der Seite alter polnischer Könige seine letzte Ruhestätte gefunden. Sicher empfinden Sie mit mir das Ergreifende, das darin liegt, daß — wie ich Ihnen noch mitteilen kann — der Kommandierende General und der Divisionskommandeur der deutschen Truppen unmittelbar nach der Besetzung Krakaus am Sarge des Marschalls militärische Ehren erwiesen und zugleich die militärische Ehrenwache haben aufziehen lassen. Marschall Pilsudski, der mit unserem Führer den Vertrag vom 26. Januar 1934 geschlossen hatte, hat seinen Nachfolgern einmal den Rat gegeben: ‚Seien Sie vor allem dessen eingedenk, daß man sich keine Vorsätze und Pläne vornehmen darf, die über die Festigkeit des Instrumentes hinausgehen, das dies ausführen soll; denn alles wird von Menschen gemacht.' Hätten die Nachfolger des Marschalls seine Warnungen befolgt und darauf hingearbeitet, die deutsch-polnischen Beziehungen zu verbessern, statt sich von Elementen fortreißen zu lassen, die sich in völliger Verblendung über Polens wirkliche Machtmittel befanden, und statt sich den Feinden und Einkreisern Deutschlands anzuschließen, so würde sich nicht heute die Ruhestätte des Marschalls in deutscher Hand befinden.

Ich schließe hiermit unsere heutigen Beobachtungen. Wir werden während der Nacht die eingehenden Depeschen durcharbeiten und morgen früh um 7 Uhr Sie wieder hier erwarten."

7. September

„Wir haben Ihnen gestern mitgeteilt, daß das Panzerkorps der 10. Armee in raschem Vorgehen auf Warschau und daß eine Division dieses Korps in der Gegend von Petrikau zur Ruhe übergegangen sei. Hier ist es in der Nacht zu harten Kämpfen gekommen. Eine polnische Division hat versucht, die in Ruhe liegende Panzerdivision zu überfallen, und ist stellenweise bis in die Quartiere vorgestoßen. Die Lage war außerordentlich ernst: eine weniger feste Truppe würde von Panik erfaßt und dann vermutlich aufgerieben worden sein. Hier aber hat sich die glänzende Ausbildung und die ruhige Entschlossenheit von Offizier und Mann der Division in vorbildlicher Weise gezeigt. Im Umsehen war alles kampfbereit. Schon nach drei Stunden waren die Polen nicht nur zurückgeworfen, es konnten sogar 3000 Gefangene gemacht und einige Batterien erobert werden. 1500 Tote hat der Feind auf dem Kampffelde gelassen.

Sie erinnern sich der Division, die gestern zur Verfügung des AOK. Reichenau nach Jendschejow beordert wurde. Der Divisionsstab ist dort nur diese Nacht geblieben. Jetzt ist die Division im Vormarsch zu überholender Verfolgung über Opatow bis zur Weichsel. Es hat da viel Funkerei gegeben; die konnten wir aber nicht verstehen, denn die Schlüssel zu den Truppenfunksprüchen haben wir natürlich nicht."

Schweigen. Vor uns taucht ein unerwartet anderes Bild auf — das Meer, das in seidenblauem Glanze vor uns liegt. Draußen vor der Küste, mit bloßem Auge gut zu unterscheiden, fahren einzelne Motorboote (Minensucher?) und ein Zerstörer. Ein anderer Zerstörer ist fern am Horizont gerade noch zu entdecken. Es ist der Strand nördlich von Danzig, und dort sehen wir den Zugang zu Gdingen, dem polnischen Trutzhafen, der Danzig das Leben nehmen sollte. Den Zugang beherrschen auf der einen Seite der von den Polen befestigte Steinberg, auf der andern Seite die bewaldeten Höhen von Witomin. Auf dem Steinberg erkennen wir ein großes Kreuz: es nimmt den Platz ein, auf dem die Polen später eine Wallfahrtskirche, die „Meereskathedrale", errichten wollten. Auf dem Berg erheben sich auch eine Anzahl moderner Villenbauten reicher polnischer Kaufleute. Augenblicklich aber ist dieser Steinberg Ziel der Granaten des deutschen Panzers „Schleswig-Holstein". Wir sehen seine Breitseiten das Schiff in dichte Rauchwolken einhüllen, hören ihr Krachen, sehen und hören das Explodieren der Granaten, die in den Kampf um Gdingen eingreifen.

Nachher beschäftigt uns heute ganz besonders das Bild der polnischen Straßen. „Wir müssen uns", sagt der Ansager, „doch einmal etwas genauer das besehen, was man in Polen ‚Straßen' nennt. Dann begreifen wir erst, was für eine Fülle von Schwierigkeiten unsere Truppen beim Vormarsch zu überwinden haben." Und nun lenkt er dort, wo wir gestern in großen Zügen den Straßen gefolgt sind, den energetischen Strahl auf Einzelheiten. Wohin wir auch schauen, stets sind die marschierenden Truppen von dichten Staubwolken eingehüllt, während die Kraftfahrzeuge wahre Staubstürme hervorrufen. Für diese Straßen braucht man wahrlich geländegängige Wagen! Fast bis zur Achse sehen wir bisweilen Fahrzeuge eingesunken, die mühsam gehoben werden. Nicht einmal in den alten preußischen Provinzen Posen und Ostoberschlesien, die unter preußischer Regierung glänzend mit Straßen ausgestattet waren, sind diese jetzt auch nur annähernd so, wie wir das von Deutschland gewöhnt sind. Man hat auch hier in der Polenzeit offenbar einfach drauflosgewirtschaftet, ohne etwas für die Erhaltung zu tun. — Dazu aber kommen jetzt noch die vielen soeben künstlich geschaffenen Hindernisse. Auf langen Strecken sind Bäume so gefällt, daß sie mit einem Teil noch am Wurzelstamm festsitzen, im übrigen quer über der Straße liegen. Sprengungen haben Straßenteile zertrümmert. Keine einzige Brücke, kein einziger

Steg ist unzerstört. Da sind nun die Pioniere und die Eisenbahnpioniere an der Arbeit. Hier sehen wir Pioniere mit ihren Baumsägen die Stämme, die die Straße sperren, absägen und mit Hilfe von anderen Truppen beseitigen. Gesprengte Straßenteile werden wieder aufgeschüttet, und die Decke wird einigermaßen so befestigt, daß sie auch von Kraftfahrzeugen befahren werden kann. Wir sehen schon, daß das alles nur erster Notbehelf ist, sehen aber auch weiter rückwärts Arbeitstruppen eingesetzt, um die gründliche Ausbesserung folgen zu lassen.

Mit Staunen verfolgen wir die Brückenarbeiten bei Dirschau. Dort war ja am ersten Kriegstage die wichtige Eisenbahnverbindung zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reichsgebiet durch die Brückensprengung zerbrochen. Jetzt sehen wir die Einleitung des Neubaus. Wir sehen Güterzüge um Güterzüge, Lastkraftwagen schwer beladen anrollen. Ohrenbetäubender Lärm zeugt von der Arbeit der Rammhämmer, Metallsägen, Schweißapparate. Noch ist man beim Aufräumen. Plötzlich fliegt da ein mächtiger Betonsockel krachend auseinander: nur durch Sprengung können teilweise die zerstörten Brückenteile, die nicht mehr benutzbar sind, beseitigt, kann Raum für die Neuanlagen geschaffen werden. Vorbereitungen werden getroffen für Spreng- und Schneidearbeiten unter Wasser. Ein Riesenkran wird montiert, der die ungeheuren Lasten bewältigen soll. Wir erfahren von den Technikern unseres Arbeitsstabes, daß hier 4000 Mann Tag und Nacht beschäftigt sind. „Die neue Kriegsbrücke", sagt er, „die über den Strom gebaut wird, hat ein Gewicht von 1100 Tonnen. Um diese Last zu tragen, muß eine große Zahl von Pfeilern eingerammt werden. — Jeder hat eine Länge von 19 Meter, von denen 12 Meter unter Wasser stehen. — Drei Fünftel der Brücke müssen neu gebaut werden. Die Bauleitung rechnet bestimmt damit, Mitte Oktober den Eisenbahnverkehr zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reichsgebiet wieder aufnehmen zu können. Das ist dann aber selbstverständlich nur eine Behelfsbrücke. Die Brücke, die endgültig die gesprengte ersetzen wird, erhält eine ganz andere Konstruktion. Bis die Behelfsbrücke fertig ist, muß noch Fährverkehr aushelfen, und das ist für diese wichtige Verbindung recht schwierig."

Nebel breitet sich über Dirschau. Gleich darauf zeigen sich stark beschädigte Bahnanlagen mit abgebrannten Güterschuppen und anderen Gebäuden, die die Spuren der Einschläge schwerkalibriger Geschosse tragen. Ausgebrannte Güterwagen stellen nur noch ein Gewirr verbeulter Eisengerippe dar. Von einem hölzernen verdeckten Güterwagen steht die eine Hälfte unverbrannt da, die andere liegt in Splittern. Eine Großstadt taucht auf. Schön geformte Gebäude und Kirchen, die deutlich die Spuren deutscher Kultureinflüsse zeigen, erwecken unsere Aufmerksamkeit. Am großen Marktplatz eine prächtige Kirche in gotischem Stil mit zwei ungleichen Türmen. Malerisch türmt sich eine Burg auf. Das ist Krakau, das ist der Wawel! Gestern von deutschen Truppen besetzt, heute natür-

lich noch unverändert in seiner echt polnischen Gestalt, was Geschäfts- und Verkehrsleben anbetrifft, nur daß schon Zeichen deutscher Organisation sichtbar werden. So sind in dem Gewirr polnischer Straßennamen und Firmenschilder bereits einige deutsche Schilder angebracht, die „Zum Feldlazarett", „Zur Stadtkommandantur", „Zum Sanitätsdepot" usw. weisen. Auf dem großen Marktplatz — dem sehenswerten Mittelpunkt der Stadt, umsäumt von zumeist alten Häusern mit schönen Giebeln, in der Mitte das mit Erkern und Winkeln ausgestattete Gebäude der Tuchhallen — drängen sich Kauflustige, darunter auch zahlreiche deutsche Soldaten. Dazwischen aber sammeln sich um kleine Schilder mit Inschriften „Sammelstelle für Flüchtlinge in Richtung Teschen", „in Richtung Tarnow" usw. Gruppen armer, trauriger Menschen: verschleppt, gejagt, oft des Gatten, des Vaters, des Sohnes beraubt, suchen sie die Rückkehr nach der Heimat. Vor einem großen Haus stehen Hunderte von Menschen Schlange. Wir lesen die Inschrift „NSV."! Ja, die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt hat unmittelbar hinter den einmarschierenden deutschen Truppen im ganzen besetzten Gebiet ihre Tätigkeit zur Linderung des Flüchtlingselends aufgenommen. An sie werden die Hilfesuchenden gewiesen. Sie prüft jede Anmeldung und erteilt durch weiße Scheine das Anrecht auf Weiterbeförderung in die Heimatorte. Wir sehen auch braune Schwestern Brot austeilen und sich namentlich mit Mutter und Kind beschäftigen. — Ein schärferes Heranführen des Bildes läßt uns in den tiefliegenden Augen der verhärmten Gesichter der Frauen und Kinder unsägliches Elend erkennen! —

Jetzt erscheint ein offener Lastkraftwagen der Heeresverwaltung. Ein wilder Ansturm auf die Plätze setzt ein, und es bedarf der ganzen Energie des Begleitpersonals, um Müttern und Kindern den Vorrang zu sichern. „Die Flüchtlinge, die zunächst noch nicht befördert werden können", schiebt der Ansager ein, „werden im besetzten Gebiet vorläufig in Durchgangslagern untergebracht. Man rüstet dazu meist Schulen mit Betten und Strohsäcken aus, die polnischen Kasernen entnommen sind. Es ist doch wenigstens ein Anfang — die armen Menschen haben wieder ein Dach überm Kopf, sie bekommen eine warme Suppe, es wird für ihre Kinder gesorgt, so daß auch die Mütter einmal wieder ein wenig ruhen können. Sie bekommen wieder etwas Hoffnung!"

Der Strahler richtet sich intensiv auf den Wawel, jene Burg, die den Inbegriff einstiger, längst vergangener polnischer Größe darstellt. Eine breite Terrasse muß einen schönen Blick bieten auf die weit unten dahinfließende Weichsel, die freilich in der Trockenheit dieses heißen Septembers die Dürftigkeit ihres sandbankreichen Bettes ungeschminkt offenbart. Viel deutscher Arbeit wird es bedürfen, um diesem Strom, dessen Lauf und Bett noch nie durch menschliche Hand ernstlich und grundlegend geregelt worden ist, zu einer seiner Größe entsprechenden wirt-

Der Führer an der Front

Generalfeldmarschall Göring trägt dem Führer und seinem Stabschef die Luftlage vor

Infanterie-Geschütz im Feuer bei Gdingen (Gotenhafen)

Die „Schleswig-Holstein“ beschießt die Halbinsel Hela

schaftlichen Bedeutung zu verhelfen! — In der Kathedrale des Wawel, wissen wir, liegen polnische Könige begraben und neben ihnen die großen Dichter der polnischen Romantik aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Mickiewicz und Slowacki. Dort sehen wir auch den Eingang zu der Kapelle, in deren Gruft der Marschall Pilsudski ruht. Vor der Kapelle steht der deutsche Doppelposten. Eines aber fehlt in dem Sarge Pilsudskis: sein Herz. Das Herz des Marschalls ruht in Wilna im Sarge der Mutter des großen Staatsmannes.

Krakau verschwindet. Ein Offizier des Arbeitsstabes ergreift das Wort: „Ich werde Ihnen jetzt auf einem Kartenbilde zeigen, wie nach unseren Ermittlungen etwa die vorderste deutsche Linie augenblicklich verläuft. Auf absolute Genauigkeit können wir natürlich keinen Anspruch machen. Wir haben ja keine offiziellen Mitteilungen; wir stellen uns aus dem, was uns die Funkwellen zutragen und was uns der zweite Strahler erkennen läßt, mit dem wir unabhängig von dem, was wir Ihnen hier zeigen, arbeiten, sorgfältig alles zusammen. Ganz groben Fehlern werden Sie nicht ausgesetzt sein, aber sicherlich wird eine spätere amtliche Geschichtsschreibung das, was wir Ihnen hier zeigen können, in manchen Punkten berichtigen.

Beginnen wir bei der Heeresgruppe Süd, und zwar bei der 14. Armee. Ihre Truppen kämpfen südlich der Weichsel in der Hauptsache am Dunajetz, nördlich der Weichsel an der Nida. Der Pole leistet überall und teilweise hartnäckig Widerstand, doch haben vorderste deutsche Teile bereits östlich des Dunajetz Tarnow, an der Wisloka die Städte Jaslo und Pilzno und am linken Weichselufer schnelle Truppen Sandomir erreicht. Weiter südlich sind am Nordrand der Beskiden schon vor mehreren Tagen Alt- und Neu-Sandetz genommen und sind unsere Truppen in Richtung auf Pschemyschl etwa bis Zmigrod und Gorlice vorgedrungen. Eine Gebirgsdivision hat heute nachmittag westlich des Duklapasses die slowakisch-polnische Grenze überschritten und an der Straße Bartfeld—Zmigrod Quartier bezogen.

Bei der Armee des Generaloberst v. Reichenau ist gestern Kielce genommen. Heute wird im Westteil der Lysa Gora und westlich Radom gekämpft. Schnelle Truppen haben die Weichsel bei Gora Kalwaria, Panzertruppen anscheinend Rawa erreicht. Diese drängen scharf auf Warschau, dem sie sich von Südwesten bei Nadaschyn auf 20 Kilometer genähert haben. Truppen, die anscheinend zu der ja ziemlich schwachen 8. Armee gehören, sind in Richtung Lowitsch hinter flüchtenden Polen her und drängen sie offenbar von Warschau ab. Andere Teile dieser Armee sind entsprechend ihrer weit zurückgestaffelten Aufmarschgegend noch erheblich weiter rückwärts, so daß die 8. Armee ziemlich auseinandergezogen zu sein scheint.

Bei der Heeresgruppe Nord ist von der Verfolgungsgruppe der 4. Armee der Teil

südlich der Weichsel im Vormarsch von Thorn auf Wloclawek, während der Teil nördlich der Weichsel zwischen Thorn und Straßburg die Drewenz überschritten hat. Bei der 3. Armee sind Pultusk und Roschan in deutscher Hand. Hier ist der Narew überschritten. Um Lomscha wird gekämpft. Einleitende Kämpfe bei Nowogrod und Wizna. Die Westerplatte hat kapituliert."

8. September

Das Gelände, in das uns der Strahler führt, hat den Charakter der Vorberge deutscher Mittelgebirge. „Wir sind im Nordteil der Waldkarpaten zwischen Jaslo und Dukla", bemerkt der Ansager, „und begleiten augenblicklich den Vormarsch bayerischer Gebirgsjäger." Wir sehen zerstörte Brücken, brennende Häuser — das alte Zeichen, daß der Feind zurückgeht und hinter sich eine Wüste zu legen sucht. Zmigrod wird ohne Kampf erreicht. Hier ist offenbar längerer Aufenthalt. Es scheint eine besondere Truppengruppierung durchgeführt zu werden. Befehlsworte, die zu uns herüberklingen, Meldungen, Verschiebungen von Motorfahrzeugen lassen allmählich erkennen, daß hier die Gebirgsdivision, der das uns bekannte Gebirgsjägerregiment angehört, aus ihren motorisierten Einheiten, verstärkt durch schwere und mittlere Artillerie und motorisierte Flakverbände, Verfolgungstruppen zusammenstellt. Es scheint, als ob eine aus dem bayerischen Gebirgsregiment gebildete Verfolgungsgruppe, sobald sie marschbereit ist, nach Dukla vorstoßen und dort den Übergang über die Jasiolka gewinnen soll.

Der Offizier des Arbeitsstabes teilt uns mit, daß die am 7. früh von Jendschejow auf Opatow angesetzte Division in ihrem Vormarsch über Opatow in der Nacht vom 7. zum 8. erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, weil in starkem Nebel ein Teil der Funkstaffel sich verfuhr und infolgedessen die Zahl der verfügbaren Trupps (Funkstellen) sehr zusammenschmolz. Erschwerend kam hinzu, daß auch der Nachschub nur durch Funkverbindung geregelt werden konnte. Jetzt entdecken wir die Division nordöstlich Opatow im Vormarsch auf Lipsko und erhalten dazu folgende Erläuterung: „Der Kommandierende General hat persönlich mit dem Fieseler Storch seine Divisionen aufgesucht, sie aus dem Kampf auf der Lysa Gora gelöst und führt sie jetzt ohne Rücksicht auf den Feind, der noch östlich der Nida sich hält, in den Rücken des auf der Lysa Gora kämpfenden Feindes, so ihm den Weg zur Weichsel abschneidend. Offenbar sucht sich dieser durch Ausweichen nach Norden der drohenden Gefahr zu entziehen und hat Sicherungen über Lipsko vorgeschoben. In der Gegend Lipsko—Ilscha wird es zweifellos zu Kämpfen kommen."

Der Sucher streift langsam das Gelände von Opatow über Oscharow auf Lipsko ab, dann etwas weiter westlich den Weg von Ostrowice nach Sjenno, der in seiner Verlängerung nach Cjepjelow führt. Hier haftet er plötzlich auf einer im

Marsch befindlichen Nachrichtenabteilung. Sie nähert sich einige Kilometer nördlich Ostrowice einem Waldstück. Aus dem Waldrande schlägt ihr Feuer entgegen. Die Deutschen erwidern sofort. Erstaunt sehen wir, wie gleich darauf ein polnischer Stabsoffizier mit Begleitung aus dem Walde heraustritt, die Hand erhebt, sich offenbar gefangen gibt. Er spricht einige Worte mit dem deutschen Kommandeur und weist dabei auf den Wald. Der Kommandeur gibt einem Wachtmeister einen Befehl, und dieser geht mit zehn Mann in den Wald vor, während die Nachrichtenabteilung hält. Wir hören schießen, erst vereinzelte Schüsse, dann einmal wieder heftigeres Schießen — und nach einiger Zeit kommt der Wachtmeister wieder zurück mit seinem Kommando und einer großen Anzahl von Polen. Der Kommandeur geht ihm entgegen, und nun vernehmen wir folgende erstaunliche Meldung: „Zuerst haben einige Polen auf uns geschossen. Dann aber haben sie die Waffen weggeworfen und sich mit erhobenen Händen ergeben. Zwei Mann habe ich zur Bewachung zurückgelassen, mit den andern acht Mann bin ich weiter hinein in den Wald gegangen, um diesen befehlsgemäß von den etwa noch dort befindlichen Polen zu säubern. Diesmal knallte uns ziemlich heftiges Feuer entgegen, so daß wir uns hinwarfen und antworteten. Plötzlich hören die Polen auf zu schießen und ergeben sich. Ich lasse sie die Waffen zusammenwerfen und schicke sie rückwärts zu den andern. Dann sind wir weitergegangen, weil ich doch wissen wollte, ob da etwa noch mehr im Walde steckten, und wir stoßen auf einmal auf eine neue polnische Abteilung mit einer ganzen Menge von Fahrzeugen; zwei Maschinengewehre stehen feuerbereit! Ein Offizier spricht auf die Leute ein, offenbar ohne Erfolg, denn er setzt die Pistole an den Kopf und erschießt sich. Gleichzeitig legen seine Leute sämtlich die Waffen nieder. Herr Hauptmann, ein Panzergeschütz und eine große Masse Material! Eine Regimentsfahne vom polnischen Infanterieregiment 54! Sieht fast so aus wie die preußischen Fahnen im 18. Jahrhundert. Und 500 polnische Soldaten! Herr Hauptmann, das hat sich gelohnt!" Wir finden das auch! Wenn es schon so im Rücken der hier kämpfenden Polen aussieht, dann brauchen wir um das Schicksal unserer Division hier nicht weiter besorgt sein. Sie verschwindet von unserer Bildfläche, und aus dem Nebel entwickelt sich ein stattlicher Fluß. Der Narew! Die Erläuterung des Offiziers sagt uns, daß wir die Stelle vor uns haben, wo Narew und Pisa bei Nowogrod (linkes Narewufer) sich vereinigen, gesichert durch Befestigungen, die wohl erst in diesem Sommer auf dem linken Narewufer angelegt sind. Auf dem rechten Ufer sehen wir ein deutsches Bataillon in Bereitschaftsstellung gehen, sehen Spähtrupps an den Fluß heranfühlen. Gleichzeitig erkennen wir jetzt auf dem südlichen Ufer Schützengräben und Bunker. Deutsches Artilleriefeuer in erheblicher Stärke wird eröffnet. Schon brennt Nowogrod, fliegen Betontrümmer von Bunkern in die Luft, verschwinden die Schützengräben in Wolken von Staub. Unter dem Schutz

dieses Feuers entwickelt sich das Bataillon am Nordrande des Narew. „Wahrhaftig, es ist ein Bataillon des Regiments, das wir in Johannisburg aus dem Zuge steigen sahen", sagt der Offizier. Wir hatten schon vorher feststellen können, daß dies Bataillon den Befehl hat, hier den Narew zu überschreiten und einen Brückenkopf auf dem linken Ufer zu bilden für die Division, deren Übergang hier geplant ist.

Der Narew ist von Dünen begleitet. Sie erleichtern die Bereitstellung. Das starke deutsche Artilleriefeuer verhindert den Verteidiger vorläufig an wirksamer Abwehr. In starker Spannung haben wir uns von unserem Strahler jene Gegend so nahe wie möglich heranholen lassen. Deutlich erkennen wir, wie einzelne Leute, darunter anscheinend ein Kompanieführer, sich entkleiden, über den Strom schwimmen und mit einigen Booten zurückkommen. Rasch werden die Boote bemannt, und um 16 Uhr etwa sind einige Stoßtrupps auf dem feindlichen Ufer.

Es beginnt die Arbeit der Pioniere. Floßsäcke werden zu Wasser gebracht, bemannt, die Motoren arbeiten, der zweite Akt, der Übergang der Kompanien beginnt. Nicht mehr so ungestört! Jetzt, wo die Floßsäcke den Polen ein anscheinend günstiges Ziel bieten, schlägt ihnen starkes Maschinengewehrfeuer aus einigen Bunkern entgegen. Aber auf deutscher Seite ist für Feuerschutz gesorgt. Sofort antwortet eigenes Maschinengewehrfeuer in die Scharten der Bunker. Gleich darauf greifen einige Paks ein, die sich die Panzertürmchen auf den Bunkern vornehmen. Verluste treten ein — aber der Gang des Übersetzens kann nicht gehemmt werden. Schon gehen drüben Stoßtrupps gegen den nächsten Bunker vor, Flammenwerfer umbrennen ihn — der Bunker fällt. — Es dämmert. — Der Kampf wird fortgesetzt mit neuen Zielen, und ununterbrochen führen die Pioniere weitere Infanteriezüge hinüber. Die Dunkelheit zwingt uns, die Beobachtung einzustellen — aber wir sind überzeugt, daß auch hier der Übergang gelingen wird, daß zu Pultusk und Roschan morgen Nowogrod als neugewonnener Narewübergang hinzugetreten sein wird.

Als letzte, mit freudigem Staunen aufgenommene Nachricht erfahren wir noch, daß motorisierte Truppen der 14. Armee (auch Südarmee genannt) bereits östlich der Wisloka Rjeschow (am Wislok) erreicht haben! —

9. September

„Die aus dem Gebirgsjägerregiment gebildete Verfolgungsgruppe W ... hat ihr Ziel Dukla zunächst nicht erreichen können. Sie hat sich dort festgekämpft und kam nicht eher vorwärts, als bis der Regimentskommandeur auch die übrigen Teile des Regiments zur Unterstützung heranzog. Es kam zu nächtlichen Ortskämpfen des Bataillons P... Der Jasiolkaübergang konnte erst heute früh

gewonnen werden. Jetzt ist die Verfolgungsgruppe W ... in raschem Vordringen nach Osten in Richtung Rymanow. Das Regiment folgt."

Der Ansager schweigt. Gleich darauf erscheint die Weichsel bei Demblin (Iwangorod). Hier sehen wir Kraftradschützen beschäftigt, eine Stellung westlich der Weichselbrücke mit der Front nach Westen zu besetzen. Dann folgen wir dem Strom langsam abwärts bis zu einer zweiten Weichselbrücke etwa 30 Kilometer unterhalb von Demblin. Auch hier finden wir eine Abteilung Kradschützen dabei, eine Sperre vor dieser Brücke auf dem linken Weichselufer herzustellen. Wieder ergreift uns das Wunderbare der taktischen Möglichkeiten dieses Feldzuges, wenn wir so eine Kradschützenabteilung allein auf weiter Flur die Aufgabe übernehmen sehen, die Graf Schlieffen Kavalleriedivisionen zugedacht hatte: dem in Front und Flanken angegriffenen Feinde den Rückzug zu verlegen. Denn daß es sich um eine solche Lage hier handelt, erfahren wir nun durch die Erläuterungen des Offiziers vom Arbeitsstab.

„Diese Kraftradschützenabteilung gehört zu einer leichten Division der 10. Armee. Die Division hatte erst den Auftrag, von Oberschlesien aus in Richtung Wjelun—Widawa—Lodsch vorzustoßen und die linke Flanke der Armee zu schützen. Am 2. September ist die Warthe, am 4. die Widawka kämpfend überschritten worden. Nun erhielt die Division einen anderen Auftrag. Sie wurde nach Süden verschoben, um dann von Tschenstochau über Konskje—Radom nach Kozjenice in den Weichselbogen vorzustoßen und den Polen, die etwa aus Gegend Lodsch hierher zurückströmen sollten, den Rückzug zu verlegen. Hier handelte es sich also um größte Schnelligkeit. Dafür war die Kraftradschützenabteilung die gegebene Truppe! Mit unerhörtem Schneid hat sie sich an die Lösung der Aufgabe gemacht, die durchaus nicht leicht war. Bald gab es Brückenzerstörungen zu überwinden, bald mußte sie sich über unglaublich schlechte Wegestrecken forthelfen. Einmal mußte aus allen möglichen Behelfsstoffen ein Übergang geschaffen, ein andermal ein in tiefem Sand liegengebliebenes Fahrzeug wieder flott gemacht werden, und immer wieder galt es, schüttere feindliche Gruppen zu durchstoßen. Gestern ist es der Kradschützenabteilung gelungen, vorübergehend Radom zu besetzen. Inzwischen sind aber schon wieder polnische Truppen Herren der Stadt geworden, während die Abteilung in aller Frühe nach Kozjenice (Städtchen an einer die Weichsel auf dem linken Ufer einige Kilometer westlich begleitenden Straße, rund 20 Kilometer unterhalb Demblin) gekommen ist und sich nun in zwei Gruppen geteilt hat, um auf diese Weise die Sperre auszuführen. Die Anforderungen, die diese Gewaltmärsche an Truppen und Fahrzeuge gestellt haben, sind ungeheuer gewesen: brennende Sonne Tag für Tag, Hitze, Staub und nur selten brauchbares Wasser. Und jetzt gibt es harte Kämpfe! Die Schlacht bei Radom scheint sich erst richtig zu entwickeln, und es handelt sich hier nicht um

einige Divisionen, es handelt sich um einen sehr bedeutenden Teil des polnischen Heeres. Wie die Truppen, die hier an der Weichsel sperren, Munition, Betriebsstoff, Verpflegung heranbekommen, wie sie ihre Verwundeten abschieben sollen, das ist ein Problem für sich. Da wird wohl die Luftwaffe helfen müssen!

In einem Punkt aber kann ich Sie beruhigen: ganz auf sich selbst angewiesen ist die Kradschützenabteilung nicht, wenn sie auch zunächst nur eine Batterie und eine Panzerabteilung zur Unterstützung bekommen hat. Nach siegreichen Gefechten bei Lipsko und Csepselow gestern ist die Division, die wir von Jendschejow her begleitet haben, jetzt im Vorgehen auf Zwolen. Die Leitung aber dieser ganzen Operation im Rücken des bei Radom kämpfenden polnischen Heeresteiles hat der Kommandierende General in die Hand genommen. Er ist augenblicklich im Fieseler Storch bald hier, bald da bei seinen Truppen, die er aus dem Frontalangriff an der Lysa Gora herausgelöst hat und von denen die Hauptkräfte jetzt die Gegend südostwärts von Radom erreicht haben. Diese Umfassungsoperation hat auf den Gegner solchen Eindruck gemacht, daß er das Höhengelände der Lysa Gora aufgegeben hat. Jetzt ist er um Radom und westlich der Weichsel zwischen Demblin und Radom, südlich der Radomka, in taktisch ungünstigem Gelände. Freilich wird es noch heiße Kämpfe kosten, aber es winkt dafür jetzt auch ein ganz großer Erfolg."

Ein Kampffeld erscheint auf der Leinwand: „Ilscha", sagt der Offizier. Von Norden her drängen starke polnische Truppen gegen schwache deutsche Abwehr vor, aber wir sehen von Süden her aufgelöste deutsche Verbände sich nähern; auch liegt starkes deutsches Artilleriefeuer auf den Polen. „Hier ging es in der Nacht auf Spitz und Knopf! Eine leichte Batterie, ein paar Flakgeschütze, dann auch einige schwere Batterien, wenig Infanterie — besser gesagt: gar keine — machten hier die Sperre. Noch vor Sonnenaufgang wollte der Pole stürmen. Nichts war da, sich ihm entgegenzuwerfen, als die Flakartilleristen! Mit ihren Gewehren und Pistolen mußten sie Infanterie spielen. Der Kommandeur der Flakartillerie setzt seine Leute zum Gegenstoß an und fällt an ihrer Spitze. Die wenigen Männer können wohl in aufopfernder Tapferkeit vorübergehend den weit überlegenen Gegner zurückwerfen, aber nicht auf die Dauer. Die vorgeworfenen Flakgeschütze sind in größter Gefahr. Es gelingt rückwärtiger Artillerie nur vorübergehend, ihnen Luft zu machen. Da werden in der Nähe vier deutsche Panzer entdeckt. Leider nur ist ihre Munition so gut wie verschossen! Machtvoll dräut ihr Panzer, dräuen die Waffen ihrer Türme, aber es fehlt das Vermögen zur Tat! Werden sie dem Achilleus nacheifern, wie er waffenlos am Graben der Griechen nur durch den von seiner Person ausstrahlenden Schrecken die Troer zurückscheuchte, die jenen den Leichnam des Patroklos zu entreißen trachteten? Wie singt Homer?

„Aber Achilleus erhob sich, der göttliche. Selber Athene
Hängt' um die mächtigen Schultern die quastumbordete Aegis,
Auch sein Haupt mit Gewölk umkränzte die heilige Göttin,
Goldenem, und ihm entstrahlt' ein ringsum leuchtendes Feuer. —
Wie wenn hell auftönet der Kriegsausruf der Drommete,
Wenn um die Stadt herwühlt wehdrohender Feinde Getümmel:
So nun hell auftönte der Kriegsausruf des Peleiden.
Dreimal schrie vom Graben mit Macht der edle Achilleus,
Dreimal zerstob der Troer Gewirr und der Bundesgenossen."

Ja, sie wagen es! Sie schieben sich heran, schieben schnaubend langsam ihre Türme über den Höhenrand, und das Wagnis gelingt! Erschreckt, verwirrt weichen die Polen zurück, und bevor sie sich wieder gefangen haben, können die Flakgeschütze in rascher Fahrt nach rückwärts Abstand gewinnen. — Die Polen haben den günstigen Augenblick verpaßt. Jetzt ist die Gefahr durch die herankommenden Verstärkungen beseitigt — ihr Durchbruchversuch bei Ilscha gescheitert!

Nebel deckt das Bild. Gleich darauf erscheint eine Flußniederung. Ein Städtchen, offenbar ein bedeutender Straßenknoten. Wir zählen sechs chaussierte Straßen, und im Ort drängen sich polnische Truppen, Fahrzeuge, Geschütze. Auf dem großen Bahnhof stehen mehrere Züge, in die gerade Truppen einsteigen. Plötzlich erhebt sich auf der von Südwesten herankommenden Chaussee eine dichte Staubwolke; es donnert, es saust, es braust wie ein Sandsturm, den eine Windhose durch die Wüste treibt. Und jetzt rasen Fahrzeuge — sind es Panzer? sind es mit Infanterie besetzte Wagen? — in den Ort hinein. Eine ungeheure Panik entsteht, eine hemmungslose Flucht der Polen nach allen Seiten. Schon haben die vordersten deutschen Fahrzeuge — jetzt sehen wir, daß dies Panzer sind — den Bahnhof erreicht und „verhaften" die dort abfahrtbereiten Züge.

Wer kann das sein? Wo kann das sein? Die Niederung ist die Niederung der Bzura; der Ort ist Lowitsch. Und was hier hereinbraust, das ist die vorderste Division der 8. Armee. Schon einmal hatten wir von dieser Division gehört. Ihr Kommandeur war es, der in einem Tage bei Warta trotz der Bunkerlinie, die das Flußtal sperrte, den Wartheübergang erzwang. Damals hatte er seinem Oberbefehlshaber 1 bis 2 Tage in der Operation erspart, vielleicht noch mehr, wenn es den Polen gelungen wäre, im letzten Augenblick noch die in und östlich von Warta befindlichen fünf Warthebrücken zu sprengen, an denen Sprengkörper bereits angebracht waren. Seit dem 4. September, an dem ihm dieser Handstreich glückte, hat er seine Infanterie auf allen irgend erreichbaren Fahrzeugen motorisiert und hat so diesen zweiten Handstreich auf Lowitsch ausgeführt.

Während wir noch das tolle Bild in Lowitsch betrachten und unsere Augen

hängen bleiben an einer Schar von Tausenden von Flüchtlingen — oder sind es verschleppte Deutsche? —, ergreift der Offizier wieder das Wort. „Die 8. Armee sollte die linke Flanke der 10. Armee decken. Wir wissen, daß die 10. Armee mit den Hauptkräften vor einer Entscheidungsschlacht in der Gegend von Radom steht. Die Panzerdivision, die am 7. bis Nadaschyn gelangt war, ist in die Südwestvorstadt von Warschau eingebrochen. Jetzt sehen wir hier den Anfang der 8. Armee in Lowitsch bis auf 70 Kilometer an Warschau heran. Und sehen Sie da: ein Teil der Panzer und der motorisierten Infanterie fährt schon wieder in nordöstlicher Richtung weiter. Das weist nach Sochatschew. Dort, 50 Kilometer westlich Warschau, wird diese Gruppe keinen Widerstand finden, der ihr verwehrt, auch diese große Bzurabrücke zu sperren und damit die nördlichste große Straße des linken Weichselufers, auf der aus dem Korridor und aus dem Posener Land zurückflutende polnische Truppen nach Warschau entkommen können.

Wenn Sie noch den ursprünglichen Aufmarsch der Heeresgruppe Süd in Erinnerung haben, so war die 8. Armee gegen die 10. stark zurückgestaffelt. Jetzt hat sie wenigstens mit ihrer vordersten Division diesen Abstand aufgeholt, denn die Panzerdivisionen der 10. Armee sind etwas Besonderes; dies hier ist keine Panzerdivision. Wenn wir uns in die Gedankengänge des Generals Blaskowitz hineinzuversetzen versuchen, so dürfen wir vielleicht vermuten, daß er jedenfalls auch im Sinne der Heeresgruppe Süd die Hauptaufgabe seiner Armee darin sieht, nicht etwa nur verteidigend die 10. Armee gegen Norden zu decken, sondern offensiv zur Vernichtung des Polenheeres beizutragen. Er will nicht Amboß, sondern Hammer sein, will das, was aus dem Korridor und aus dem Posener Land zurückflutet, von der Weichsel und von Warschau abschneiden und zur Schlacht stellen: dasselbe Streben hier wie bei der 10. Armee!

General Blaskowitz greift nach hohen Zielen! Wir haben seine Anmarschstraßen mit dem zweiten Strahler überprüft: seine westlichste Infanterie ist jetzt in Kalisch, das heißt sie ist ungefähr 140 Kilometer westsüdwestlich von Lowitsch, und wenn seine vorderste Division heute noch Sochatschew erreicht, so verteilt sich die Infanterie seiner Armee in West-Ost-Richtung über eine Tiefe von 150 Kilometer. Dünn genug ist sie da, denn diese Armee ist schwach! Aber sollte er das Wagnis nicht unternehmen? den Handstreich des Divisions-, das kühne Zupacken des Regimentskommandeurs an der Warthe nicht ausnutzen? sich damit begnügen, in ruhigem Tempo links gestaffelt den Vormarsch halbrückwärts zur Armee Reichenau fortzusetzen? Nein, er kennt das Bild aus dem griechischen Mythos: An der Stirnlocke muß man die Glücksgöttin fassen, denn ihr Hinterhaupt ist kahl geschoren; da ist sie nicht mehr zu halten, wenn man sie einmal vorbeigelassen hat. Als ihm die Glücksgöttin das Geschenk blitzschnellen Wartheüberganges brachte, da hat er sie bei der Stirnlocke gefaßt! Sonst wäre es unmöglich gewesen,

den polnischen Massen, die von Westen heranstreben, den Rückzug zu verlegen, — blieb ihnen die Straße nach Warschau offen!

Aber noch ein starker Arm gehörte dazu, das Ziel zu erreichen. Sehen Sie, meine Herren, sehen Sie!"

Wenige Augenblicke des Nebels — dann wird uns ein überwältigender Anblick. Donnernd braust es im Blau des Himmels heran. Bei Gott, das ist ja eine ganze Gruppe, was da von Westen heranstürmt! Wenn wir zählen, sind es wohl dreimal neun Flugzeuge. Aber sonst scheinen sie dem Auge unzählbar. „Richtung Skjernjewice", sagt unser Offizier. Unter ihnen die schnurgerade Straße, bedeckt mit polnischen Truppen und Kolonnen. Jetzt neigen sich die Köpfe der großen Raubvögel, und dann ... aufflammt es unten, auseinanderfliegt, was auf der Straße marschierte, jede Ordnung, jede Spur eines geleiteten Rückzuges ist verschwunden. Das ist Flucht und Verzweiflung!

Die Luftwaffe ist es, die den deutschen Armeen die Möglichkeit zu Vernichtungssiegen schafft!

Unser Strahler gleitet hinüber zum Narew, faßt die Straße, die von Cjechanow nach Pultusk führt. Lange deutsche Kolonnen streben hier vorwärts, dem Narew zu. Überall Anzeichen heftiger Kämpfe der vorhergehenden Tage zu beiden Seiten der Straße. Bunker tauchen auf. Schwarz gebrannte, zerschossene Ruinen der Kasernen von Pultusk. Gesprengt ist die Brücke über den Narew, aber seit dem 7. ist schon wieder eine Pontonbrücke geschaffen. Unberührt steht das Rathaus in der Mitte des großen Marktes, des „Ringes", wie man in Schlesien sagt und wie es der Pole mit dem Wort „rynek" übernommen hat — wieder ein Beweis für die deutsche Herkunft der polnischen Städte. — Eigenartig berührt mich der Anblick. Hier bin ich am 24. Juli 1915 als Chef des Generalstabes eines Reservekorps im siegreichen Durchbruch durch die Narewlinie eingerückt. Während die Pioniere auch damals eine Brücke über den Narew herstellten, während vom jenseitigen Ufer, freilich schon aus ziemlicher Entfernung, noch ab und an russische Granaten in die Stadt einschlugen, war der ganze Ring bedeckt mit ruhenden Infanteristen der 86. Infanteriedivision. Als ich gegen Abend dorthin ging, wo der 1. Generalstabsoffizier das Generalstabsbüro eingerichtet hatte, mußte ich fortwährend über Schlafende vorsichtig hinwegsteigen. Seit dem 12. Juli waren sie in ununterbrochenem Marsch und Kampf gewesen — einem Kampf, der bei Pschasnysch begann und in der letzten Nacht zum Einbruch in Pultusk geführt hatte. Nun schliefen sie todmüde, unbekümmert um das harte Kopfsteinpflaster, auf dem sie lagen, den Kopf auf dem Tornister oder auf einer Steinstufe, und wenn man in die offenen Häuser hineinsah, so lagen sie dort Mann an Mann auf den Fluren. Es war ein überwältigendes Beispiel von einer Müdigkeit, die jede Unbequemlichkeit in dem einen, herrschenden Trieb: Schlaf! Nur

Schlaf! auslöscht. Nur in einer Ecke des großen Ringes, nicht weit von unserem Geschäftszimmer, hatte sich ein Sängerchor zusammengefunden und ließ seine Weisen ertönen. So blieb es bis etwa 21 oder 22 Uhr. Dann hörte man plötzlich laute Rufe — in die schlafende Masse kam Bewegung —, und als ich eine Stunde später wieder in mein Quartier zurückging, war nicht eine Spur mehr von all den Schläfern vorhanden, die vorhin das Pflaster bedeckt hatten, und still blickte der Mond auf das einsame Rathaus.

Damals folgten wochenlange Kämpfe, bevor wir den Weitermarsch jenseits des Narew zum Bug erzwungen hatten. Diesmal rollen jetzt schon pausenlos in endlosen Zügen die Kolonnen über die Notbrücke. Als der Strahler uns an den Bug führt, sehen wir bereits Wyschkow heftig umkämpft, und als wir den Bug aufwärts verfolgen, sehen wir, daß auch dieser schon bei Brok im Besitz der deutschen Angreifer ist. Am Abend des 8. war beim Stabe eines Reiterregiments, 40 Kilometer nördlich des Bug, die Funkmeldung eines Reiterspähtrupps eingegangen: „Bugbrücke bei Brok gesprengt. Südufer anscheinend feindfrei." Sofort hatte die Radfahrerabteilung Befehl erhalten: „Vorfahren auf Brok, Brückenkopf auf dem Südufer bilden!" Bald waren ein Zug auf Rädern, ein motorisierter MG.-Zug und auf Lastwagen die im Pionierwesen Ausgebildeten vorausgefahren, um Mitternacht die 2 Radfahrerschwadronen gefolgt. Als diese bei Hellwerden den Bug erreichten, hatte der Vortrupp schon eine Anzahl Paddelboote erbeutet, ein Spähtrupp war beim Übersetzen, die Pioniere zimmerten Flöße, auf denen nun weitere Teile folgten. Jetzt werden die Polen lebendig, Granaten schlagen an der Übergangsstelle ein, zwei Infanteriekompanien greifen die übergesetzten Teile an, — aber diese wehren sich zäh, bis die ganze Abteilung übergesetzt ist und im Gegenstoß Luft macht. Am Nachmittag konnte die Infanterie übergehen — das Bughindernis hatte seine Bedeutung verloren!

So ist denn nun also die bei Modlin beginnende Nordostflanke der großen Weichselstellung, die ihre Front nach Südwesten richtet, auf der Strecke 40 bis 80 Kilometer oberhalb Modlins durchbrochen. Selbst wenn es den Polen gelingen sollte, stärkere Kräfte hinter die Weichsel zurückzuführen: sie sind auch hier schon umfaßt, und es fragt sich nur, wann den von Ostpreußen weichselaufwärts treibenden Divisionen von Süden aus, von da, wo die Truppen des Generaloberst List nach Nordosten drängen, die Hand gereicht werden kann. Wir wissen, schon ist die Wysloka überschritten, schon ist bei Rjeschow der Wyslok erreicht. Wann wird der Übergang über den San begonnen werden?

Unser Bild ändert sich. Verschwunden ist der Narew, auftauchen wieder die Vorberge der Waldkarpaten, bei denen wir heute morgen begonnen hatten. Deutsche Truppen sind im Begriff, aus nördlicher Richtung einen Fluß an einer Stelle zu überschreiten, wo er anscheinend nicht verteidigt wird. Hier fließt er

von Südwest nach Nordost; nicht weit oberhalb floß er noch von Südost nach Nordwest, und kurz vor dem Knick liegt auf dem linken Ufer eine Stadt. Dort wird heftig gekämpft. „Sanok und der San", sagt der Offizier des Arbeitsstabes. „Wir kommen gerade noch zur rechten Zeit. Da, wo wir den heftigen Kampf sehen, trifft die Straße von Rymanow in westöstlicher Richtung auf Sanok. Hier hat offenbar der Pole einen Angriff erwartet und sich fest eingebaut. Der Divisionskommandeur hat aber seine Truppen geteilt. Was über Rymanow gekommen war, sitzt hier noch fest. Er hat aber eine zweite Gruppe nördlich ausbiegen lassen und die Führung dieser Gruppe selbst übernommen. Diese Teile, die von Schmigrod aus zunächst nordöstlich marschiert sind, sehen wir jetzt im Rücken der Stellung von Sanok den San überschreiten, und sie haben Glück: die bedeutenden Höhen östlich Sanok werden nicht verteidigt; schon sehen wir oben deutsche Truppen erscheinen. Der Kommandeur wird einen Brückenkopf im Rücken der Stadt bilden. Damit ist den Polen, die noch auf dem jenseitigen Ufer kämpfen, der Rückzug abgeschnitten, die Sanlinie durchstoßen, der Vormarsch südlich der Festung Pschemyschl frei.

Ergänzend kann ich Ihnen noch sagen, daß das beiderseits der Weichsel aus Westpreußen stromaufwärts verfolgende Korps der 4. Armee mit den Anfängen die Gegend westlich Wlozlawek und nordostwärts Plotzk erreicht hat. Um Lomscha wird noch gekämpft, ebenso um Nowogrod, wo unser Johannisburger Regiment, und Wizna, wo ein Teil des Panzerkorps der 3. Armee eingesetzt ist. Die Luftentfernung zwischen dem linken Flügel bei Wizna und dem rechten Flügel bei Sanok des wohl rund 1 Million starken, in großem, nach Osten geöffnetem Bogen vorrückenden deutschen Heeres beträgt heute — das wird Sie gewiß interessieren — 420 Kilometer. — Lehrreich ist der Vergleich mit 1914: die Entfernung von Verdun nach unterhalb Paris, die nach Moltkes Befehl vom 26. August 1914 der ohne Kolonnen und Trains rund 1 080 000 Mann starke, in einer geraden Frontlinie vorrückend gedachte rechte Flügel des deutschen Westheeres zur Umfassung der französisch-englischen Armeen einnehmen sollte, betrug nur rund 270 Kilometer!" Wir haben keine Furcht mehr vor Lücken!

In diesem Augenblick wird der Offizier unterbrochen durch einen Herrn, der eilig hereintritt und ihm auf der Karte etwas zeigt, dazu einige aufgefangene Funksprüche vorlegt. Er studiert kurze Zeit beides, dann wendet er sich zu uns: „Ich habe eben eine sehr wichtige Mitteilung erhalten. Die Armee des Generals Blaskowitz ist in ihren rückwärtigen Teilen von einem schweren Angriff der Polen erfaßt worden. Der Pole hat erkannt, daß ihm der Weg nach Warschau verlegt ist, und versucht jetzt offenbar einen Durchbruch nach Süden westlich der kämpfenden deutschen 8. und 10. Armee. Vier polnische Divisionen und mehrere Kavalleriebrigaden sind über Lentschytza—Piontek—Bjelawy, Schwerpunkt

rechts, im Vordringen auf Lodsch. Auch Kampfwagenverbände sind dabei. Der ganze Stoß trifft vorläufig eine einzige Division. Der Kommandeur ist mit seinem Stabe bei Piontek; bei Lentschytza hat er ein Regiment. Der Gegner hat bereits die Bzura mit starken Kräften überschritten, in Lentschytza ist es zu schweren Straßenkämpfen gekommen. Das tapfere Regiment dort hat zunächst den Gegner wieder an den Fluß zurückgeworfen, ob es sich aber auf die Dauer gegen die zahlenmäßig weit überlegenen Angreifer wird halten können? Wir müssen abwarten, was die Nacht bringt."

10. September

„Die Lage bei der 8. Armee", beginnt der Ansager, „ist uns noch nicht klar. Unsere Offiziere sind noch dabei, eine Anzahl verschlüsselter Funksprüche zu entziffern, die anscheinend von der gestern so schwer angegriffenen Division an vorgesetzte Stellen gerichtet sind. Inzwischen kann ich Ihnen aber etwas mitteilen, was Sie sicher erfreuen wird: die große Kolonne von Zivilisten, die wir gestern sahen, als die vordersten Teile der 8. Armee in Lowitsch einrückten, bestand tatsächlich zum größten Teil aus verschleppten Deutschen. Es waren rund 3000 Deutsche aus Pommerellen, Posen und Kongreßpolen, außerdem rund 1000 Polen: verhaftete Kommunisten, Sozialdemokraten und politische Gefangene. Für die unglücklichen verschleppten Deutschen ist es ein Geschenk Gottes gewesen, daß sie hier den Händen ihrer Peiniger entrissen worden sind. Sie haben einen Todesmarsch hinter sich. Es ist uns möglich gewesen, einiges von dem aufzufangen, was die Befreiten, insbesondere der zu ihnen gehörende Hauptschriftleiter der ‚Deutschen Rundschau' in Bromberg, Gotthold Starke, dem deutschen Vernehmungsoffizier berichtet haben. In Bromberg begannen die Massenverhaftungen am 1. September. Hier wurde z. B. schon ein Bauer namens Mielke aus der Gegend von Krone mit seiner Frau und einem Säugling (!) eingeliefert; der Säugling war bei der Einlieferung schon tot! Weitere Verhaftete kamen am 2. September dazu, und dabei sind deutsche Bauern so mit Gewehrkolben geschlagen worden, daß ein Kolben abbrach. Am Nachmittag gegen 17 Uhr begann ein Gewaltmarsch von rund 60 Kilometer nach Thorn, wobei ein Teil der Gefangenen mit den Händen aneinandergefesselt wurde. Unterwegs blieb als Sterbende eine 76jährige Greisin liegen, die in Bromberg Leiterin der deutschen Volkswohlfahrt gewesen war: Fräulein Martha Schnee, Verwandte des ehemaligen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika. In Thorn brachen die ersten Geistesstörungen unter den Gefangenen aus. Am 4. September ging es weiter nach einem polnischen Grenzbadeort. Unterwegs machte der junge Gerhard Schreiber aus Bromberg den Versuch, sich zu töten, indem er sich die Schlagader durchschnitt. Von dem ebenfalls verhafteten Chirurgen Dr. Staemmler aus Bromberg wurde

er verbunden, ist dann aber doch gestorben. Zu essen gab es nichts, ebensowenig zu trinken. Am 5. ging es weiter bis Wloclawek. In Njeschawa kam ein großer Zug von Gefangenen aus Pommerellen hinzu, darunter auch Frauen und Greise, alle entsetzlich mitgenommen. Hinter Wloclawek wurden einige der ältesten Leute, die nicht mehr weiter konnten, und einige Frauen auf Wagen verladen, die beiden Bromberger Superintendent Aßmann und Dr. v. Behrens aber ausdrücklich davon ausgeschlossen, weil sie ‚zu gefährlich‘ seien, trotzdem sie beide über 70 Jahre alt sind! Junge Kameraden haben sie weitergeschleppt.

Von Wloclawek wurde die Richtung über Chodetsch auf Kutno eingeschlagen. Vor Chodetsch kamen wieder weitere Gefangene hinzu. Jetzt stieg die Zahl auf die vorhin genannten etwa 4000. Die Mißhandlungen nahmen immer mehr überhand. Unaufhörlich wurden die Vorwärtsgetriebenen auf dem Weg nach Kutno von Frauen der Bevölkerung und namentlich auch von Offizieren beschimpft. Wer nicht weiterkam, wurde in der Regel am Ende des Zuges erschossen. Das Schlimmste war der Hunger, der wahnsinnige Durst und der Mangel an Schlaf. Nachdem vom Morgen des 7. bis zum Morgen des 8. vierundzwanzig Stunden hintereinander durchmarschiert war, begann auch der Arzt zu phantasieren. Ein 70jähriger Bauer ist in der Nacht beim Überschreiten der Bzura von der 7 Meter hohen Brücke in den Fluß gesprungen, weil er es vor Durst nicht mehr aushalten konnte. Der Sprung gelang! Es wurde auf ihn geschossen, er wurde aber nicht getroffen, trank aus seinem Hut Wasser und hat sich dann wieder am Schluß des Zuges eingereiht.

Als am 9. September morgens nach einem letzten großen Nachtmarsch die Transportierten, von denen allein in dieser Nacht 44 Deutsche erschossen waren, in Lowitsch eintrafen, waren von den 4000 die 1000 Polen verschwunden — sie hatten sich gedrückt. Auch von den Deutschen waren annähernd 1000 nicht mehr da. Wer kann sagen, wo sie geblieben sind! Etwa 1200 sind bei den Lowitscher Kasernen von den deutschen Truppen gefunden worden. Ein letzter Rest von rund 800, bei denen sich die Bromberger (darunter Herr Starke, der Arzt Dr. Staemmler, ein Freiherr Gero v. Gersdorff und der Landbundvorsitzende Modrow) und die meisten Volksdeutschen aus Kongreßpolen unter Führung eines Pastors Krusche befanden, sind von ihren Wächtern noch über 9 Kilometer von Lowitsch nach Nordosten, also wohl in Richtung auf Sochatschew, abgedrängt worden. In einem langgestreckten Dorfe wurden sie auf einer Gemeindewiese auf einer Höhe zusammengetrieben. Überall waren reguläre und irreguläre bewaffnete Polen sichtbar. Hier wurde der Arzt Dr. Staemmler von dem polnischen Wachtmeister erschossen. — Die 800 glauben, daß sie nun alle erschossen werden sollen. Da erscheint am Fuß der Höhe ein Tank — die Unglücklichen nehmen an, um ihnen den Rückweg nach Lowitsch abzuriegeln. Sie halten es

für das beste, sich gleich freiwillig dem Tankführer zu stellen, weil sie in diesem wenigstens einen Offizier des regulären Heeres zu finden hoffen. Weiße Tücher schwenkend gehen sie auf den heranfahrenden Kampfwagen zu. Plötzlich sehen sie auf ihm den Namen „Ziethen'! Es ist ein deutscher Kampfwagen! Ein junger deutscher Offizier fährt durch sie durch nach der Höhe hinauf auf die Gemeindewiese, steigt aus, — und siehe da — die vorhin so mordlustige Bauernschaft kniet nieder und sucht ihm Hand und Uniform zu küssen!

Noch können die Verschleppten es kaum fassen, daß sie jetzt wirklich frei sind, daß ihr Kalvarienweg nach Lowitsch ein Ende hat! In Lowitsch hat Herr Starke den 68jährigen Senator Dr. Busse-Tupadly gefunden. Sein Kopf war durch Steinwürfe und Kolbenschläge eine blauschwarze, unförmige Masse geworden — und das ist ein Mann, der auch bei den Polen als einer der ersten europäischen Viehzüchter besonders geachtet und auf allen internationalen Viehbewertungen als Preisrichter bekannt war! Völlig erschöpft lag neben ihm der Gärtnereibesitzer Bohrmann aus Schönsee, ein Greis von 82 Jahren. Ja, die Polen sind ‚ein edles Kulturvolk', und die britisch-französische Propaganda hat bei ihm herrliche Früchte gezeitigt!" —

Auf unserer Bildfläche erscheint eine große Stadt. Mehrere Straßen führen von Westen und Südwesten hinein und nach Osten und Norden weiter. Bäume und Sträucher sind herbstlich gefärbt. Auf den Straßen schieben sich in dichter Reihe Kolonnen von Westen heran. Lastwagen, Personenwagen, Trecker, Kradschützen — alles wechselt miteinander in endlosen Staubwolken. Es ist die deutsche Hauptanmarschstraße nach Lodsch, die Stadt ist Lodsch. Von Lodsch nach Westen zu fahren Wagen mit Gefangenen mit eingefallenen Gesichtern, oft zerfetzten Uniformen, unrasiert. — Gefangene sehen niemals gut aus! Es war im Weltkrieg eine Eitelkeit der Franzosen, sich einzubilden, daß nur die deutschen Kriegsgefangenen, die von der Front ins innere Frankreich transportiert wurden, ungepflegt aussähen; sie würden erstaunt gewesen sein über das Aussehen ihrer Landsleute, die in der Schlacht in unsere Hände fielen! Aber diese polnischen Gefangenen sahen schlimmer aus als üblich. —

Ich erinnere mich noch gut an den Eindruck, den Lodsch auf mich machte, als ich mich dort im Januar 1915 beim damaligen Generalobersten v. Mackensen meldete. Ganz stattlich erschien es mir damals. Seit Mitte Oktober hatte ich erst die schweren Kämpfe vor der Yser und vor Ypern mitgemacht, war dann von Thorn weichselabwärts in Richtung auf Warschau gezogen, bis unser Generalkommando etwa 20 Kilometer westlich von Sochatschew in einem polnischen Gutshause Winterquartier bezog, weil unsere Offensive stockte. Da machte nun Lodsch tatsächlich einen großstädtischen Eindruck auf mich. Heute, aus der deutschen Kultur heraus gesehen, ist das freilich anders. 1820 ist Lodsch noch ein Dorf mit

800 Einwohnern gewesen. Seitdem ist es eine Großstadt von 600000 Einwohnern geworden, aber eine Großstadt ohne Pflege und Kultur. Nur eine einzige große, breite Straße, die Piotrkowska, zieht sich hindurch, und zwar in Richtung Nord—Süd; sonst gibt es nur enge Gassen. Deutsche Weber haben vor mehr als hundert Jahren die Tuchfabrikation hierher gebracht. Seit 1850 gibt es Baumwollfabriken; sie blühten zur russischen Zeit, weil Rußland ein unerschöpflicher Abnehmer war, sie verkamen mehr und mehr unter polnischer Herrschaft. Fast 250 000 Einwohner sind Juden. Die Zahl der ansässigen Deutschen, früher mehr als 100 000, soll in der Polenzeit auf 50 000 heruntergegangen sein.

Jetzt sehen wir durch die Piotrkowska ununterbrochen deutsche Truppen ziehen. Wir hören auch fernen Kanonendonner: weiter nördlich muß eine große Schlacht im Gange sein. Als das Bild der Stadt verschwindet, bleibt der Eindruck rauchgeschwärzter Fassaden, hoher Giebel und Schornsteine, einiger weniger prunkvoller Häuser, eines unbedeutenden Rathauses im bescheidenen Empirestil auf großem Markt, einzelner groß aufgemachter Grabdenkmäler, zerlumpter, verhungert aussehender Frauen, Kinder, Greise, Krüppel, aufgeregter, schmutziger Juden in Kaftan und mit den Ringellocken, den „Payes", am Ohr. Daß einmal die Lodscher Millionäre sprichwörtlich waren, davon sieht man nichts!

„Bei der Armee List geht die Verfolgung flott weiter", erklärt der Ansager. „In breiter Front drängen die deutschen Truppen nach Osten. Im Süden nimmt die Gebirgsdivision nach Überschreiten des San, wobei der letzte Widerstand der Polen in der Front Sanok—Jagosch gebrochen wurde, ihren Weg über Kroschtschenko. Weiter nördlich haben deutsche Truppen Birtscha (etwa 25 Kilometer südwestlich von Pschemyschl), andere bei Radymno und Jaroslau (nördlich Pschemyschl) den San erreicht und kämpfen dort um den Übergang. Pschemyschl ist jetzt von Süden, Westen und Norden bedroht.

In der großen Schlacht bei Radom lassen sich Anzeichen vom beginnenden Zusammenbruch erkennen. In der letzten Nacht sind bei den Truppen, die im Rücken der Polen sperren, zahlreiche Überläufer eingetroffen. Fortwährend strömen neue Gefangene zu: in Kjelce sind bereits Tausende in den Lagern untergebracht. Bitte lesen Sie, ich lasse Ihnen ein Schild nah heranholen." Auf unserer Tafel erscheint ein Schild aus bemalter Pappe mit der Inschrift „Gefangenenlager Kjelce überfüllt. Neue Gefangene sind nach Jendschejow weiterzutransportieren". „Übrigens", fährt unser Führer durch den Feldzug fort, „wurde im Gebäude der Wojewodschaft (Regierungsgebäude) in Kjelce ein aufschlußreicher Briefwechsel mit der englischen Botschaft in Warschau gefunden; er verrät, wie die polnische Bevölkerung von englischer Seite aufgehetzt wurde.

Aber zu Ende ist die Schlacht bei Radom noch nicht. Immer wieder versuchen polnische Truppenkörper in opferreichem Angriff durchzubrechen. Sie haben die

Hoffnung, nach Süden oder Osten einen Ausweg zu finden, noch nicht aufgegeben. Der ganze Raum zwischen Ilscha—Radom—Demblin und Kosjenice ist angefüllt mit Kämpfen. — Weichselabwärts bei Gora Kalwaria, etwa 25 Kilometer südlich von Warschau, ist es Panzertruppen gelungen, die Weichsel zu überschreiten. Das gewährt die Aussicht, auf dem rechten Weichselufer aus südlicher Richtung den Truppen der 3. Armee, die von Norden über den Bug kommen, entgegenzukommen, den großen Ring auch östlich der Weichsel bald zu schließen."

Der Ansager hebt den Fernsprecher ans Ohr. Wir hören seine Worte: „Bitte, stellen Sie ein." Im nächsten Augenblick sehen wir den Angriff einer Bombenstaffel auf einen Bahnhof nordöstlich von Warschau. Wir sehen die Staffel sich dann in ihre Ketten auflösen, die Ketten, jede zu drei Maschinen, sich trennen und sich einzeln ihre Angriffsziele suchen. Eine Kette greift feindliche Artillerie im Tiefflug an. Abwehrfeuer! Der linke Motor eines Flugzeuges brennt, schon beginnt auch das Tragdeck zu brennen. Im nächsten Augenblick setzt die Maschine auf — eine Tragfläche bohrt sich in den Sandboden. Rings herum Feind. Mehr oder weniger verletzt stürzen eiligst die vier Insassen aus der Maschine — einer legt etwas auf die rechte Tragfläche — im nächsten Augenblick ist das ganze Flugzeug ein Feuer. — Oben brausen die beiden andern Maschinen der Kette. Die Gestürzten reißen ihre Fliegerkleidung ab, ziehen ihre Pistolen, laufen in ein nahes kleines Gehölz. Da geht eine von den beiden andern Maschinen in ruhigem Gleitflug herunter, landet dicht an dem Wäldchen. Schon stürzen polnische Soldaten herbei — aber rascher noch sind die aus dem Walde hervorkommenden Kameraden an Bord genommen. Vollbepackt mit Menschen rast die Maschine über den Boden, über unebenes Gelände, springt, kommt hoch — und schon rast sie, unberührt durch das ihr nachgesandte feindliche Feuer, nach Norden von dannen. Unwillkürlich atmen wir alle auf. Das ging ums Haar!

Ob jetzt wohl nähere Nachrichten über die Schlacht kommen, die sich aus dem Durchbruchsversuch der Polen in Gegend Bjelawy—Piontek—Lentschytza entwickelt hat? Nein. „Wizna!" sagt der Ansager. Wieder einmal taucht der Narew vor uns auf. „Das Panzerkorps der Armee hat hier den Angriff eingeleitet", erklärt der Ansager. Wir sehen, die Brücke ist gesprengt. Den Narew aufwärts und abwärts wandert das Bild des Strahlers, nirgends eine andere Brücke. Auf dem linken Narewufer verschanzte Stellungen, Bunker, Maschinengewehrnester, im Walde versteckt schießen polnische Geschütze. Scharf antworten deutsche Geschütze. Nicht lange, so schweigen die feindlichen Geschütze — aber aus den Bunkern prasselt heftiges Maschinengewehrfeuer.

Hinter der polnischen Stellung in größerem Abstande dichte Rauchwolken. Wieder einmal steckt der Pole Dörfer und Getreideschober an, weil er den Rückzug vorbereitet! Jetzt schweigen auch die Maschinengewehre der Bunker. Wir

Die Polen verlassen die Westerplatte nach der Kapitulation

Zeitungsverteilung bei deutschen Truppen

Aufklärungsstaffel über polnischem Land

Bomben auf die Festung Modlin

können auf unserem Bild sehen, wie die Polen ihre Stellungen verlassen und eiligst nach Süden flüchten. Schon sind deutsche Pioniere dabei, erst eine Fähre über den Narew herzustellen, dann einen Brückenschlag zu beginnen. So wird bald auch bei Wizna der Narew überschritten werden. Wohin mag es von hier aus gehen? Werden unsere Truppen weiter nach Süden folgen, nach dem Bug zu? Werden sie nach Osten sich gegen Bialystok wenden, das nur noch etwa 30 Kilometer entfernt ist? Werden sie nach Norden einschwenken, wo Osowjetz immer noch die Bahn sperrt, die von Lyck nach Bialystok führt? Morgen werden wir es vielleicht erfahren. —

Das Bild verschwindet. An die Stelle des Ansagers tritt der Offizier, der uns gestern unterrichtete. „Die Kämpfe bei der Armee Blaskowitz sind sehr ernst. Das Infanterieregiment, das gestern bei Lentschytza so tapfer hielt und den Gegner noch einmal gegen die Bzura zurückzuwerfen vermochte, hat in der Nacht etwa 7 Kilometer in südlicher Richtung zurückgehen müssen. Die Polen versuchten, zwischen diesem Regiment und Piontek durchzubrechen. Der Divisionskommandeur befahl für heute morgen um 5 Uhr Gegenangriff, um die getrennten Teile seiner Division wieder zu vereinigen, nachdem Überläufer die Nachricht gebracht hatten, daß die Polen sich schon in der Flanke und im Rücken der Division befänden und daß sie heute vormittag in Stärke von drei Divisionen angreifen würden. Er hatte nur fünf Bataillone zu seiner Verfügung und setzte sie zunächst zum Angriff nach Westen ein. Der Angriff mußte aber schon in der Entwicklung abgebrochen werden: weit überlegener Gegner kam aus Norden und Nordwesten! Der Divisionskommandeur selbst wurde zu Beginn des Angriffes durch ein Sprengstück am rechten Unterarm schwer verwundet; er ist nach Anlegung eines Notverbandes vorläufig im Kampf geblieben und führt die Division weiter.

Alles, was von der Division noch zurück ist, befindet sich in raschestem Anmarsch. Ein in Kalisch zurückgebliebenes Bataillon hat in den letzten zwei Tagen im Fußmarsch 120 Kilometer zurückgelegt! Freilich wird dabei das große Marschgepäck gefahren; aber es bleibt immer noch genug, was der Infanterist dabei zu tragen hat, und 120 Kilometer in zwei Tagen unter der glühenden Sonne dieser Tage in undurchdringlichen Staubwolken und vom Durst geplagt, ist eine gewaltige Leistung.

Bei der Division befand sich auch der Berichterstatter der ‚Dresdener Neuesten Nachrichten'. Er ist in dieser Nacht gefallen, getroffen von einer feindlichen Granate, gerade nachdem er noch einen letzten Erlebnisbericht an sein Blatt geschrieben hatte. Der Bericht wurde vorgelesen, wir haben ihn aufnehmen können. Ich werde Ihnen etwas daraus mitteilen, weil er so plastisch die Lage wiedergibt und weil er ein so schönes Denkmal für diesen tapferen Mann ist:

‚Nacht, dunkle polnische Nacht. Wir liegen nordöstlich von Lodsch. Ablösung vor!

Schon setzen sich die Züge der ablösenden Kompanie in Marsch. Vorn liegt noch immer die Kompanie, die heute den Kampf nach vorn getragen hat. Die Ruhe hinter der Feldwache, die nun von der Ablösung gestellt wird, ist verdient.

Der Feldwebel neben mir hat schon den großen Krieg 1914—18 an der Front erlebt. Sein Ordensband ist verstaubt, sein Eisernes Kreuz an der linken Brusttasche mit einer grauen Schicht überzogen. Er kennt den Osten. Aus Lodsch mußte er vor 25 Jahren zweimal zurück. Nun liegt er zum zweitenmal nordöstlich von dieser Stadt.

Schon ist Mitternacht vorbei, da bellt es scharf durch die Nacht. Ein Gewehrschuß, dann ein zweiter. Jetzt das Tacken des Maschinengewehrs. Wir kennen es am hellen Klang und an der raschen Schußfolge: ein deutsches Maschinengewehr. Langsamer und dumpfer antwortet der Pole. Noch sind keine fünf Minuten verstrichen, da hat unsere Sicherungskompanie ihre Abwehrstellung bezogen. Rasch entbrennt ein wütendes Gefecht, das die Polen unterstützt von ihrer Geländekenntnis führen. Sie wissen aber den Vorteil nicht auszunützen. Sie rennen in das deutsche Feuer, das klar und besonnen ihren Angriff zurückschlägt. Eine einzige deutsche Kompanie vereitelt den Durchbruchsversuch eines polnischen Regiments, das hier im Walde mit seiner gesamten Ausrüstung und allen seinen Begleitfahrzeugen versteckt lag.

Im Morgengrauen gehen wir mit den Sanitätern über das Schlachtfeld. Verwundeten wird sofort Hilfe geleistet. Eine Anzahl versprengter Polen wird gefangengenommen. Einwohner schaufeln ein Massengrab: 78 Polen wird es aufnehmen. 10 deutsche Kameraden haben ihren Einsatz gleichfalls mit dem Leben besiegelt. Als letzten fand man den Feldwebel. Dicht neben dem Eisernen Kreuz hat ihn die Kugel getroffen. Wir stehen stumm vor der Größe dieses Kämpfers, dem der Osten Schicksal wurde.'"

„Wir können Ihnen noch nicht sagen, wie hier die Schlacht weiter verlaufen wird", fährt unser Offizier fort. „Jedenfalls hat die 8. Armee schwere Tage vor sich. Von der 10. Armee wird sie bestimmt vorläufig noch keine Hilfe bekommen können. Diese muß erst bei Radom den vollständigen Sieg errungen haben. Es würde ein großer Fehler sein, diese Schlacht nicht bis zum vollen Siege durchzukämpfen, sich vorzeitig nach den Kämpfen nördlich Lodsch abziehen zu lassen. Die erste Unterstützung, die die 8. Armee vielleicht erwarten kann, mag von einem Armeekorps kommen, das aus Pommerellen und Posen weichselaufwärts marschiert und jetzt sich Wlozlawek nähert. Von Wlozlawek bis Lentschytza sind es rund 35 Kilometer. Man kann also vielleicht rechnen, daß eine Einwirkung des Korps am 12. fühlbar werden wird; vorher kaum, denn es handelt sich hier nicht um motorisierte Truppen.

Ich muß Sie doch noch auf ein eigenartiges Zusammentreffen hinweisen. Der

verwundete Divisionskommandeur hat seine Wunde erhalten und kämpft hier etwa 40 Kilometer südöstlich Wloclawek und ebenso weit nordwestlich des Dorfes Galkow. An diesen beiden Stellen verlor im November 1914 die 49. Reservedivision zweimal den Divisionskommandeur. In Wloclawek fiel am 12. November General der Infanterie v. Briesen, bei Galkow am 23. Generalleutnant Waenker v. Dankenschweil; ersterer im sieghaften Angriff, Waenker bei heldenhafter Abwehr. Ein Mitkämpfer von damals, Ernst Eilsberger, hat über den Heldentod des Generals der Infanterie v. Briesen am 12. November 1914 abends geschrieben: ‚Edler Siegeseifer, der keine Schonung der eigenen Person und keine Warnung anderer kannte, riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in die vorderste Linie. Aus ihr wollte und konnte er — wer kennt nicht das dämonisch-stolze Gefühl, ganz vorne zu sein und sich kugelfest zu dünken! — nicht weichen und nicht lassen. Sein Tod ist ein Heldentod geworden, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Er war es, der den Angriffsplan ersann, der persönlich die Südkolonne zum Siege führte, der gerade noch zur rechten Zeit die Mittel- und die Nordkolonne zusammenraffte und zum Sturm auf Wloclawek ansetzte. Dann aber litt es ihn nicht länger hinten — er mußte nach vorn, und der Vordersten einer fiel er an der Schwelle des Sieges, über die jetzt seine Division in heiligem Wetteifer nachstürmte.‘

Hoffen wir, daß diesmal die Verwundung des Divisionskommandeurs, der so dem Beispiel jener beiden andern gefolgt ist, nicht zu tödlichem Ausgang führt! Noch hat er sehr schwere Stunden vor sich. Seine Division wird ihr Äußerstes hergeben müssen, aber General Blaskowitz wird schon die Lage zu meistern wissen!

Es wäre übrigens ganz wertvoll, einmal zu sehen, wie es im Rücken der 8. und 10. Armee aussieht. Da soll sich noch viel versprengtes Volk aufhalten und als Heckenschützen betätigen. Damit aufzuräumen ist die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe der Polizeitruppen. Am andern Apparat ist beobachtet worden, daß in der Gegend zwischen der Bahn Tschenstochau—Piotrkow—Skjernjewice und der Linie Jendschejow—Konskje—Nowo Miasto verschiedentlich Nachschubkolonnen von Freischärlern angegriffen worden sind. Eben sei der Generalinspekteur der Gendarmerie, ein Generalmajor der Ordnungspolizei und SS-Oberführer, der als Befehlshaber der Ordnungspolizei dem AOK. der 10. Armee zugeteilt ist, von Konskje nach Tomaschow abgefahren, zunächst auf der Straße nach Opotschno. Hier haben wir ihn.“ Tatsächlich, unser Wunderapparat hat schon den Kraftwagen gefaßt. Wir vermögen die Generalsuniform zu erkennen, auch daß noch ein Offizier der Gendarmerie und ein Offizier der Schutzpolizei ihn begleiten, während ein Hauptwachtmeister der Gendarmerie fährt. Sie fahren durch Opotschno nach Norden auf der Straße nach Inowlerdsch — es ist 14 Uhr durch. Plötzlich, etwa 7 bis 8 Kilometer hinter Opotschno, hält der Wagen, die Insassen springen heraus

und nehmen Deckung im Straßengraben, Front gegen ein Waldstück westlich der Straße; offenbar schicken sie sich an, dorthin anzugreifen. Im gleichen Augenblick eröffnet Feind in Zugstärke von Osten, also vom Rücken her, auf sie lebhaftes Maschinengewehr- und Gewehrfeuer. Schon ist unser Apparat auf Nahaufnahme eingestellt. Wir vernehmen die Worte des Generals: „Feuer erwidern! Wir ergeben uns nicht!" Wir sehen, wie der Hauptmann der Schutzpolizei mit einer Maschinenpistole das Feuer beantwortet, wie der Hauptwachtmeister ihm vom Wagen Stangenmagazine zuwirft, aber sofort, offenbar schwer verwundet, zusammenbricht. Nun springt mit kühnem Einsatz seines Lebens der Hauptmann der Gendarmerie an den Wagen, und er hat Glück: es gelingt ihm, trotz des heftigen Feuers der Polen, dem Kameraden die Taschen mit Stangenmagazinen in den Graben zu werfen. Zugleich aber sehen wir erschüttert, daß dort der General bereits tot zusammengestürzt ist: Kopfschuß! In treuer Erfüllung seines Dienstes hat er den Heldentod für das Vaterland gefunden! — Wir haben dann noch mit dem brennenden Wunsch, doch helfen zu können, miterlebt, wie der Hauptmann der Schutzpolizei, jetzt ausreichend mit Munition versehen, sich zäh und wirksam mit der Maschinenpistole gegen die mit Handgranaten angreifenden Polen verteidigte, ihren Sturm zurücktrieb und sich langsam in mehrstündigem Gefecht verwundet nach Opotschno durchschlug. Dort traf er wieder mit dem andern Offizier zusammen, der — nur mit einer gewöhnlichen Pistole ausgestattet — mit einem Armschuß davongekommen war.

18. September

Es ist unmöglich, wie bisher tageweise niederzuschreiben, was wir in den sieben Tagen seit dem 10. an unseren Apparaten erlebt haben. Zu überwältigend war es, zu viel. Auch zu vielerlei, um noch täglich über das ganze Kampfgebiet zu verfolgen, wie der Ring unserer Armeen sich mehr und mehr verengte, wie eine Widerstandslinie der Polen nach der andern zerbrach, ein Durchbruchsversuch nach dem andern unter Strömen von Blut scheiterte. Ich bemühe mich, nach Hauptschlachtgruppen von dem Geschehenen und Gehörten eine schwache Vorstellung — mehr ist nicht möglich! — zu geben.

Bei Radom begann die große Ernte aus der strategischen Meisterleistung des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht und der Oberkommandos ihrer sieghaften Wehrteile — des Heeres und der Luftwaffe —, begann das Einbringen der Beute, die gewonnen war durch die Prankenschläge und Schnabelhiebe von Löwe und Adler — von Land- und Luftmacht.

Als am 11. September das Flugzeug den deutschen Führer zur kämpfenden Armee des Generals v. Reichenau brachte, da konnte ihm in Kjelce gemeldet werden, daß am Tage vorher, dem zweiten Sonntage dieses Krieges, schon 24 000

Gefangene eingebracht seien. Am 12. September war die fünftägige Schlacht in ihrem letzten Abschnitt, den Kämpfen um Radom, entschieden. „Im Raume zwischen Zwolen, Radom und der Lysa Gora streckt der Feind die Waffen; Geschütze und Kriegsgerät von wenigstens vier Divisionen stehen als Beute in Aussicht. Die Gefangenenzahl ist noch nicht zu übersehen." So lautete das Ergebnis des 11. September in der Bekanntmachung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 12., und am nächsten Tage: „Die südlich Radom eingeschlossene polnische Gruppe hat aufgehört zu existieren", am 14. endlich: „Als vorläufiges Ergebnis der Vernichtungsschlacht bei Radom sind 60 000 Gefangene, darunter zahlreiche Generale, 143 Geschütze und 38 Panzerwagen eingebracht."

Atmeten wir in diesen Erlebnissen um Radom unmittelbar den Triumph des von Kopf und Schwert gemeinsam erzwungenen großen Schlachtensieges, so spürten wir den Frühlingshauch neuen Volkslebens, als am 12. September die Kunde von den großen mittelbaren Folgen der Operationen durch den Äther flog: Posen, Thorn, Gnesen, Hohensalza und zahlreiche andere Städte befreit, besetzt — auch hier das ehemals deutsche Gebiet nahezu restlos in deutscher Hand!

Aber der große Schlachtensieg bedeutete keinen Stillstand, kein Ausruhen, kein „Viktoriaschießen". Noch waren die Gefangenen, die Beute der Schlacht bei Radom nicht gezählt, da erzwangen sich Teile der 10. Armee den Weichselübergang östlich des Schlachtgebietes im Zuge der großen Straße von Lodsch über Petrikau nach Lemberg bei Annapol und etwas weichselabwärts einen ergänzenden Übergang bei Soletz. Am Abend des 18. September waren Truppen der 10. Armee bei Annapol an die Weichsel gekommen. Nur Infanterie; Pioniere waren noch nicht da. Das langwährende heiße Wetter ohne Regen hatte auf beiden Ufern weiße Sandbänke bloßgelegt. Die Führer der eingetroffenen Truppen waren nicht gewillt, untätig zu bleiben, bis die schweren Pontons herangekommen wären. Am jenseitigen Ufer lagen verlassene Weichselkähne; Feind war nicht zu erblicken. Wie wir es am Narew gesehen haben, waren auch hier rasch tüchtige Schwimmer bereit, über den Strom zu schwimmen und Kähne herüberzuholen. Mit diesen wurde die Nacht hindurch stärkere Infanterie aufs andere Ufer gebracht, und am Morgen des 13. September war ein Brückenkopf auf dem Ostufer eingerichtet. Als die Polen das Geschehene bemerkten und die deutschen Truppen wieder in den Strom werfen wollten, dazu auch Panzerwagen heranzogen, erlitten sie einen glatten Mißerfolg. Gegen die Paks konnten ihre Panzerwagen nicht ankommen, der Brückenkopf blieb in deutscher Hand, und rasch konnte der Brückenschlag durch die Pioniere folgen.

Während die ersten Infanteristen drüben mit Vorbereitung des Brückenkopfs beschäftigt waren, bemerkten sie, daß vom linken Stromufer drei Männer herübergeschwommen kamen, denen ein Floßsack folgte. Die drei kletterten ans

Ufer, bekamen aus dem Floßsack ihre Kleider, zogen sich an — ein Paar Generalshosen erschienen: es war der Armeeführer, General v. Reichenau, der mit zwei Begleitern zugleich mit seinen vordersten Truppen in derselben Weise wie diese die Weichsel überquert hatte!

Auf Annapol und Soletz folgte am 15. September Demblin. In breiter Front taten sich damit die Tore zum Polen östlich der Weichsel für die 10. Armee auf. Gleichzeitig aber brach auch der Widerstand am Narew oberhalb Modlins in seinen letzten Stützpunkten zusammen. Lomschas Stunde schlug am 11. September nach einem Ringen, das am 7. begonnen hatte. Dabei hatte sich ein Leutnant der Landwehrbrigade Lötzen besonderes Verdienst erworben. Kühn draufgehend griff er ein Werk der Festung von rückwärts an, überrumpelte es, brachte es zu Fall. Der erfahrene Soldat des Weltkrieges hatte seine Kompanie mit ungeladenen Gewehren herangeführt, bevor es hell wurde, und so verhindert, daß ein vorzeitiger Schuß den Handstreich verriet. Daß das gelang, bewies, daß auch die Landwehrkompanie gute Gefechtsdisziplin hatte. Offenbar war auch sie zumeist aus erfahrenen Soldaten des Weltkrieges zusammengesetzt, denn nicht immer hat das Vorgehen mit ungeladenen Gewehren ausgereicht, verfrühtes Schießen zu verhindern; die Nerven hielten nicht durch. Bei dem großen Angriff von Korps der 2. und 3. deutschen Armee in der Marneschlacht 1914 noch vor Morgengrauen des 8. September sind deshalb bei einem Garderegiment beim Herangehen an den Feind sogar die Schlösser aus den Gewehren genommen worden! — Das umsichtige und kühne Handeln des Leutnants wurde vom Oberbefehlshaber des Heeres dadurch belohnt, daß er ihn zum Hauptmann der Landwehr beförderte.

Auf Lomscha folgte als letzte Festung dieser Linie Osowjetz. Osowjetz liegt schon am Bobrfluß, der oberhalb Wizna in den Narew mündet. Da er aber, von Norden kommend, den bis dahin von Ost nach West fließenden Narew nach Süden zwingt, so gehört Osowjetz örtlich zu den Narewfestungen. Die kleine Festung liegt größtenteils in Sumpfgelände und ist dadurch mehr als durch Stahl und Beton geschützt. Sie sperrt die Bahn und Straße von Ostpreußen nach Bialystok und hat 1915 den Widerstand erst aufgegeben, als sie im Süden und Norden umgangen war. Auch diesmal strich sie die Flagge erst zwei Tage nach Lomscha, drei Tage nach Wizna, am 13. September. Aufgehalten hat das aber den Siegeszug der auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Nord eingesetzten Truppen nicht. Nowogrod—Lomscha—Wizna, das war vom 11. ab eine breite Front für sie. — Jetzt konnte das aus Ostpreußen vorgestoßene Panzerkorps wieder den rechten Gebrauch von seiner Schnelligkeit und Kampfkraft machen. Vergeblich versuchten die Polen sich noch einmal südlich Zambrow (25 Kilometer südöstlich Lomscha) zu setzen. Am 13. waren sie wiederum aufs schwerste geschlagen, nicht zum wenigsten dank des wirkungsvollen Eingreifens der Panzertruppen. Unserem

Arbeitsstab gelang es, einen Frontbericht für die deutsche Presse zu erhalten, den ich hier im Auszuge folgen lasse:

„Der zuerst noch geordnete Rückzug der Polen aus der Gegend Nowogrod—Lomscha artete in wilde Flucht aus, als die Deutschen die Stadt Zambrow eingenommen hatten und schnell nachzudrängen begannen. Sie flohen so eilig, daß sie fast keine Brücken und Übergänge zerstören konnten. Nur die brennenden und rauchenden Dörfer und Marktflecken zeigen den Weg der wilden Flucht. Überall am Wege liegen in Unmengen zurückgelassene Uniform- und Ausrüstungsstücke; selbst ihre Waffen und Gasmasken sowie die Munition haben die Polen in den Straßengraben oder aufs freie Feld geworfen. Dutzende von Pferdefuhrwerken mit Ausrüstungsgegenständen und Proviant füllen den Marktplatz von Zambrow. Scharenweise laufen Pferde umher und müssen von unseren Truppen eingefangen werden; auch schwere Waffen blieben zurück, viele Panzerwagen und schwere Flakgeschütze.

Das weite Schlachtfeld ist ein wüstes Durcheinander; Mäntel, Brotbeutel, Tornister, Feldflaschen, Gasmasken, Seitengewehre, Lederzeug, Schanzzeug und Kisten und Kasten bedecken das Gelände. Neben Tausenden von Gewehren liegen Maschinengewehre, Pistolen und Panzerabwehrgeschütze. Allein in einem kleinen Abschnitt zählten wir über 2 Dutzend schwere Maschinengewehre und 2 Batterien Feldartillerie. Ungeheuer ist die Munitionsmenge, die unseren Truppen in die Hände fällt. An einer Stelle findet man die ganze Einrichtung einer Schreibstube einer polnischen Kompanie mit dem Kriegstagebuch, an einer andern die vollständige Einrichtung mehrerer Nachrichtenzüge mit Fernsprecher und Funkwagen. Bei Andschejewo und Schumow stoßen wir auf die von unseren Truppen gefangengenommenen Regimenter. Weit über 10000 polnische Soldaten, darunter etwa 100 Offiziere, sind hier auf dem Schlachtfeld zwischen Bug und Narew zusammengeführt. Wie groß die Beute ist, ließ sich zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben wurden, noch nicht annähernd übersehen, da immer noch die Aufräumungskommandos unterwegs sind und mit Lastautos ununterbrochen das erbeutete Material von dem Schlachtfeld zu den Sammelplätzen führen."

Wo aber der Pole doch einmal in neuem Widerstande die Erdverfolger aufzuhalten wußte, da war die Luftwaffe zur Stelle. Das haben unsere Panzer manchesmal dankbar erfahren. — Die Verfolgung näherte sich von Norden her allmählich Warschau. Da wurde für die deutschen Kampfflieger die Entfernung von ihrem Flugplatz allmählich zu weit, um immer rechtzeitig zur Stelle sein zu können. So setzte sich denn der Kommandeur einer ostpreußischen Kampfgruppe in seinen Storch und suchte sich als behelfsmäßigen Einsatzflughafen unweit der Heeresfront ein Stoppelfeld aus. Dahin ließ er die Stabsstaffel nachkommen. Wenige Stunden später landete seine Staffel, schwer mit Bomben und Brennstoff

beladen, während der Kommandeur seine Funkstelle neben der Befehlsstelle des Armeeoberkommandos aufbauen ließ.

Gar nicht lange dauerte es, da wurde von nördlich Warschau Fliegerhilfe für Panzertruppen angefordert, die auf schweren Widerstand gestoßen waren. Sie kam jetzt mit zauberhafter Schnelle. Um 13 Uhr 20 hatten die Panzer schweres Artilleriefeuer bekommen — um 13 Uhr 40 bereits tauchten die ersten Kampfflugzeuge auf. Was das heißt, muß man sich einmal klarmachen! Erst Funkverständigung aus den vordersten Panzern zu den zurückliegenden Befehlsstellen der höheren Stäbe, dann Verbindung von da zu den einsatzbereiten Kampfflugzeugen und dann deren Anflug! Der Kettenführer überflog in etwa 50 Meter Höhe ein Waldstück, in dem die feindliche Artillerie gemeldet war, und entdeckte 4 polnische Batterien, die im Begriff waren, abzuprotzen und eine neue Stellung einzunehmen. Zurück! Neuer Anflug, diesmal nur wenige Meter über den Baumspitzen. Aus dem Waldweg schlägt den angreifenden Flugzeugen rasendes Maschinengewehrfeuer entgegen. Wenige Sekunden, dann reißen die Flugzeugführer ihre Maschinen hoch, die MG.-Schützen der Kampfflugzeuge erwidern das Feuer, und nun fallen aus einer Höhe von 50 Meter im Reihenabwurf die Bomben, alle 10 Meter eine, zwischen die polnischen Batterien. Fort sind die Flugzeuge, weit über das Ziel hinweg. Da kehren sie zu neuem Anfluge. Wieder stürzen die Bomben, und die Flugzeugbesatzungen sehen jetzt die grauenvolle Wirkung. Gespanne rasen wild umher, in schrecklichem Wirrwarr liegen tote Soldaten, verendende Pferde, umgestürzte Protzen durcheinander. Aber immer noch feuern die Soldaten der angegriffenen Batterien mit Gewehren und Maschinengewehren. Dritter Anflug! Die letzten Bomben stürzen herab. Vierter und letzter Anflug! Aus 10 Meter Höhe eröffnen die Beobachter ihr Maschinengewehr-Schnellfeuer auf die letzten versprengten Trupps, vernichten sie. Eine einzige deutsche Kette — 3 Flugzeuge! — hat die polnische Artillerieabteilung von 4 Batterien restlos vernichtet. Begeistert winken den Zurückfliegenden die Kameraden von der Panzertruppe zu, stürzen in ihre Fahrzeuge und setzen die Verfolgung fort.

So konnte der Wehrmachtbericht als Ergebnis des 11. September für das Gebiet östlich und nordöstlich von Warschau melden: „Nach hartem Kampf ist der Feind auch nordostwärts Warschau geworfen. In der Verfolgung haben unsere Truppen mit der Masse die Bahnlinie Warschau—Bialystok überschritten, mit vorgeworfenen Abteilungen die Bahnlinie Warschau—Sjedlce erreicht. Verbände der Luftwaffe wurden wie am Vortage zur Zerstörung der rückwärtigen Verbindungen des Gegners ostwärts der Weichsel mit gutem Erfolg eingesetzt. Eine Sturzkampfgruppe hat die Ostausgänge von Warschau abgeriegelt. Der Bahnhof Bialystok wurde zerstört."

Aus dem Bericht über den 12. September erfuhren wir von diesem Tage: „Ost-

wärts und südostwärts von Warschau sind Straße und Bahnlinie Warschau—Sjedlce mit starken Kräften überschritten; am äußersten Ostflügel stehen motorisierte Truppen 40 Kilometer nördlich Brest. Weit hinter der Front ist die zu spät aus Lomscha nach Süden weichende 18. polnische Division nördlich des Bug gestellt." Die Panzertruppen haben bei dieser Verfolgung von der Luftwaffe noch andere Unterstützung als Kampfhilfe erhalten: am 12. wurde eine bis Kabuschyn vorgedrungene Panzerdivision durch eine Kette von Transportflugzeugen mit Betriebsstoffen und Munition versorgt und so zur Fortsetzung der Verfolgung befähigt!

Die polnische 18. Division konnte ihrem Schicksal nicht mehr entgehen: am 13. kapitulierte der Divisionskommandeur mit 6000 Mann, 30 Geschützen. Eine weitere bedeutsame Nachricht aber brachte der Bericht noch, als er diese Kapitulation mitteilte: „Die über die Straße Warschau—Sjedlce vorgedrungenen deutschen Kräfte haben mit Teilen nach Westen und Südwesten eingedreht." Das hieß soviel, als daß diese Truppen jetzt sich bereit machten, je nach Bedarf der Heeresgruppe Süd beim Weichselübergang zu helfen oder die Weichsel oberhalb Warschau von Osten zu sperren. Damit verband sich eine andere Meldung: „Ostwärts Modlin über den Narew vorgehend nähern sich unsere Truppen auch von Nordwesten der polnischen Hauptstadt." Wir erinnern uns, daß schwere Kämpfe an der Bzura entbrannt waren, weil starke polnische Kräfte versuchten, aus der Gegend Lentschyza—Lowitsch nach Süden durchzubrechen. Später haben wir dann gesehen, daß solche Versuche sich auch gegen Südosten und Osten richteten. Nach obiger Bekanntgabe konnten wir uns jetzt sagen, daß strategische Erfolge mit diesen Durchbruchsversuchen nicht mehr zu erreichen wären. War doch schon auf der ganzen Front beiderseits Warschau der Riegel auf dem rechten Weichselufer vorgeschoben! Wir mußten lächeln, wenn wir in der Presse des Auslands gerade in diesen Tagen wieder die Hoffnung ausgesprochen fanden, es könnte den Polen gelingen, nordöstlich der Weichsel „eine neue Widerstandsfront aufzurichten" oder „starke Verbände in das Gebiet der Pripetsümpfe zu retten".

Während die Masse des linken Flügels der Heeresgruppe Nord aus der Narewfront die Richtung nach Süden eingeschlagen hatte, war eine Sondergruppe nach Osten entsandt worden. Sie besetzte am 15. Bialystok, drang in den nächsten Tagen noch weiter ostwärts vor und begann so den Urwald von Bjalowjes und das Gebiet der Pripetsümpfe von Norden her zu umfassen. Da gab ein wichtiges politisches Ereignis den Kämpfen östlich der Weichsel eine vollständig andere Wendung. In der Nacht vom 16. zum 17. September gab die Sowjetregierung den ausländischen Botschaften und Gesandtschaften bekannt, daß der polnische Staat als nicht mehr existierend zu betrachten sei. Gleichzeitig teilte sie dem polnischen Botschafter in Moskau mit, sie sehe sich gezwungen, zur Wahrnehmung

ihrer Interessen und zum Schutz ihrer Minderheiten [das heißt der Weißrussen und Ukrainer] am Sonntagmorgen 6 Uhr (4 Uhr mitteleuropäische Zeit) die sowjetrussisch-polnische Grenze zu überschreiten. Punkt 4 Uhr am 17. September begann tatsächlich auf der ganzen Grenze der Vormarsch der Roten Armee, und zwar im südlichen Teil so schnell, daß schon am Abend des ersten Tages Tarnopol und Kolomea besetzt wurden. — Am Abend des 17. begaben sich der Präsident der polnischen Republik und der heldische Marschall Rydz Smigly auf rumänischen Boden. —

Am 18. kapitulierte die Zitadelle von Brest-Litowsk, deren mindestens 100 Jahre altes Mauerwerk der Beschießung durch moderne Artillerie auffallend gut widerstanden hatte. Ohne gründliche artilleristische Vorbereitung hätte die Zitadelle nicht gestürmt werden können, trotzdem ihre Besatzung der reinen Zahl nach bei der Übergabe nur schwach war: 600 Mann.

Von Modlin haben wir bisher geschwiegen. Schon seit dem 10. September waren dort schwache deutsche Truppen erschienen und hatten die Festung nach Norden abgeriegelt, ohne daß es vorläufig zu irgendwelchen ernsteren Kämpfen gekommen wäre. Die Festung hatte einen äußeren Fortgürtel, der bei der Belagerung 1915 hauptsächlich verteidigt worden war. Seine Bauten waren ziemlich modern. Außerdem hatte sie eine innere Verteidigung, die sich auf drei veraltete Forts, eine starke Schützengrabenstellung mit betonierten Maschinengewehrständen und starken Tankhindernissen stützte. Die Tankhindernisse liefen über die ganze Front und bestanden, wie bei Mlawa, aus tiefen Gruben oder aus Reihen fest eingerammter dicker Pfähle. Hinter dieser Stellung gab es noch rückwärtige Stellungen und schließlich eine alte doppelte Kernumwallung mit starken Grabenmauern. Von einem Überrennen der Festung konnte also keine Rede sein. Die deutschen Truppen, die sie zunächst abschlossen, hatten aber den Vorteil, daß sie zur Unterkunft die von den Verteidigern diesmal von vornherein geräumte Linie der äußeren, in Beton gebauten Forts benutzen konnten. Deren Hohlräume waren gut erhalten und boten ihnen sicheren Schutz gegen die ziemlich schwache und schlecht mit Munition ausgestattete, auch unbeholfene Festungsartillerie. Bis zum 18. September blieb die Lage hier ruhig.

Der gleiche Schwung, wie die von Norden nach Süden verfolgenden Truppen, beseelte auch die Divisionen der 14. Armee in ihrem unwiderstehlichen Drange über den San nach Osten — nach dem Dnjestr und dem Bug, oder wenn man zwei wichtige polnische Städte nennen will: nach Lemberg und Lublin. Der San war dabei immer noch eine starke Sperre; freilich war er schon am 10. bei Sanok von der mehrfach erwähnten Gebirgsdivision überschritten, aber er gab noch manche harte Nuß zu knacken — vor allen Dingen in der alten Festung Pschemyschl. Fünf Tage wurde um sie gerungen — am 15. war sie in deutscher Hand.

Damit erst war der San endgültig besiegt, der Weg zur weiteren Verfolgung in breiter Front frei.

Vorher hatte die Division schon einen jener Gewaltmärsche ausgeführt, die zum erstenmal die deutschen Divisionen in den Feldzügen 1939 und 1940 ausgeführt haben. Hierbei war der Kommandeur selbst am 11. September in eine recht kritische Lage gekommen. Um den Vormarsch so schnell wie möglich durchzuführen, hatte er den größten Teil der zur Verfügung stehenden Lastwagen mit Gebirgsjägern besetzt und nun versucht, mit den Lastwagen rücksichtslos auf der Straße, die von Sanok über Kroschtschenko nach Sambor und weiter nach Lemberg führt, vorwärts zu jagen. So wurde eine Ortschaft durchstoßen, die ganz voll Polen saß. Aus allen Rohren feuernd fuhren die Jäger und mit ihnen der General hindurch. Die Polen glaubten, wie sich später herausstellte, daß sie eine Panzerdivision vor sich hätten. Sie ergriffen die Flucht: der ungeheure Staub hatte die Wagen getarnt. Dann aber merkten sie den Braten und setzten sich zur Wehr. Die Spitze der Division wurde vom Feinde abgeschnitten, und es dauerte einige Zeit, bis der Kommandeur von seinen nachfolgenden Truppen wieder herausgeholt wurde. Gleich darauf konnte er den großen Ort Sambor gewinnen. —

Dort trifft am 12. September früh das Gebirgsjägerregiment ein und erhält den Divisionsbefehl: „Schärfstes Vordringen auf Lemberg!" Der Regimentskommandeur wird zum Führer der motorisierten Verfolgungstruppen ernannt. Die Weiterfahrt beginnt. Eine feindliche Kompanie, die in Marschkolonne auf der Straße marschiert, wird aus den fahrenden Wagen mit MG.-Feuer überschüttet. Der Feind flüchtet rechts und links auf die Felder. Tote und Verwundete liegen auf der Straße.

Das Tempo wird gesteigert. Beiderseits der Straße werfen die Polen in kleineren Abteilungen ihre Waffen weg und erheben die Arme. Man kommt an die Stelle, wo die Straße vor Lemberg durch die Enge der Seen von Grodek führt. In der Seenenge liegt ein Dorf. Die Spitze bricht in stürmischer Fahrt bis zur Ortsmitte durch, dann muß gehalten werden: der Feind hat starke Abwehr aufgebaut. Als aber nun das Gros herankommt, kann die Spitze aus der gewonnenen vorgeschobenen Stellung durch flankierendes Feuer den Angriff gut unterstützen. Flakbatterien und Haubitzen helfen — und bevor es zum Sturm kommt, gibt der Feind den Widerstand auf. Nach zweistündigem Aufenthalt ist die Vormarschstraße wieder frei.

Die Vorhut erhält den Befehl: „Unter Staubentwicklung großes Tempo los auf Lemberg." Die Straße ist übersät mit Ausrüstungsgegenständen, weggeworfenen Waffen und Fahrzeugen aller Art. Rechts und links der Straße gehen polnische Soldaten mit erhobenen Händen im Straßengraben der Kolonne entgegen. Auf den Feldern sieht man noch versprengte Teile des Feindes völlig überrascht. Sie

werden in rasendem Tempo durchrannt. Selbst die Fahne eines polnischen Regiments wird von den kopflos Flüchtenden im Stich gelassen und fällt in die Hände der Verfolger.

Das Tempo steigert sich bis zur Leistungsgrenze der Motore. Immer wieder hält der Kommandeur an der Straße, ordnet den Vormarsch. Die Vorbeijagenden holt er später wieder ein und ruft ihnen im Vorbeifahren die Parole des Tages zu: „Lemberg!" hämmert ihnen dies Ziel unermüdlich ein und reißt sie damit trotz aller Schwierigkeiten vorwärts, bis die ersten Wagen, bei den vordersten er selbst, nach Lemberg-West hineinrasen.

Hier treffen sie auf starke feindliche Abwehr, die sich stündlich verstärkt. Feindliche Geschütze beginnen zu feuern, Infanterie tastet sich voran. Die Handvoll Leute, die Lemberg erreichten, klammert sich im Westen der Stadt fest und hält das gewonnene Gelände gegen jeden Gegenstoß, bis nach und nach die einzelnen Teile der Gefechtstruppe nachkommen. So rasch wie möglich wird jetzt eine breitere Front angestrebt, um den Gegner über die Stärke zu täuschen: drei Kompanien auf einem Abschnitt von etwa 2 Kilometer Breite gruppenweise zur Verteidigung verteilt.

Hinter der Vorhut waren inzwischen bei Rudki und nördlich davon ernsthafte Kämpfe mit zuerst überrannten, dann wieder gesammelten Feinden entbrannt. Es dauert eine Zeit, bis das Regiment sich von hier hat lösen können und nachkommt. Am späten Nachmittag trifft der Divisionskommandeur selbst in Lemberg-West ein, unterrichtet sich über die Lage, wirft in der Nacht Verstärkungen heran. Am 13. September 10 Uhr 15 vormittags treten die Bataillone zum Angriff an, um die Stellung zu verbessern. In der Front finden sie starken Widerstand. Da schiebt der Regimentskommandeur ein Bataillon in weiter Umgehung um Lemberg nach Nordosten herum, um dort einen Höhenriegel zu besetzen und damit die große Verbindungsstraße der Stadt zu sperren. Das gelingt. Auf die Besetzung des unmittelbar an der Straße gelegenen Dorfes verzichtet der Kommandeur nach hartem nächtlichem Ortskampf und begnügt sich mit dem Besitz der Höhe, die zur Sperre genügt. Zwei Bataillone des Regiments und eine Abteilung Pioniere graben sich hier 12 Kilometer von der Division entfernt im Rücken des Feindes ein. Die Truppen bilden eine richtige Igelstellung.

Schwere Kämpfe haben die Gebirgler in den folgenden Tagen hier durchzuhalten. Stehen sie doch als Sperriegel nicht nur gegen einen Ausbruch der Lemberger, sondern auch gegen von Nordwest her herankommende polnische Verstärkungen. Panzerwagen sind gegen sie vorgegangen, schwere Artillerie hat sie beschossen. Ernste Krisen traten ein. Nur zweimal in den neun Tagen des Stellungskampfes kam Verpflegung nach vorne durch. Immer wieder aber gelang es, die feindlichen Angriffe abzuweisen. Dabei verriet das Dröhnen starken Artilleriefeuers im Nor-

den, daß dort eine bedeutende Schlacht geschlagen wurde: offenbar verzweifelte Durchbruchsversuche polnischer Heeresteile. Am 18. endlich verstummte das Artilleriefeuer im Norden. Die feindlichen Angriffe aus Lemberg wurden schwächer. — Über der Stadt zeigten sich russische Flugzeuge*). —

Bei all diesen Verfolgungskämpfen bewährte sich wieder die Hilfe der Luftwaffe. In ihrer Aufgabe, das rückwärtige Verkehrsnetz des Feindes zu zerschlagen und den Rückmarsch polnischer Kräfte zu verhindern, verlegte sie ihre Angriffsziele immer weiter ostwärts, unterbrach mehrfach nachhaltig die Eisenbahnlinien, brachte Transportzüge zum Stehen. Die Bahnhöfe Kowel, Sjedlce, Lukow, Wlodawa wurden durch Volltreffer schwer beschädigt, ihre Bahnanlagen zerstört. Auf einem großen Teil des rückwärtigen Eisenbahnnetzes Polens waren Bahntransportbewegungen überhaupt nicht mehr durchführbar.

Wir konnten in jenen Tagen an unseren Apparaten den deutschen Sturmmarsch durch Südpolen mit klopfendem Herzen miterleben. Wie soll man das aber jetzt nachträglich verlebendigen? Am besten vielleicht durch Wiedergabe der kurzen Angaben der Heeresgruppe Süd über ihre Kämpfe. Da hörten wir am 15. vom Fall von Pschemyschl. Vom 12. bis 16. ging es von Uhnow (60 Kilometer nordwestlich Lemberg) über Samoschtsch—Hrubjeschow bis Wlodzimjesch (russischer Name: Wladimir-Wolynsk). Am 15. und 16. wurde in der Mitte zwischen Pschemyschl und Lemberg bei Sadowa und Jaworow gesiegt, der 17. zeigte die Kampflinie Janow (nordwestlich Lemberg) — Lubatschow, den Tanewfluß und die Orte Josefow und Bilgoraj. Heute kam Stryj in deutsche Hand, und wir erhielten einen Lagebericht des OKW., der mit den stolzen Sätzen begann:

„Der Feldzug in Polen geht seinem Ende entgegen. Nach der völligen Umschließung Lembergs und der Einnahme von Lublin steht ein Teil des deutschen Ostheeres in der allgemeinen Linie Lemberg—Wlodzimjesch—Brest—Bialystok und hat damit den größten Teil Polens besetzt."

Eingehend erläuterte die Lage eine Kundgabe des Deutschen Dienstes, von dem ich einen Auszug folgen lasse:

„Nach einem Vormarsch von atemraubendem Tempo hat das deutsche Ostheer nunmehr zwischen Brest und Wlodzimjesch den Ring geschlossen, der das polnische Gebiet von Süden nach Norden umspannt. Bei Wlodawa am Bug sind die deutsche Süd- und die deutsche Nordgruppe zusammengetroffen. Die größere Hälfte des bisherigen polnischen Staates ist damit von deutschen Truppen besetzt. Anfang September standen die Polen noch in Bentschen, 150 Kilometer von Berlin; einen halben Monat später sind sie über Brest hinaus mehr als 500 Kilometer zurückgeworfen. Fast ebenso groß ist die Entfernung, die im Süden von Oderberg —

*) Völkischer Beobachter Nr. 288 und 289, 1939: „Bayerische Gebirgsjäger auf Sturmfahrt durch Polen. Nach dem Kriegstagebuch."

dort stand die Spitze des polnischen Heeres an der deutschen Oder! — bis Lemberg durchmessen wurde. An der polnischen Südgrenze waren es besonders ostmärkische Truppen und Gebirgsjäger, die in den Beskiden und Karpaten hervorragende Gefechts- und Marschleistungen vollbrachten. Natürlich ist der gewaltige Raum von etwa 250 000 Quadratkilometer, der nunmehr von deutschen Truppen umschlossen ist, noch nicht vollständig von polnischen Heeresteilen gesäubert. An mehreren Stellen befinden sich noch versprengte Reste. Aber diese Truppen fechten zusammenhangslos ohne einheitliches Kommando. Es handelt sich für die rückwärtigen Teile des deutschen Feldheeres hier nur noch um Aufräumungsarbeiten von großen und kleinen Gruppen."

Dazu kam noch die wichtige Meldung, daß heute zum erstenmal deutsche und russische Truppen bei Brest miteinander in Fühlung getreten seien. —

Was ich bis jetzt von dem berichtete, was wir in diesen acht Tagen vom 11. bis 18. September sahen und hörten, waren ausreifende Siege und stürmische Verfolgungen. Wohl kam es dabei zu schweren Kämpfen mit einem sich hartnäckig wehrenden Gegner. Das waren aber Einzelaktionen: im großen war und blieb es ein Siegeszug der Armeen, den jene nie ernstlich in Frage stellen konnten.

Anders war es in der großen Schlacht an der Bzura, die am 7. September mit dem Vordringen der 8. Armee nach Lodsch und an Lodsch vorbei auf Lowitsch und Sochatschew begonnen hatte. Das war der kühne Zug, mit dem General Blaskowitz der stärksten Figur, die noch im Spiel des Gegners war, das Netz stellte. Gelang es ihm, sie darin zu fangen, dann war der nächste Zug das Schach! und Matt! Würde er Erfolg haben?

Bekannt war, daß beim Aufmarsch Polens stärkste Armee im Posener Gebiet stand, daß sie bisher kaum vom Kampf berührt worden war und daß sie und alles, was von der Korridorarmee der deutschen Zange entronnen war, versuchen würde, irgendwie durch den großen Weichselbogen aufs rechte Weichselufer zu entkommen. Der nächste Weg dazu war der Marsch Posen—Kutno—Warschau. Er führte zu einem Zusammenströmen der Posener Armee, der Reste der Korridorarmee und von Teilen noch einer dritten Armee in der Gegend Kutno und ostwärts, ohne daß einer der drei beteiligten Oberbefehlshaber sich für einheitliche Führung eingesetzt hätte. Zum Kampfe zwang sie General Blaskowitz dadurch, daß er den Hauptteil seiner Armee über Lodsch zwischen die zurückgehenden Gegner und Warschau warf. Zu erwarten war, daß jene nun versuchen würden, sich den Weg nach Warschau durch Angriff von West nach Ost zu öffnen.

Wir sahen schon, daß die polnischen Armeeführer anders operierten. Vielleicht war ihnen eine Direktive zugekommen, alles daranzusetzen, Ostgalizien zu erreichen, vielleicht hat sie auch lediglich die anscheinend dieser Angriffsrichtung günstige augenblickliche Gruppierung der deutschen 8. Armee gelockt. Jedenfalls

ging ihr Stoß vom 8. September ab im großen gesehen von Kutno in Richtung auf Lodsch.

Es bleibt das große Verdienst jenes verwundeten Divisionskommandeurs, mit seiner Division den furchtbaren Stoß so lange aufgefangen zu haben, daß General Blaskowitz Zeit fand, Gegenmaßnahmen zu treffen. Erst als er am 10. mittags die Gewißheit hatte, daß für diesen Tag die Schlacht „stehe", ließ er sich in ein Feldlazarett zurückbringen zum Anlegen eines der Schwere seiner Verwundung angemessenen Verbandes.

Am 11. vormittags erkannten wir aus dem, was Funkwellen verrieten und was uns der Strahler zeigte, daß General Blaskowitz das zähe Standhalten jener Division dazu benutzte, den Schwerpunkt seiner Armee dahin zu verschieben, wo der Durchbruch wohl für den Augenblick pariert, die Gefahr aber noch lange nicht beseitigt war. Deutlich konnten wir erkennen, daß die Kräfte bei Sochatschew und Lowitsch schwach geworden waren. Auch Bewegungen von Ost nach West konnten wir trotz aller Tarnung feststellen. Die 8. Armee hatte sich ihre Aufgabe, die linke Flanke der starken 10. Armee zu decken, zu einer großen Offensivlösung erweitert. Als jetzt der Gegner hinter ihrem Rücken eine Stoßrichtung einschlug, die jene Flanke gefährdete, zögerte der Armeeführer keinen Augenblick, sich mit veränderter Front vor und auf ihn zu werfen. Statt einer Division fand jener die Armee Blaskowitz, auch als er den Weg nach Osten mit dem nach Süden vertauschte. Sicherlich ist dies Verlegen des Schwerpunktes der 8. Armee nicht leicht gewesen, aber es ist glänzend gelungen, indes gleichzeitig die 10. Armee sich in schwerem Ringen den Lorbeer von Radom holte.

Während diese Umgruppierung im Gange war, erhielt am 11. September der uns schon von der Warthe her bekannte Regimentskommandeur den Befehl, nördlich Bjelawy einen Brückenkopf über die Bzura zu bilden. Es gelang ihm, in schwerem Angriff Bjelawy zu nehmen und dadurch starke Teile des Gegners auf sich zu ziehen. Am nächsten Tage wurde er von diesem mit einer verstärkten Kavalleriebrigade angegriffen. Gegen Mittag war die Lage so, daß er in seinem Gefechtsstande, der von MG.-Feuer umpeitscht wurde, sich darüber klar wurde, daß das Regiment die ihm gestellte Aufgabe nur mit schwersten Verlusten würde erfüllen können. Der Kommandierende General entschied, daß die Aufgabe erfüllt sei, und befahl die Lösung vom Feinde. Durch umsichtige Führung gelang es dem Kommandeur am hellen Tage, das tapfere Regiment herauszuziehen.

Am 14. September sollte es abgelöst werden. Während der Ablösung wurde das II. Bataillon plötzlich angegriffen. Der Regimentskommandeur war gerade in dem vorgesehenen Ruhequartier eingetroffen. Sofort fuhr er dem Regiment entgegen und setzte den Gegenangriff an. Die Artillerie machte kehrt, nahm den Feind auf weiteste Entfernung unter Feuer, und das Regiment, das zum

erstenmal in Ruhe kommen sollte, nachdem es seit dem ersten Tage des polnischen Feldzuges eingesetzt gewesen war, setzte mit ungebrochenem Schwung zum Gegenangriff an! Als der Pole gerade im Begriff war, Teile einer wichtigen Höhe zu besetzen, traf ihn der Angriff des I. Bataillons und warf ihn, hervorragend von der Artillerie unterstützt, unter starken Verlusten zurück. Am späten Nachmittag war die alte Stellung wieder in der Hand des Regiments. Der Kommandeur hatte durch seinen selbständigen Entschluß, aus der Ablösung wieder zurück gegen den Feind zu gehen, eine Lage gemeistert, die für die ganze Armee hätte kritisch werden können.

Der heldische Kampf dieses Regiments ist nur ein Beispiel aus vielen Heldenkämpfen dieser Schlacht. Die Tage bis zum 14. waren für die 8. Armee eine schwere Feuerprobe, und sie mußte alle Kraft einsetzen, um sie durchzuhalten. Zeitweise hat der Pole offenbar geglaubt, ihm sei der Durchbruch gelungen. So werden Meldungen des polnischen Rundfunks wie die vom 13., Lodsch sei zurückerobert, zustande gekommen sein. Der Wunsch, die Volksstimmung aufzupulvern, verleitete, Hoffnungen in Tatsachen umzufälschen, und das englische Reuterbüro in London hatte in törichtem Propagandaeifer nichts Eiligeres zu tun, als sofort diese Meldungen weiterzuverbreiten. Dadurch erlebte es einen bösen Reinfall, denn gerade an jenem Tage besuchte der Führer die Truppen der 8. Armee. Mitten in das schärfste Ringen, über das kritischste Durchbruchsschlachtfeld nördlich Lodsch und nach Lodsch hinein führten ihn Flugzeug und Kraftwagen am 13. September!

In Lodsch selbst und in seiner unmittelbaren Umgebung war von der Schlacht nichts zu merken. Lodsch war vor dem Sturm der 8. Armee von den Polen so rasch geräumt worden, daß sie keine großen Zerstörungen mehr hatten vornehmen können, wie das sonst bei ihnen üblich war; selbst die Glashäuser der großen Blumenzüchtereien zeigten noch die volle Pracht der Herbstblumen. Wenige Kilometer nördlich aber, in Sgjesch, war die Nähe des Kampfes mit Händen zu greifen. Artillerie und Infanterie, Maschinengewehre und Kolonnen vom Arbeitsdienst zogen eilig nach vorne, polnische Panzer lagen seitwärts der Straße im Graben, Verbandplätze, Befehlsstellen, Gefangenensammellagerstellen, Divisionsausgabestellen führten mitten in das Kampfleben hinein.

Der Führer besuchte das Generalkommando, das in einem großen Befehlswagen arbeitete, besuchte die Divisionsstäbe, die ebenfalls unabhängig von Ortschaften in der Nähe ihrer Truppen ihre Autobefehlsstellen hatten, gleichzeitig ihr Quartier, wie das in diesem Kriege selbstverständlich war. Hier besuchte er auch den verwundeten Divisionskommandeur, dem er seine besondere Anerkennung aussprach. Unter den Heldentaten einzelner Soldaten, über die ihm berichtet wurde, trat besonders die eiserne Ruhe eines Panzerabwehrschützen hervor. Dieser hatte drei polnische Panzer bis auf 5 Meter an sich herankommen lassen, dann

Fahrzeuge deutscher Kavallerie-Brigaden durchfahren polnisches Dorf bei Warschau

Deutsche Maschinengewehre vor der Festung Warschau

Warschauer Vorstadt nach der Kapitulation

Warschau hat kapituliert!

erst sie durch drei Volltreffer hintereinander erledigt und so sich das erste Eiserne Kreuz der Division erworben.

Löste der unerwartete Besuch des Führers an der Front schon bei seinen Soldaten helle Begeisterung aus, so weckte er erst bei den in Lodsch ansässigen Volksdeutschen überströmende Freude und größten Jubel. In diesem Augenblick hatten sie im glückhaften Gefühl endlicher Befreiung — das sah man ihren vor Freude und Ergriffenheit leuchtenden Gesichtern an — die seelischen Qualen der letzten zwei Jahrzehnte innerlich überwunden.

Am 14. konnten wir erraten, daß die 8. Armee jetzt endgültig die Gefahr gemeistert habe. Aus dem Strahler gewannen wir die Überzeugung, daß ihre Teile zu gemeinsamer Wirkung vereinigt seien, und rechts neben ihr sahen wir frische Truppen anrücken — starke Kräfte, die aus südlicher Richtung kamen. Offenbar eilten sie von der 10. Armee herbei, um zu helfen, nachdem diese bei Radom fertiggeworden war. Das war um so wichtiger und für uns um so beruhigender, als wir auf der andern Seite erkannten, daß sich aus den polnischen Schlachtgruppen bedeutende Kräfte nach Osten verschoben, offenbar um den im Süden vereitelten Durchbruch jetzt da zu versuchen, wo die 8. Armee notgedrungen das Loch an der Bzura hatte öffnen müssen. Wie sich dann herausstellte, richtete sich dieser Angriff auf Lowitsch, Sochatschew, Wyschogrod. Die schwachen Truppen, die ihm dabei zuerst entgegentraten, konnten nicht verhindern, daß erhebliche Teile in das Gebiet zwischen Unterlauf der Bzura und Weichsel eindrangen. So kam es schließlich zu zwei fast getrennten Schlachten: die eine westlich der Bzura, die andere östlich von ihr. Letztere wurde von der 10. Armee geschlagen, während die 8. ihren Kampf westlich der Bzura zu Ende führte, unterstützt nun auch von den südlich der Weichsel und über die Weichsel herangekommenen Teilen der 4. Armee, die den Ring von Westen schlossen. Zwei Ringe haben sich so gebildet, die eine liegende Acht (∞) zeigten. Die Masse der beteiligten Truppen und die Ausdehnung dieser Schlacht von Kutno bis zur Weichsel, fast kann man sagen bis Warschau, also eine Ausdehnung in der Richtung West—Ost von etwa 120 Kilometer bei einer Tiefe von 25 bis 30 Kilometer, waren so bedeutend, daß man den Eindruck hatte: hier könnte man schon von einer Schlacht der Heeresgruppe Süd sprechen.

Auch die eingreifenden Divisionen der 10. Armee hatten noch schwere Kämpfe zu bestehen, denn die Polen kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Kam es doch für sie darauf an, nachdem sie den Weg über die Bzura gefunden hatten, durch die Wälder, in die sie dann hineinkamen, Anschluß an die Warschauer Armee zu bekommen. Dann wäre es immer noch möglich gewesen, östlich der Weichsel neuen Widerstand zu versuchen. Freilich, bei weitem nicht allen, die es versuchten, gelang der Übergang über die Bzura. Vier bis fünf Divisionen,

die ihren Weg durch das Waldgebiet dicht südlich der Weichsel auf die Bzurabrücke südlich Wyschogrod und die Furt 7 bis 8 Kilometer weiter oberhalb bei Brochow nahmen, wurden am 17. von dem tödlichen Griff der deutschen Sturzkampf- und Bombengeschwader gepackt. — Fritz Dettmann hat einige Tage nachher das Feld dieser Katastrophe besucht und in der D.A.Z. vom 27. September geschildert, was er dort sah:

„In den Rohren der Flakgeschütze sitzen noch die Granaten. Nicht ein Schuß fehlt. Aufgeblähte Kadaver von Pferden mit zerrissenen Geschirren bedecken den Waldboden und zwischen ihnen die toten Artilleristen. Soweit der Blick die Straße sucht: Trichter an Trichter, Wagen an Wagen. Drüben in der Lichtung stehen noch 12 Geschütze, sauber in Reih und Glied aufgefahren. In einem Nebenweg des Waldes, der abseits und gut gedeckt zur Bzurafurt führt, hat eine Abteilung leichter Panzer ihr Schicksal ereilt. Ihre Kraftwagen sind ausgebrannt, die Panzer leere schwarze Höhlen. Und wie eine Apotheose der Vernichtung wirkt die Furt über die Bzura unweit Brochow. Hier einten sich die Fluten der Kolonnen zum letzten Durchbruch am Übergang. Aber auch hier griffen Stukas und Bomber nach ihnen, während auf der andern Seite deutsche Panzer einen ehernen beweglichen Wall legten. Die Spitze wurde dennoch in den Fluß hineingedrängt. Unter dem Schutz einiger beherzter Flakkanoniere versuchte man das letzte Mittel. Da erzitterte abermals die Luft, und die Bomben der Stukas sperrten das letzte Tor. In der Furt sind die Wagen, Kanonen, Menschen und Pferde steckengeblieben. So dicht bedecken sie das trübe Wasser, daß man auf Planken und Trümmern trockenen Fußes über die Bzura gelangt. Sie wurden hingemäht, wo sie fuhren und standen.

Soweit man blicken kann, stehen die Reste dieser vernichteten Divisionen. Fern auf den Wiesen weiden seit Tagen die entkommenen Pferde der Batterien, während in kilometerlangen Zügen in die deutschen Gefangenenlager jene Soldaten marschieren, die der Hölle an der Bzura unversehrt entrannen.

Sie alle fürchteten die Waffe aus der Luft. Doch sie hatten nie geahnt, daß diese stählernen Hände aus dem Himmel so unerbittlich hart und sicher zupacken könnten. An der Bzura wurde diese Notwendigkeit herausgefordert. An der Bzura wurde die Vernichtungskraft dieser Waffe bewiesen."

2. Ausklang

„Die Schlacht im Weichselbogen, die vor etwa einer Woche bei Kutno begann und sich dann nach Osten gegen die Bzura zog, erweist sich nunmehr als eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten", verkündete am 20. September der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht. Er nannte dabei 105 000 Gefangene.

Aber die wirklichen Zahlen der Gefangenen waren viel größer, die Beutezahl noch nicht annähernd bekannt: schließlich sind es mehr als 180 000 Gefangene geworden, von denen 70 000 auf den Ring östlich der Bzura entfielen, während bis zum Nachmittag des 20. September „eine der beiden an der Schlacht beteiligten deutschen Armeen" allein 320 Geschütze und 40 Kampfwagen erbeutet hatte. „Beim Absuchen der Waldungen an der Bzura fiel am 21. September der Oberbefehlshaber der polnischen Korridorarmee, General Bortnowski, mit seinem ganzen Stab in deutsche Hand."

Am 20. endete auch die letzte große Kampfhandlung der Armee List, die „Schlacht bei Zamoschtsch und Tomaschow". Bei dem Versuch, nach Osten oder Nordosten gegen den Bug durchzubrechen, waren hier noch einmal recht erhebliche Teile jener zum Schutz Südpolens gebildeten polnischen Südarmee, vereint mit Kräften, die von Norden her in diese Gegend gelangt waren, zur Schlacht gezwungen worden. Deutsche Fußtruppen, motorisierte Truppen und Panzer hatten sie mit Unterstützung der Luftwaffe gestellt. Wieder wie bei Radom, wie an der Bzura schloß sich um sie ein Ring, aus dem auszubrechen sie bald nach dieser, bald nach jener Richtung versuchten. Dabei schien es ihnen schließlich fast gleichgültig, wo sie die rettende Öffnung fänden. Aus dem ursprünglichen Drang nach dem Osten über den Bug wurde so auch Drang nach Norden, nach Süden und nach Südosten. Sie wußten zuletzt nicht mehr, ob sie längs der großen Straße, die von Zamoschtsch über Tomaschow—Rawa Ruska nach Lemberg führt, von Südost nach Nordwest oder von Nordwest nach Südost angreifen sollten, bis sie endlich, von allen Seiten immer schärfer eingeengt, den Kampf aufgaben. Am 21. berichtete das Oberkommando der Wehrmacht: „Im Süden haben sich nach hartem Kampf bei Zamoschtsch und Tomaschow starke polnische Kräfte den deutschen Truppen ergeben, darunter der Oberbefehlshaber der polnischen Südarmee. Seit dem 10. September wurden dort 60 000 Gefangene gemacht, 108 leichte und 22 schwere Geschütze erbeutet." Aber auch diese Gefangenen- und Beutezahlen waren noch nicht die letzten Ergebnisse; sie wuchsen einige Tage noch beständig. — Gleich darauf fiel Lemberg. Am 22. September ergaben sich die dortigen polnischen Truppen der Armee List. Der gerade begonnene entscheidende deutsche Schlußangriff wurde doppelt unterbrochen: die polnische Führung teilte dem Oberbefehlshaber der Angriffstruppen mit, daß sie kapituliere, und fast zur gleichen Zeit waren die Russen in der Nähe von Lemberg erschienen, in deren Gebiet aber gehörte nach den deutsch-sowjetrussischen Abmachungen über die vorläufige Demarkationslinie (längs der Flüsse Pissa, Narew, Weichsel, San) Lemberg, so daß deutscherseits schon Befehle für die Ablösung durch Sowjettruppen und den Abmarsch ergangen waren. — Am 25. September schlossen die Sowjetbehörden die frühere polnisch-, jetzt russisch-rumänische Grenze.

Zu den großen Gefechtsereignissen der letzten Woche kamen noch einige kleinere Kapitulationen hinzu. So war z. B. am 18. September eine feindliche Kampfgruppe nordwestlich Lemberg vernichtet worden, wobei 10 000 Gefangene gemacht wurden. Am 19. September wurden die Kämpfe bei Gdingen abgeschlossen mit der Einnahme des Kriegshafens. Die Beute der Kämpfe um Gdingen belief sich auf 350 Offiziere, 12 000 Mann und etwa 40 Geschütze. Bereits am 18. September hatte das Oberkommando der Wehrmacht mitgeteilt — gleichzeitig mit der Bekanntgabe jenes letzten großen Luftangriffes südwestlich Wyschogrod —: „Polnische Fliegerkräfte traten an der ganzen Front nicht mehr in Erscheinung. Die deutsche Luftwaffe hat damit die ihr im Osten gestellte Aufgabe im Wesentlichen erfüllt. Zahlreiche Einheiten der Fliegertruppe und Flakartillerie sind zusammengezogen und stehen für anderweitige Verwendung bereit."

Am 24. September konnte es unter den Polenkrieg den Schlußstrich ziehen: „Der Feldzug in Polen ist beendet. In einer zusammenhängenden Reihe von Vernichtungsschlachten wurde das polnische Millionenheer geschlagen, gefangen oder zersprengt. Keine einzige der polnischen aktiven oder Reservedivisionen, keine ihrer selbständigen Brigaden usw. ist diesem Schicksal entgangen. Nur Bruchteile einzelner Verbände konnten sich durch die Flucht in die Sumpfgebiete Ostpolens der sofortigen Vernichtung entziehen. Sie erliegen dort den sowjetrussischen Truppen. Von der gesamten polnischen Wehrmacht kämpft zur Zeit nurmehr ein geringfügiger Rest auf hoffnungslosem Posten in Warschau, in Modlin und auf der Halbinsel Hela."

In Modlin wurde mit der Belagerung Ernst gemacht. Schwere Artillerie wurde herangezogen, die nötige Munition bereitgestellt und an eben diesem 24. September die artilleristische Niederkämpfung begonnen, unterstützt durch Sturzbomber. Am 29. September sollte gestürmt werden. — Schon am 27. aber war die Festung artilleristisch so gut wie niedergekämpft. Als am 28. September 6 Uhr 15 unter starkem deutschem Artilleriefeuer eine an die Westfront der Festung gezogene ᛋᛋ-Standarte zum Angriff auf Fort I und den südwestlichen Vorort Zakrotschym ansetzte, fand sie zunächst noch starken Widerstand. Bald aber sickerte durch, daß der polnische Kommandant um 6 Uhr 45 den Befehl gegeben hatte, die Feindseligkeiten einzustellen und die weiße Fahne zu hissen. Die zuletzt im raschen Vorgehen begriffenen deutschen Kräfte wurden angehalten, und Kapitulationsverhandlungen wurden eingeleitet. — Die Gefangenen — ihre Zahl belief sich auf 35 000 — gaben an, man habe ihnen noch bis zuletzt erzählt, die Engländer hätten Danzig genommen und seien längs der Weichsel im Anmarsch zum Entsatz! — Den Offizieren wurde in Würdigung ihrer anerkennenswerten Haltung der Säbel belassen. —

Mit Modlin zusammen fiel Warschau. Ende und Anfang unserer Darstellung

knüpfen sich zusammen. Hat nun unsere Wehrmacht in diesem beispiellosen Feldzug einen minderwertigen Gegner niedergeworfen? Von der „Deutschen Wehr" vom 22. September (Nr. 37) lassen wir uns zwei Vorkriegsurteile über das polnische Heer übermitteln. Das eine brachte die belgische militärische Fachzeitschrift „La Belgique Militaire" in einem Aufsatz ihres Heftes vom 3. September (Nr. 32): „Diejenigen, die mit einem moralischen Verbrauch oder einem Nervenzusammenbruch der Polen rechnen, geben sich einer großen Illusion hin. Die Polen sind mehr als jedes andere Volk gewöhnt, ein gefährliches Leben zu führen ... Sie sind nicht allein überzeugt, daß sie widerstehen werden, sondern daß sie siegen werden. Sie brauchen sich nur an ihre tausendjährige Geschichte zu erinnern! Immer sind sie Sieger über die Deutschen auf den Schlachtfeldern gewesen ...; wenn der Krieg erklärt wird, wird die Armee 6 bis 6½ Millionen Menschen zählen ...; es ist nicht nur eine Phrase: die ganze Nation ist von der Wahrheit überzeugt, daß Polen nicht allein widerstehen, sondern daß es siegen wird ..." Das andere Urteil bringt das belgische Blatt aus dem „Daily Telegraph": „Polen kann eine Armee mobilisieren, die stärker ist als die französische, sie hat den Vorteil, vorwiegend aus jungen Menschen zusammengesetzt zu sein. Es fabriziert selber seine Munition in fünfzehn Fabriken und zahlreichen Spezialwerken; die Granaten, Bomben pp. sind von hervorragender Qualität, die Bombenflugzeuge sind die besten der Welt, die Polen haben — so wird zusammengefaßt — das Wesentliche, eine Armee von Soldaten, eine ausgezeichnete Bewaffnung, und sie besitzen außerdem ‚le nerf de la guerre'." — So las man's „vor Tische". Jedes weitere Wort erübrigt sich. Daß der Pole ein hartnäckig, verbissen und opferbereit kämpfender Gegner gewesen sei, haben mir auch deutsche Generale bestätigt. „Aber sie waren unzulänglich gerüstet, schlecht geführt, und durch unsere Luftwaffe waren schon nach den ersten Tagen alle ihre Fernsprechverbindungen zerstört, war ihnen die Aufklärungsmöglichkeit genommen."

Damit könnten wir enden, wenn wir nicht noch einen letzten kleinen Außenposten hinzuzufügen hätten: die Einnahme von Hela, dem letzten Zipfel wiedergewonnenen deutschen Bodens.

Von der Nordwestecke der Danziger Bucht, da, wo diese nach Westen in die offene Ostsee übergeht, erstreckt sich eine ganz schmale, reichlich 30 Kilometer lange, vielfach bewaldete Landzunge, die „Putziger Nehrung", nach Südosten in die Danziger Bucht hinein und schneidet von ihr das „Putziger Wiek" ab. Die Putziger Nehrung ist durch einige Fischerdörfer besiedelt; das größte davon, etwa 12 Kilometer nordöstlich, ist Heisterneſt. Ihre äußerste Spitze trägt den Namen Hela. Aus dem kleinen Fischerdorf Hela mit einem Leuchtturm aus der Zeit vor 1919 haben die Polen eine Küstenfestung zum Schutz ihres Kriegs- und Handelshafens Gdingen gemacht — Gdingen, dem der Führer bei seinem Besuch den Namen

„Gotenhafen" und damit die ehrende Erinnerung an das große Volk der Goten gegeben hat, die vor dem Beginn der Völkerwanderung hier an der Ostsee ihre Sitze gehabt haben. Ein wundervolles Erlebnis war es in den Zeiten vor dem Weltkrieg, auf den Dünen von Hela zu stehen, wenn, wie fast stets, die Wellen der bewegten Salzflut von allen Seiten diese Spitze umpeitschten!

Landangriff allein über die Nehrung mußte zeitraubend und opferreich sein. Dazu war der Raum — stellenweise nur einige hundert Meter breit — zu schmal. Flotte und Luftwaffe mußten entscheidend mitsprechen. Abgeriegelt aber war die Nehrung durch deutsche Landwehr da, wo sie sich vom Festland absetzt. So war jede Verbindung über die Nehrung für die Polen unmöglich. Deutsche Minensuchboote blockierten Hela zur See. „Schleswig-Holstein" und „Schlesien" zerschlugen mit ihren schweren Granaten im Verein mit den Bomben der Stukas die Bunker der Festung. In sorgsamer Tätigkeit beseitigte inzwischen die abriegelnde Landwehr die Tretminen, mit denen die Polen die Nehrung gespickt hatten.

Der polnische Feldzug war zu Ende. Am 27. September hatte Warschau bedingungslos kapituliert. Am 1. Oktober sollten die deutschen Truppen dort einrücken. Wollte Hela allein noch solange Krieg führen, bis das letzte Brot verzehrt oder der letzte Bunker zusammengebrochen war? Die wenigen Schiffe der polnischen Kriegsmarine hatten zum Teil die Ostsee schon vor Beginn des Krieges verlassen und sich in die englische Flotte eingereiht, teils waren sie hier zusammengeschossen worden. Gute 15-Zentimeter-Langgeschütze waren in Bunkern freilich noch immer auf der Spitze von Hela in Tätigkeit und antworteten den deutschen Kriegsschiffen. Sie waren so gut getarnt, daß es bis zuletzt nicht möglich gewesen ist, ihren Standort auszumachen, aber bis Danzig reichte ihre Schußweite nicht. Hela in polnischer Hand war für die Polen eine moralische Stärkung, solange Warschau und Modlin noch hielten; als aber mit Warschau noch einmal mehr als 100 000 Mann in deutsche Kriegsgefangenschaft gegangen waren, da konnten die wenigen Tausend von Hela nichts anderes mehr sein, als ein nutzloses Opfer!

Am 30. September abends 7 Uhr hört man im Lotsenamt in Neufahrwasser eine starke Explosion von Hela her, die die Fensterscheiben dieses Küstenvorortes von Danzig erzittern macht. Rückfragen ergeben, daß nicht etwa ein Flieger dort eine deutsche Bombe geworfen hätte oder daß von einem der Kriegsschiffe eine Salve abgegeben wäre. Was kann es also anderes sein, als eine absichtliche oder zufällige Sprengung in Hela? Was würde der nächste Tag bringen?

In den Nachmittagsstunden des 1. Oktober stößt ein Fischkutter von Hela ab mit drei Marineoffizieren und Marinesoldaten an Bord; er zeigt die weiße Flagge und signalisiert den deutschen Schiffen unweit der Küste von Hela, daß er Unterhändler an Bord bringen wolle. Ein deutsches Minenräumboot nimmt zwei polnische Offiziere, je einen Vertreter der Marine und des Heeres, die sich als bevoll-

mächtigt zu Verhandlungen erklären, an Bord. Um 16 Uhr 30 macht das Räumboot am Zoppoter Seesteg fest. Im Zoppoter Kurhaus finden die Verhandlungen statt. Um 19 Uhr sind sie unterzeichnet: die Ubergabe ist eine bedingungslose. Die Polen steigen wieder in das deutsche Boot ein, mit ihnen deutsche Seeoffiziere. Eine steife Brise läßt die Kriegsflagge am Heck lustig knattern, als das Boot die Fahrt nach Hela beginnt.

Unter den deutschen Seeoffizieren ist ein Admiral. Ein hoher polnischer Marineoffizier empfängt ihn am Kai. Uberall sieht man die Spuren der deutschen Beschießung. Man sieht die 15-Zentimeter-Geschütze in ihren Bunkern mit elektrischer Entlüftung und Mannschaftsküchen vorzüglich untergebracht und so gut wie unbeschädigt, aber das Fliegerabwehrgeschütz ist wenige Tage vor der Kapitulation vernichtet.

Am 2. Oktober nachmittags streckte die Besatzung die Waffen. Dazu waren am Kai einige hundert polnische Offiziere angetreten. In Hela befand sich der Admiral der polnischen Flotte, ein aus den USA. zurückgewanderter Pole, Konteradmiral v. Unruh. Er schritt die Front seiner Offiziere abschiednehmend ab. Dies entsprach einer Bitte, die er bei der Ubergabe ausgesprochen hatte und die ihm von den deutschen Unterhändlern in Anerkennung der hartnäckigen Verteidigung Helas gewährt wurde. Als er die Front abgeschritten hatte, ging er ohne sich noch einmal umzusehen an Bord eines deutschen Schiffes. Im gleichen Augenblick stieg da, wo einst der von den Polen gesprengte deutsche Leuchtturm gestanden hatte, die deutsche Kriegsflagge hoch. 250 Offiziere, 4000 Mann waren es, die hier als letzter Rest der polnischen Wehrmacht in deutsche Gefangenschaft gingen. In seinem PK.-Tatsachenbericht, V. Folge (Kölnische Illustrierte Zeitschrift 1939, Nr. 31) sagt Dr. Hans Steen:

„Zur See, zu Land und zur Luft: Polens letztes Bollwerk ist von deutschen Truppen besetzt, kein Fußbreit Erde mehr umkämpft in Polen. Die Brecher der Wogen, die bei der Heimfahrt über unser Deck laufen, dröhnen einen herrlichen Takt.

Ganz fern schon das Lichtermeer von Danzig. Und in der stürmischen Luft ist ein Tosen, als jubelten über den engen Danziger Gassen die mächtigen Glocken von Sankt Marien."

Ostwacht

Gedichtet und vertont von Ernst Kabisch im Juni 1917 in Lida (Weißrußland), dort von deutschen Soldatenchören damals gesungen, verstummt und begraben, als Deutschland 1918 zerbrach, durch Adolf Hitlers große Tat zu neuem Leben, aus Traum und Hoffnung zur Wirklichkeit erweckt.

O Deutschland, mein Deutschland,
Nach Osten aufgeschaut,
Wo gelb die Weichsel flutet,
Wo tief die Memel blaut!
Wo die weißen Birkenwälder
In der braunen Heide steh'n,
Da sollen deutsche Fahnen
Auf ewig weh'n.

Ihr treudeutschen Frauen,
Ihr Mädchen blond und braun,
Wir wollen euch umschirmen
Mit eisenfestem Zaun.
Wo die weißen Birkenwälder usw.
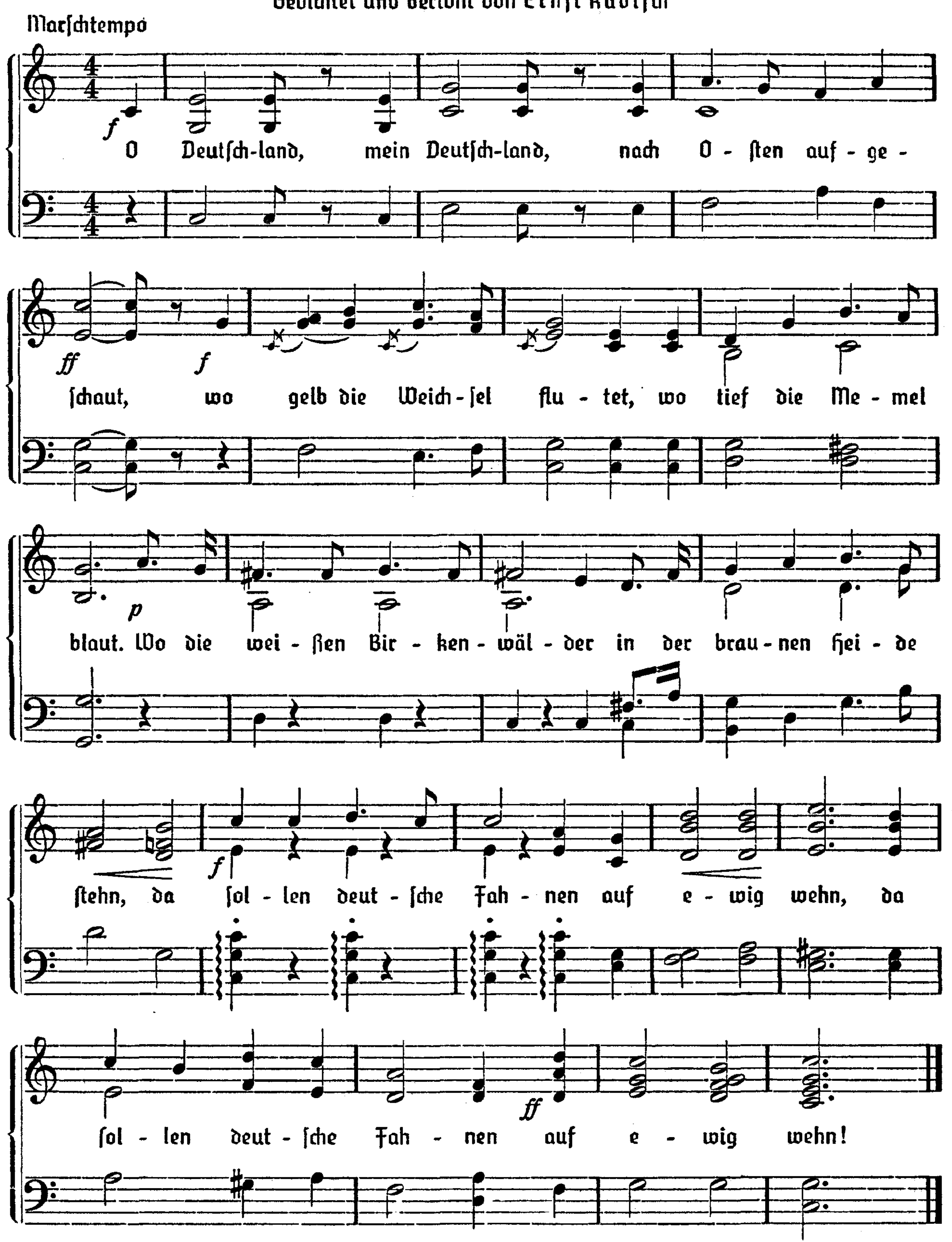
Und schmähen die Feinde
In Haß und Wut und Neid,
Wir wirken doch uns trotzig
Geräumiger das Kleid.
Wo die weißen Birkenwälder usw.

Wir schwören zu wahren
Das hoch erkaufte Gut,
Das deutsches Schwert bezahlte
Und deutscher Helden Blut.
Wo die weißen Birkenwälder usw.

Dann preisen die Enkel
Uns dankbar einst und frei
Auf lachend reichen Fluren
Und schwören stolz aufs neu:
„Wo die weißen Birkenwälder
In der braunen Heide steh'n,
Da sollen deutsche Fahnen
Auf ewig weh'n!"

Ostwacht

Gedichtet und vertont von Ernst Kabisch



Armee-Hauptquartier Lida (Rußland) Juni 1917

Einige Bemerkungen über polnische Aussprache und die im Text und auf den Kartenskizzen gewählte Schreibweise der Ortsnamen

1. Jedes polnische Wort wird auf der vorletzten Silbe betont.
2. Alle Vokale werden kurz ausgesprochen.
3. Der Pole hat die dem „on" und „in" des Französischen (mon, matin) entsprechenden Nasallaute. Er schreibt das „on" als ą, das „in" als ę, jedesmal mit einem Häkchen darunter — also ą und ę. Hier sind diese Zeichen durch om, on, em und en ersetzt, wie der einfache Pole etwa spricht.
4. Der Pole hat das deutsche sch (schön) und das französische j (je) mit verschiedenen Abtönungen in der Aussprache, dementsprechend verschiedener Schreibweise: sz, ś, si, rz, ż, ź, zi. Hier ist möglichst lautähnliche Namensschreibung versucht unter Verwendung der Zeichen sch und rj; so ist z. B. der Ort Rzeszow wiedergegeben durch Rjeschow. Ähnlich ist mit den Lauten tsch — polnisch cz, ć usw. — verfahren. Soweit möglich sind die Namen so umgeschrieben, daß das Bild des polnisch geschriebenen Namens noch einigermaßen erkennbar blieb.
5. Das polnische c (also ohne Akzent) wird ausnahmslos wie das deutsche z oder tz, nie wie k ausgesprochen.
6. Das polnische harte ł und das wie u auszusprechende ó sind nicht berücksichtigt, denn
7. leitender Grundsatz war, die Ortsnamen unter Berücksichtigung des polnischen Wortbildes so zu schreiben, daß die der polnischen Schreibart unkundige deutsche Zunge sie überhaupt und vielleicht einigermaßen dem richtigen Klange angeähnelt aussprechen kann.
8. Die Schreibweise von polnischen Personennamen ist bis auf zwei Ausnahmen nicht geändert.
9. Aus praktischen Gründen mußten statt der Umdeutschungen (Litzmannstadt, Leslau, Ziechenau usw.) die bisherigen polnischen Ortsnamen beibehalten werden.

Quellen

Die großen Reden des Führers vom 28. April, 1. September, 19. September, 6. Oktober und 9. November 1939.

Reden und Mitteilungen des Außenministers v. Ribbentrop.

Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges. Erste Folge. Auswärtiges Amt 1940, Nr. 3. Berlin 1940. Zentralverlag der NSDAP.

Der Wehrmachtsbericht über Vorgeschichte, Anlage, Verlauf und Abschluß des Feldzuges in Polen vom 24. September 1939.

Oberkommando der Wehrmacht in Verbindung mit dem Aufklärungsdienst der SA., Der Sieg in Polen. — Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin, 1939.

Die polnischen Greueltaten an den Volksdeutschen in Polen. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes auf Grund urkundlichen Beweismaterials zusammengestellt, bearbeitet und herausgegeben. — Berlin 1940.

Mitteilungen zu den Verleihungen vom Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Die amtlichen Schlacht- und Gefechtsbezeichnungen des polnischen Feldzuges. a) Heeresgruppe Nord. — Militär-Wochenblatt, 124. Jahrgang, Nr. 20. b) Heeresgruppe Süd. — Militär-Wochenblatt, 124. Jahrgang, Nr. 23.

Unser Kampf in Polen. — F. Bruckmann-Verlag, München, 1939.

Militärwissenschaftliche Rundschau, 1939, 5. und 6. Heft, 1940, 1. Heft.
Berliner Monatshefte, Oktoberheft 1939.
Militär-Wochenblatt, 124. Jahrgang, Nr. 30.
Kriegsberichterstattung in der deutschen Presse: Völkischer Beobachter. — J. B. (Illustrierter Beobachter). — Deutsche Allgemeine Zeitung. — Kölnische Zeitung. — Kölnische Illustrierte Zeitung. — Nachrichtenblatt ehem. Lothr. Inf.-Regt. Nr. 144 vom Dezember 1939. — Stuttgarter NS-Kurier. — Stuttgarter Neues Tagblatt. — Schwäbischer Merkur. — Deutsche Rundschau (Bromberg). — Dresdener Neueste Nachrichten.
Das Ordenskreuz, Thorner Heimatzeitung. — Berlin, 16. Jahrgang, Heft 1, 2 und 4.
Kriegsberichterstattung einiger ausländischer Blätter. (Einzelheiten siehe S. 82.)
Bogumil Goltz, Die Großmächte und Mysterien im Menschenleben. — Verlag Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandlung), Berlin, 1858.
Theo v. Lesko, Der großdeutsche Freiheitskrieg. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.
Kurt Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. — Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1934.
Friedrich Wilhelm Oertzen, Das ist Polen! — Verlag Langen & Müller, München, 1932.
Olivier d'Etchegoyen, Pologne, Pologne ... — Verlag André Delpeuch, Paris, 1925.